FRAUENLEBEN IM DEUTSCHEN REICH: ERINNERUNGEN AUS DER VERGANGENHEIT...

Louise Otto-Peters

Frauenleben im Deutschen Reich.

Erinnerungen

aus der Vergangenheit

mit

Hinweis auf Gegenwart und Zukunft

von

Louise Otto.

Leipzig,
Verlag von Moritz Schäfer.
1876.

Frauenleben im deutschen Reich.

Erinnerungen
aus der Vergangenheit
mit
Hinweis auf Gegenwart und Zukunft

von

Louise Otto-Peters

Leipzig,
Verlag von Moritz Schäfer.
1876.

Inhalt.

Vorwort.

Wer sich umschaut im deutschen Reich, im Leben überhaupt, im Frauenleben besonders und sich erinnert, wie es darin aussah vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren und nun gar vor einem halben Jahrhundert — wie es aussah im Hause und im Staate, in Handel und Wandel, in Wirthschaft und Industrie — der wird sich sagen müssen, daß da so gewaltige Umwandlungen vor sich gegangen sind, wie sie vielleicht noch in keiner andern Zeit in eine so kurze Spanne derselben sich zusammendrängten.

Natürlich mußten diese Veränderungen auch auf das Frauenleben ihren Einfluß üben und so wäre es nothwendig gewesen, sich bei all dem, was durch neue Entwickelungen und Erfindungen, durch die Fortschritte in Industrie, Kunst und Wissenschaft, durch sociale und staatliche Neuerungen der Allgemeinheit zu Gute kam, auch Rechenschaft abgelegt hätte: welchen Einfluß dies Alles auch auf die Lebensstellung der Frauen habe und haben müsse?

Indeß ist dies, einzelne Anläufe dazu abgerechnet, eigentlich erst in den letzten Jahrzehent geschehen. Erst seitdem hat man in größeren Kreisen angefangen, auch über diese Frage nachzudenken, Erörterungen auf Grund der geänderten Lebensverhältnisse anzustellen und sie als Frauenfrage mit auf die Tagesordnung zu setzen.

Es geschah dies von Männern und Frauen — die letztern erwachten und die erstern überlegten — damit allein schon war Vieles gewonnen. Es ist seitdem eine ganze Literatur entstanden zu Für und Wider — eine ganze, große Bewegung der Niemand mehr ein „Halt!" zurufen kann mit der Hoffnung auf Erfolg — sie geht eben ihren Gang weiter, wie Alles weiter geht zum Ziele, was den Keim der Entwicklung in sich trägt.

Wenn unsere Zeit sich rühmen darf, auf der Bahn des Fortschrittes mit Locomotiveneile weiter zu kommen und was heute noch als unmöglich galt schon morgen möglich gemacht zu haben, wenn, was vor Jahren noch ein kühnes Wagniß war, nun etwas Alltägliches geworden, das nicht einmal mehr Aufsehen erregt: so ist es ja gar nicht anders möglich, als daß dies auch dem Frauenleben zu Gute kommen muß. Wie wenig und doch auch wieder wie sehr dies bereits geschehen im letztem Jahrzehent,

wissen namentlich alle diejenigen, welche diese Bewegung mit Interesse verfolgen, und wir sind uns bewußt, ein Hilfsmittel dazu in der von uns seit elf Jahren herausgegebenen Zeitschrift: „Neue Bahnen“, Organ des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, geboten zu haben und noch zu bieten. Hier wollen wir nicht wiederholen, was wir dort allseitig im Verein mit Andern berichtet, beleuchtet und erörtert.

Hier wollen wir nur an das erinnern, was wir in diesen Beziehungen seit einem halben Jahrhundert selbst erfahren und erlebt.

Aus einzelnen Bildern, die wir da herausgreifen, wird auch die jüngere Generation sich eine Vorstellung machen können, wie es im deutschen Vaterlande aussah, als eben erst die Webstühle das Spinnrad verdrängten, aber noch keine Nähmaschinen der Handarbeit Concurrenz machten, als das Handwerk und die Industrie noch nicht auf der Stufe waren, die weibliche Hausarbeit auf allen Gebieten zu überflügeln, als es noch keine Zündhölzchen gab und kein Gas, keine Eisenbahnen und Telegraphen, als das Meiste von dem, was wir heute in unsern Wirthschaften noch nicht einmal Luxus, sondern nur Bedürfniß nennen, noch gar nicht oder nur in sehr unvollkommnem Grade, in unbequemer Weise oder nur

für die Paläste der Vornehmen vorhanden war; als es noch viele Frauen im Volke gab, die nicht schreiben und nur Gedrucktes oder gar nichts lesen konnten, — und Damen, bei denen man es noch liebenswürdig fand, wenn sie nicht orthographisch schrieben — als die Lernzeit der Mädchen durch die Confirmation im Alter von vierzehn Jahren beendet ward und auch die ältesten Frauen vor Gericht gleich den Kindern eines Vormundes bedurften, und wo es schon ein Wagniß war, wenn eine Frau unter ihrem eignen Namen zur Feder griff. —

Erst wenn wir uns wieder recht lebhaft erinnern oder es erfahren, wie es in den vergangenen Jahrzehnten aussah, welche Anforderungen man damals an die Frauen stellte, oder auch nicht stellte und zu Beiden so ziemlich durch die Gestaltung des ganzen Lebens berechtigt war — erst dann vermögen wir nicht allein einzusehen, welche Fortschritte darin die Gegenwart gemacht, als auch zu beurtheilen, welche Forderungen jetzt eben auch unter den ganz geänderten Lebensverhältuissen, wie wir sie schon andeuteten, an die Frauen der Gegenwart wie der Zukunft zu stellen sind und welche von ihnen selbst gestellt werden müssen, wollen sie anders in Einklang sich fühlen mit ihrer Zeit und mit der Stufe der

Entwickelung, welche die Menschheit bereits erreicht hat.

In meinen früheren Schriften: „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ (1866) und in der Genius-Triologie, „der Genius des Hauses“ (1868) „der Menschheit“ (1869) „der Natur“ (1871) habe ich bereits versucht, einer zeitgemäßen Gestaltung des Frauenlebens das Wort zu reden, ich werde hier nicht wiederholen, was ich dort schon gesagt, aber ich denke diese Bücher zu ergänzen durch die vorliegende Schrift — die mehr von der Vergangenheit und Zukunft sprechen soll als von der Gegenwart, die ja vor allen Blicken offen daliegt und die eben in unsrer obenerwähnten Zeitschrift ihr Spiegelbild und ihr Sprachrohr findet.

Erst wenige Jahre sind verflossen, seit sich in unserm deutschem Vaterlande die große Umwandlung vollzog, welche uns erlaubt, wieder von einem deutschen Reich zu sprechen, uns zu fühlen als Töchter eines einigen großen Vaterlandes. Mehr als je vorher beansprucht seitdem die deutsche Nation auf der Culturhöhe ihrer Zeit zu stehen, mehr als je vorher im stolzen Selbstbewußtsein errungener Größe und Macht auch die Anerkennung anderer Nationen zu finden. Da ist es denn doch wohl an der Zeit, daß auch die deutschen

Frauen mit theilhaftig werden der Vortheile, die nun durch die Einheit des deutschen Reichs und seine Machtstellung dem deutschen Volke geboten sind, daß sie selbst trachten nach neuer, größerer Bethätigung deutscher Frauenwürde und daß auch bei ihnen nachgeholt werde, was vergangene Zeiten versäumten und was erschwert ward durch die frühere Zerrissenheit des deutschen Reiches, durch die Beschränktheit des öffentlichen Lebens und durch die damalige Nothwendigkeit, in erster Linie eben nach der Erringung deutscher Einheit und Freiheit zu streben, und erst wenn diese gewonnen, für andere sociale Reformen auch den Boden zu gewinnen und zugleich Zeit und Kraft, ihn zu bebauen.

Mögen die verschiedenen Bilder und Schilderungen von Zuständen, die wir zum größten Theil aus eigner Erfahrung kennen lernten, denn jetzt an uns vorüberziehen und ganz durch sich selbst den Lesern klar machen, welche Veränderungen im Culturleben der letzten funfzig Jahre vor sich gegangen, insbesondere im Frauenleben — woraus dann wieder ganz von selbst resultiren wird, welche andere noch vor sich zu gehen haben. Wir wollen nicht belehren, nicht klagen noch anklagen, wir wollen nur einfach schildern und anregen. Wir hoffen wahr und gerecht zu sein und „der guten alten Zeit“ in

keiner Weise zu nahe zu treten, wir schreiben keine Satyre, aber wir heißen den Humor willkommen, wo er gleichsam von selbst sich einstellt — denn wir besitzen eben genug Freiheit des Geistes, um seines Einflusses uns zu freuen, im Leben wie in der Culturgeschichte und um zu wissen, daß durch ihn oft mehr verdeutlicht und erreicht wird, als durch alle sonstigen Mittel die Welt zu überzeugen und zu überwinden!

Ja, wenn es uns gelingen wird, vergangene Zustände getreu zu beleuchten, so wird uns neben vielen Kleinlichen und Peinlichen auch so viel Großes und Schönes im damaligen deutschen Frauenleben begegnen, daß wir vielleicht manchmal seufzen möchten: wo ist all diese Tiefe, dieses rege Interesse, diese Hingabe, diese Begeisterung, diese Aufopferungsfähigkeit, diese Selbstlosigkeit denn hingekommen in unsrer nüchternen, realistischen Zeit? Ist nicht das, was wir gewonnen haben durch alle Fortschritte der Cultur gering anzuschlagen gegen das, was wir eingebüßt?

Wir werden am Schluß auch auf diese Fragen die Antwort nicht schuldig bleiben — aber wir hoffen, auch die Zukunft bleibt sie uns nicht schuldig, selbst wenn die Gegenwart sich nur erst mit einem Achselzucken darüber hinwegsetzen sollte.

Wir dienen der Zukunft noch heute, wie wir ihr von je gedient, wir glauben an sie, wie wir von je an sie geglaubt — und sind dazu berechtigt durch unsere Erfahrungen, die uns daran mahnen, wie in vielen Stücken diesem Glauben schon Erfüllung geworden und aus dem, was einst Prophetie war, Erkennung der Wirklichkeit geworden ist.

Wir überlassen uns diesem Glauben an das ideale Moment im Wesen der deutschen Frau, das immer wieder durchbrechen wird, wie es auch immer wieder durchbricht im Leben des deutschen Volkes, diesem Siege des Ideals, dem die Zukunft gehört, auch die Zukunft der deutschen Frau.

Aber wir warten nicht müssig bis dieser Sieg einst komme, wir freuen uns mit für ihn zu kämpfen, damit er bald komme auch im neuen deutschen Reich und widmen auch diese Schrift, wie unser ganzes Leben, diesem Kampfe.

Leipzig, im Mai 1876.

Die Verfasserin.

Hauswirthschaft.

Weder von der Einfachheit, noch von der Umständlichkeit der Wirthschaftseinrichtung und -Führung vergangener Zeit hat das jetzige Geschlecht einen Begriff. Zwar hatte man weniger Bedürfnisse, aber auch äußerst geringe Hilfsmittel, dieselben zu befriedigen. Handwerk nnd Industrie waren nicht auf der Stufe der heutigen Entwicklung. Der Zunftzwang und die herrschenden Gewerbeordnungen tyrannisirten nicht nur die Handwerker, sie tyrannisirten auch das Publikum, man war in der Hauswirthschaft auf Selbsthilfe angewiesen. Und diese Hauswirthschaften bildeten so zu sagen viel größere Complexe als jetzt. Nicht allein jeder Handwerker, auch jeder Kaufmann und Apotheker hatten ihre Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge mit in Wohnung und Kost, jeder Rechtsanwalt seine Schreiber u. s. w. So kam es viel seltener vor wie jetzt, daß ein Mädchen, das sich verheirathete, nur allein für sich und den Gatten zu wirthschaften hatte, wobei es denn jetzt, wenn ein Dienstmädchen gehalten wird, so gut wie nichts zu thun giebt, sondern die junge Frau trat oft gleich in einen großen und meist arbeitsvollen Hausstand; sie hatte nicht nur überflüssige Nippsachen ihres Boudoirs und die Luxusartikel ihres Salons in Ordnung zu halten, worauf sich meist die Thätigkeit unserer heutigen jungen Gattinnen

im ersten Ehejahr beschränkt. Heirathete sie aber einen Gelehrten oder Beamten, Arzt oder Künstler, wo es sich wirklich nur um ein Paar ohne Anhang handelte, so verzichtete man, wo nicht besonderer Rang und Reichthum vorhanden, auf eine Gehilfin — Magd, wie man damals sagte und behalf sich mit einer Aufwärterin mindestens so lange, als die Ehe kinderlos war.

Aber es sah zur Zeit unserer Großmütter und Mütter gewaltig anders aus in Haus und Stadt und nun gar auf dem Lande, wie jetzt. Fast alle, auch die einfachsten Bedürfnisse einer Haushaltung mußte man erst in dieser sich selbst bereiten. Die Wäsche ward im Hause gewaschen, Brod und Kuchen selbst gebacken, alle Vorräthe für den Winter, Früchte vom einfachsten Dörren an bis zum complicirtesten Gelée, Fleisch in den verschiedensten Zubereitungen, Butter und Eier — Alles ward durch eigene Hausarbeit für den Hausverbrauch bereitet und aufbewahrt, wobei das Letztere oft gerade so viel Mühe machte wie das Erstere. Ja, auch Seife ward im Hause selbst gesotten und Lichte wurden gegossen — Talglichte — lange Zeit hindurch der Hauptbeleuchtungsgegenstand, auf den wir später zurückkommen, da die Wandlungen, welche die künstliche Beleuchtung erfahren, so interessant sind, daß wir ihnen ein eignes Kapitel widmen.

Auch die Gastfreundschaft war eine andere, als die jetzige und es wurden andere Anforderungen an sie gestellt. Freilich ging es da viel einfacher zu als jetzt, man war genügsamer in Beziehung auf manche Delicatessen, die eben in Rücksicht auf den Transport viel schwerer zu beschaffen waren, genügsamer in Beziehung auf die Service, auf das Vielerlei des Geschirrs u. s. w., welches

jetzt z. B. zu dem einfachsten Abendbrot erforderlich. Aber man lebte damals eben viel mehr im Hause, wie außer demselben, indeß jetzt das umgekehrte Verhältniß fast das herrschende geworden! Man suchte sonst sein Vergnügen eben nur im Hause, nicht in der Restauration, — eine Dame hätte im Winter nie eine solche betreten! War man einmal gastfrei, so sah man nicht nur eingeladene große Gesellschaften bei sich, sondern man empfing wer kam und setzte vor „was das Haus vermag“; man kam weder der Form, noch des Essens willen zusammen, sondern zur gemüthlichen Unterhaltung und da es oft wenn auch in einfacher Weise geschah, so machte das schließlich in einer Haushaltung mehr Arbeit und Kosten als jetzt die paar lucullischen Gastmähler, die eine vermögende Familie giebt und wozu oft Alles nur im Hôtel bestellt wird und der Hausfrau jede Mühe erspart ist. Und dann erstreckte sich die damalige Gastfreundschaft auch nicht nur auf Besuche für den Abend oder Tag — man hatte so manchen für Tag und Nacht und zwar auf Wochen, Monate. Das Reisen war theuer und beschwerlich, wer da einmal kam von fernen Freunden und Verwandten kam gleich auf längere Zeit — Studenten pilgerten bekanntlich zu Fuß „die Vetternstraße“, um die Ferien billig hinzubringen, für jede Dame galt es einen ungeheuren Entschluß, wenn sie in einem Gasthaus einkehrte, sie zog darum jede Familie vor, wenn sie sich auf einer Reise befand, die länger als einen Tag währte — und so fehlte es nie an Gästen, am wenigsten in solchen Familien, von deren Gastfreiheit man überzeugt war.

Am Anschaulichsten kann man schildern was man im Elternhaus selbst erfahren und ich denke, so ungefähr wie

1*

bei uns ging es in den meisten Familien des Mittelstandes zu, wo das Haupt, der Ernährer derselben, das Nöthige dazu verdiente und gewissenhaft verwendete. Mein Vater besaß ein eignes Haus in Meißen und einen Weinberg in der Nähe, war — wie es nach römischen Muster hieß — „Senator" und Gerichtsdirector, später, nach neueren Einrichtungen, allein das letztere, da es eben in Sachsen noch Patriamonialgerichte gab. — Die Eltern, vier Töchter, eine Schwester der Mutter, zwei Schreiber und ein Dienstmädchen, bildeten einen Durchschnittshausstand von neun Personen, der bei einer großen Wohnung parterre und erste Etage eines Eckhauses von 14 Fenstern und ein paar Zimmern des dritten Stockes, schon ein ziemlich respectabler und eben dadurch noch mehr, als er selten ohne auswärtigen Besuch war. Eine Kammer des Erdgeschosses hieß gar nicht anders als die „Studentenkammer", weil sie nur für junge Leute bestimmt war, da gab es Neffen u. s. w., die sich darin niederließen, wenn sie Ferien oder in anderen Verhältnissen keine Stelle hatten; dann gab es wieder Nichten, die zu halben oder ganzen Jahren in unserer Familie sich vervollkommnen oder unterhalten sollten und die unser Mädchenzimmer mit theilten, dann wieder Freundinnen von Mutter oder Tante, die gern einmal einige Wochen sorgenfrei zubringen wollten — Verwandte und Freunde, die aus wahrer Freundschaft kamen und aufgenommen wurden oder um die schöne Gegend zu genießen, für welche dann besondere Gastzimmer bereitet waren. Natürlich vermehrte dies die Hausarbeit nicht wenig — aber alle weiblichen Hände mußten mit zugreifen und es ging, da eben die Mutter selbst das allerbeste Beispiel gab. Vom frühen Morgen

an war sie in der Wirthschaft thätig und dabei doch jeden Augenblick bereit, am Morgen kurze Besuche und Mittag und Abend Gäste zu empfangen — auch im Sommer, auf der Sommerwohnung, dem Weinberg, auch wenn wir nicht ganz da wohnten, sondern nur Nachmittags hinausgingen. Gab es im Winter erst Thee und Backwerk, dann, am gedeckten Tisch eines anderen Zimmers, kalte Küche und Wein, so auch im Sommer, nur vorher schäumende Milch mit Backwerk und Obst. Man nahm eben was im Hause war — aber ein Blick auf diese Vorräthe erscheint mir jetzt fast märchenhaft!

In großen Kellern lagerten ganze Kufen vom Rhein mit den besten Sorten gefüllt, daneben friedlich der sonst so verrufene Meißner in veredelter Gestalt, Stückgefäße von allen Größen und Werthen und ganze Dutzende gefüllter Flaschen — den Weinkeller besorgte der Vater selbst. Daneben ein andrer Keller, wo auf besonderen Gestellen viele Scheffel Aepfel wohlgeordnet lagen, darunter die Kartoffeln, dann zwei riesenhafte Pökelfässer, wohlgefüllt mit Rind- und Schweinefleisch, das dann später, theilweis in den eignen Räucherkammern auf den Boden durch Holzrauch in den Essen, mit vielen Würsten noch eine zweite Zubereitung erhielt. In Gewölben des Erdgeschosses Buttertöpfe von allen Größen wohlgefüllt, zum Kochen für den Winter, Fässer und Krüge mit Gurken und Gemüsen, ganze Schränke voll Büchsen mit eingemachten Früchten, ganze Horten voll gebacknes Obst, Eier in Stellagen mit Löchern zierlich aufgestellt, andere vom Juli und August in irdenen Töpfen und Kalk wohl verwahrt — ein Erträgniß der eigenen Hühnerzucht — und dann, je nach der Jahreszeit, Wild vom kleinsten bis

zum größten, Geflügel u. s. w. Auch die Materialwaaren wurden im Ganzen gekauft — Zucker und Kaffee mindestens nach $^1/_4$ und $^1/_2$ Centnern und so Alles. Da wirthschaftete es sich wohl hübsch und wenn Besuch kam, brauchte man nur aus Keller und Speisekammer zu holen, was gebraucht ward — allein Alles dies vorzubereiten und zu erhalten erforderte doch keine geringe Mühe. Wie oft mußte man nicht allein im Keller nach den Aepfeln sehen, die, mit den faulen Fleckchen heraussuchen, sie noch schnell zu verwenden. Nun, zum Glück gab die Mutter das Beispiel, daß solche Arbeiten wie ein Vergnügen betrachtet wurden. Wie hüllte man sich im Winter ein, um immer gern zu Zweien trepp auf, trepp ab zu laufen und alles Nöthige zu besorgen und herbeizuholen. Das Beste aber war, daß immer alles seinen stillen geräuschlosen Gang gehen mußte, daß nirgend Wirthschaftslärm sich hörbar machte, nie durfte von Andern bemerkt werden, daß es viel zu thun gab. Da huschte man leicht und leise hin über die wollenen Deckenläufer in den Vorzimmern und Corridoren, da gestalteten sich die gemeinsamen häuslichen Arbeiten, gerade weil es so wenig Dienerschaft dabei gab, zu angenehmen Geschäften, von Frohsinn und heiterm Mädchengeplauder gewürzt. Da galt es als eine Ehre, einen Ruhm, Hausarbeiten zu bewältigen, die man eigentlich nicht nöthig hatte, die Niemand den weißen, feinen Händchen zugetraut. Da freute man sich der Arbeit selbst und dann ihres Resultates, ja, es war ordentlich belustigend, mehr zu thun, als selbst von der Mutter angeordnet war, allein, ohne fremde Beihülfe und ohne daß jemaud Anders eine Ahnung davon hatte. Man spielte gern Heinzelmännchen und Aschen-

brödel und zwar im vollsten Sinn des Wortes — denn man träumte sich aus so realistischen Geschäften gern in das Reich der Feen und der Romantik hinüber — man athmete im Küchenbrodem geduldig, weil man wußte, daß es draußen im Garten, auf dem Weinberg balsamische, reine Luft gab — die eigentliche Lebensluft, die man auch dann wieder frei und ganz genießen durfte, man hatte ja das ganze Köpfchen angefüllt von Romantik und Idealismus voll Schiller und Jean Paul und höher klopfte das Herz vor der Fülle von Poesie, die es in sich aufgenommen.

Ja, die Welt der Poesie war nie und nirgend über der Hausarbeit vergessen! Wenn man beisammen saß im Vorsaal oder in der „Kinderstube", die später, wo es keine Kinder mehr gab, sondern nur ich, als sieben Jahre jüngeres „Nesthöckchen" als die vorgehende Schwester noch eine Zeit lang Schulkind war zur Stube für häusliche Arbeit geworden — wenn man da Gemüse zuputzte oder Obst zum Einsetzen vorbereitete — es war eben nicht die hübscheste Arbeit Johannisbeeren abzubeeren, Bohnen zu schneiden, Schoten aufzubrechen, Pilze zu putzen u. s. w. — aber da wurde dabei vorgelesen, das mußten sich die englischen wie deutschen Romanschriftsteller gefallen lassen: Walther Scott, Cooper und Bulwer, Wilhelm Hauff, Ernst Wagner, Henriette Hanke, Caroline Pichler, Rellstab, Seatsfield u. A., sie verloren Nichts von ihrer Würde. Ihre Charaktere prägten sich uns nur um so lebendiger aus und ein, als man gleichsam zusammen mit ihnen lebte, von ihnen sprach in Ernst und Scherz. Ebenso ward vorgelesen bei der gemeinsamen Näharbeit — und es gab allerdings viel zu nähen in einer so großen und

immer in gutem Stand gehaltenen Wirthschaft. Nähmaschinen und Geschäfte fertiger Wäsche gab es noch nicht und es hätte in einer Familie mit Töchtern für eine Schande gegolten, Näharbeit, selbst die einer Ausstattung außer dem Hause fertigen zu lassen, während man doch gerade auf große Wäsche-Vorräthe hielt und diese als das nothwendigste Fundament eines geordneten Haushaltes betrachtete; doch davon später.

Hier noch Einzelnes über hauswirthschaftliche Einrichtungen jener Zeit. — Es wurden vorhin beiläufig die Decken in den Corridoren u. s. w. erwähnt. Ich muß bemerken, daß dies schon ein großer Fortschritt war. Bislang hatte die Sitte geherrscht, über die weißgescheuerten Dielen im Wohn- und Vorzimmer und auf den Treppen weißen Sand zu sieben, er wurde täglich am Morgen weggekehrt, um so den Schmutz mit zu entfernen, und wieder frischer darüber gestreut. Ich entsinne mich noch genau, daß meine Mutter unter den ersten Hausfrauen war, welche diese entsetzliche Sitte abschafften, aber daß sie noch lange in vielen Familien bestand. Wie das bei jedem Tritt knirschte und stäubte! welche Qual für Ohren, Nerven und Lungen! wie ungesund! und wie gefährlich auf den Treppen, zumal auf Steintreppen, man denke vollends des Abends, wenn sie nicht erleuchtet waren! Es gehörte Talent dazu, die Treppen nicht hinabzufallen und fast täglich geschah es, besonders den Kindern. Allein der Sand gehörte so lange zur Ordnung, bis man begann, die Treppen von Stein, statt sie zu scheuern, mit Thon zu überstreichen und ihnen dadurch ein freundlicheres Ansehen zu geben. Verschwand aber der Sand auch aus den Zimmern, die Brettdielen blieben und es gehörte zum

Ruhm der Hausfrau, daß sie immer blendend weiß und fleckenlos aussahen, zur Qual der Kinder keine Flecken auf sie zu machen und zum Entsetzen des Hausherrn, daß sie so oft gescheuert wurden! Ja, man denke nicht, daß ein halbgroßes Zimmer etwa in einem halben Tag gereinigt war — das erforderte eine ganze Tagarbeit und mehr. Schon am Abend vorher wurden in der Regel die Fettflecken auf den Dielen mit Töpferthon mittelst eines Hölzchen eingestrichen — eine Hausarbeit für Kinder — ich habe sie sehr oft selbst verrichtet! Dann ward das ganze Zimmer ausgeräumt bis auf die schweren Möbels, die, wenn sie elegant waren, an die Füße gewissermaßen Strümpfe bekamen, damit sie nicht vom Wasser litten. Die Scheuerfrau mit drei Fässern erschien dann so bald es tagte, kniete auf einem Scheuerbret und verrichtete ihre Arbeit mit Scheuersand und Strohwisch und grauen Scheuertüchern, Diele für Diele. Hatte sie ihr Werk vollendet, was wie gesagt viele Stunden dauerte, ward Sand darüber gestreut und nachher wieder weggekehrt — aber trotz alles Lüftens blieb das Zimmer den ganzen Tag naß und mit jener Atmosphäre nassen Holzes angefüllt, die Zahnschmerzen und Gliederreißen aller Art erzeugte! — Kein Wunder, daß besonders den Männern solche Scheuertage ein Gräuel waren und daß sie darum gern hinter ihren Rücken angesetzt wurden, d. h. wenn sie verreisten oder außer dem Hause zu thun hatten. Aber nun der Schrecken, wenn sie früher wiederkamen als berechnet und als man fertig war — da gab es in den friedlichsten Familien Verstimmung und anzügliche Reden über den „Scheuerteufel“ u. s. w., in andern kam es zu Donnerwettern, zu Streit und Zank! Ja, wer über viele Zimmer

zu verfügen hatte, da konnte man sich noch einrichten und flüchten — es war immer ungemüthlich, so oft aus der gewohnten Ordnung zu kommen, aber es war doch zu ertragen. Aber nun denke man, wer nur auf ein Zimmer angewiesen! Die Verlegenheit, wenn dann Besuch kam, die ganze üble Existenz, die Erkältungen! Und in Wohnzimmern wiederholte sich dieser Auftritt jede Woche — Freitag und Sonnabend waren die beliebten Scheuertage! Außerdem wurden die Zimmer täglich mit Sägespänen ausgekehrt, eine Procedur, die auch drei verschiedenartige Besen erforderte; um das Scheuern weiter hinauszurücken; rieb man auch zuweilen die Dielen mit Sand und Sägespänen auf — das geschah mit der bloßen Hand — Scheuerbürsten und dergleichen gab es nicht — ich habe es selbst zuweilen gethan, wenn es auch nicht von mir verlangt ward — aber ich that es in meiner Vögelstube, damit man nicht sagte, meine Lachtauben, mein Staar, Finke, Canarienvogel u. s. w. machten zu viel Arbeit für Andere im Hause.

Es dauerte lange, ehe man einzelne Zimmer zuerst im Winter mit wollenen Teppichen ausschlug, dann kam das Wachstuch dazu auf, später bohnte man die Dielen braun, dann lackirte man sie, bis man beim heutigen Parkett angelangt. Wie viel ist nur dadurch an täglicher Hausarbeit erspart, wie sind die Scheuertage zur lächerlichen Sage geworden!

Auch die großen Wäschen — die andern Schreckenszeiten der Männer — in den Familien, kommen nur noch in wenigen vor und wo man sie noch veranstaltet, da ist die Schreckenszeit durch die Wasch- und Wringmaschinen und durch die Fortschritte nicht allein der Industrie, sondern

auch der Humanität sehr abgekürzt. Die Waschfrauen der alten Zeit erschienen in der Regel schon früh um drei Uhr bei ihrer Arbeit, meist galt es erst aus selbstgesammelter Holzasche die Lauche zu bereiten, an deren Stelle wir uns jetzt der Soda bedienen und so standen sie dann bis zum späten Abend im zugigen dumpfen Waschhaus bei ihrer beschwerlichen Arbeit. Nachher ging es auf den Bleichplatz, wo sie in der Regel zwei Tage und eine Nacht zubrachten, letztere oft unter freiem Himmel auf nasser Wiese, dicht am Wasser und wenn die Wäsche gespült ward, so wateten sie oft stundenlang im Fluß, nachdem sie vorher den heißesten Brand der Mittagssonne ertragen. Auch auf den Bleichplan mit der Schwester zu gehen, den Waschfrauen ihr Vesper zu bringen und dann mit die Klammern beim Aufhängen zuzulangen, war mir ein Vergnügen. Und dann freute ich mich wieder darauf, wenn es später auf die Rolle ging und man mich auf das obere Brett derselben setzte und mich ein Bischen mit hin und herrollte. Aber dann fiel mir wieder in der Rollkammer die Folterkammer der Rittergeschichten ein, ich nahm die Rolle als Tortur und dachte mir, wie es sein müsse, wenn ich einmal unten auf dem Rollholz säße und die obere Walze ginge über mich selbst hinweg! Dann bekam ich Angst und lief fort und nahm lieber zuhause mein langweiliges Werk wieder auf, das beim Wäschelegen der Schwestern meinen Kinderhändchen zufiel: die schmalen Bänderchen breit zu glätten, die sich damals an den meisten Leinenzeug befanden — auch eine Qual bei dem Ordnen derselben.

Aber während die Wäschen doch noch in der Gegenwart, wenn auch in sehr veränderter Gestalt durch die

Waschmaschinen, in größeren Haushaltungen oft noch eine Rolle spielen, so ist von anderen Hausarbeiten, wie z. B. Licht- und Seifensieden und Brodbacken schon längst nicht mehr die Rede. Auf jenes kommen wir in einem spätern Abschnitt zurück — aber wenn wir heute alles Gebäck vom täglichen Brod bis zur feinsten Torte, vom Bäcker und Conditor fertig holen lassen, sogar ohne daß es erst einer besonderen Bestellung bedarf, so wollen wir einmal uns auch hier die ganze Umständlichkeit früherer Zeit zurückrufen.

Da ward denn aller acht oder vierzehn Tage ein großer Backtrog in die Koch-, hier und da wohl in die Wohnstube gestellt, die Hausfrau oder Magd, in späterer Zeit ein Bäckergesell, rührten und kneteten dort den Brodteig ein, mischten ihn mit dem Sauerteig und am andern Morgen wurden die Brode geformt und in den vorher geheizten Hausbackofen geschoben. Damit verband man denn auch gern noch eine Familienfestlichkeit und fügte zum Guten das Schöne, zum Nöthigen auch die Annehmlichkeit des Lebens, d. h. man buck von dem Brodteig, den man als übriggeblieben bezeichnete, noch Kuchen, belegte die dann aufgetriebenen Platten mit Obst, Speck oder Syrup — je nach Geschmack, wobei es denn natürlich an Butter nicht fehlen durfte — warm genossen schmeckte dieser bescheidne Kuchen den genügsamen Gaumen am besten. Es galt also ihn meist beim zweiten Familienfrühstück zu verzehren und es kam vor, daß Kinder darum die Schule versäumen durften, weil daheim Brodkuchen gebacken ward. Aber in manchen Gegenden — und ich glaube Sachsen hat sich darin immer ausgezeichnet — ward in den Familien zu allen nur möglichen Gelegen-

heiten Kuchen gebacken, so zu den hohen Festen: Ostern und Pfingsten, zum Reformationsfest, zur Kirchweih, zu Fastnacht Plinsen und Pfannkuchen, zu Weihnacht Striezel oder Stollen. Bis in die neueste Zeit hinein hat sich noch in manchen Familien das Stollenbacken erhalten — aber nur in der Weise, daß die Ingredienzen dazu im Hause vorbereitet und dann, etwa unter der Aufsicht eines Familiengliedes, zum Bäcker geschickt werden — wie würden über diesen letzten Rest patriarchalischer Gewohnheit, der eigentlich mehr auch eine Ironie auf die der Vergangenheit, denn ein Rest von ihr ist, unsere Großmütter die Nase rümpfen! Dem Weihnachtsfest hätte sonst die fröhliche Vorweihe gefehlt, wenn nicht eines schönen Abends einige Tage vorher die ganze Familie, wenigstens alle Frauen und Kinder, von zwei stattlichen Talglichtern beleuchtet um einen großen Tisch gesessen, Rosinen gelesen, Mandeln abgezogen und gewiegt, Zucker und Zimmet gestoßen hätte. Und dann ward im Hause Alles abendlich zusammengewirkt, wie der Brodteig und ein „Hefenstückchen" gemacht, zur Probe ob die Hefe gut sei und dem Werk Gelingen verheiße.

Da existirte bei uns denn auch eine besondere „Kuchenstube" zur Aufbewahrung der Kuchenvorräthe — die Napfkuchen zum Kaffee, wie die dünnen Kuchen zum Vesper, standen da so einladend auf ihren Deckeln und Blechen — welch' ein Fest für uns Kinder zu den Feiertagen und welche Beruhigung für die Hausfrau, wenn sie auch über so viel Kuchenvorräthe verfügen konnte, wenn Besuch kam. Konnte man dies nicht, nun, so entschloß man sich eben kurz und gut und buck selbst auch zu Geburtstagen, Kuchen, Aschkuchen oder Torten —

denn alle diese Genüsse waren kaum in den großen Städten bei einzelnen „Schweizerbäckern“ für Geld zu haben und dann meist auch nur auf Bestellung, in den kleinen Städten aber fast gar nicht. Man muß es sich vergegenwärtigen, daß früher, namentlich zu den Zeiten, wo der Zunftzwang noch in seiner vollen Glorie herrschte, jede Stadt nur eine bestimmte Zahl von Bäckern hatte und daß sie es sich so bequem machten nicht einmal täglich zu backen, sondern „das Weichbacken“ ging reihum, so daß auf je tausend Einwohner immer nur ein Weich- und Weißbäcker kam — die Namen der Betreffenden wurden in den Lokalblättern bekannt gemacht und außerdem hatten sie zum Zeichen ein weißes Tuch auf ihren Bäckerladen hängen, waren aber verpflichtet, früh am Morgen einen Theil ihrer Waaren in die gemeinsame Verkaufsstelle, die am Markt befindlichen, sogenannten „Semmelbänke“ zu schicken. Welche Unbequemlichkeit für das Publikum, welcher Zeitaufwand durch den Weg, der oft noch umsonst gemacht ward von Einem zum Andern, wenn es am Nachmittag war und wobei noch oft nur die schlechteste Waare zu haben, denn das Publikum war ja, da es keine Concurrenz gab, gezwungen auch diese zu kaufen.

Wenn dann auch die Hausfrauen Schwarz- und Weißbrod nicht mehr selbst buken, so setzten sie eine Ehre darein, sich auf feines Gebäck zu verstehen und selbstgebackene Torten auch an Freunde und als besondere Aufmerksamkeit, wo man eine solche nöthig fand, zu verschenken. Meine Mutter besaß eine besondere Geschicklichkeit in dieser immerhin schwierigen Kunst, verstand sich sogar auf Zuckerguß und Ausputz derselben, wozu die in Zucker eigenhändig eingesetzten Früchte passend mit verwendet

wurden. Es lag in der That etwas Künstlerisches in diesen Ausschmückungen, es konnte sich in ihnen ungleich mehr Genialität offenbaren als in den schablonenmäßig nach Muster und Modezeitungen ausgeführten Stickereien, mit welchen sich heutzutage die Frauen und Töchter des Hauses beschäftigen, die vor Langeweile und weil ihnen eben die Industrie und der Fortschritt in Handel und Gewerbe eine häusliche Arbeit nach der andern abgenommen hat, nicht wissen was sie thun sollen.

Die Hausfrauen von einst waren auf sich selbst gestellt — sie mußten all das selbst thun, angeben, bedenken, was ihnen jetzt fertig geliefert wird, zu schwerer und zierlicher Arbeit zugleich geschickt sein, selbst sich keiner scheuen und jede anordnen und übersehen können, damit das Hauswesen gedieh und was der Mann verdiente von der Frau und ihrer Arbeit richtig verwendet und zum Theil erhalten wurde. Wohl war es da ziemlich, Respekt zu haben vor solch einer guten Wirthin, wohl mochte der Mann sich freuen, wenn er nicht nur für sein Herz, wenn er auch für seine Wirthschaft die passende Wahl getroffen und er hatte vollständig recht zu verlangen, daß die Gattin auch dieser sich in erster Linie widmete. Da war die Frau in der That eines der nützlichsten Mitglieder in der Gesellschaft, in der Volkswirthschaft — es war allerdings fast immer ein empirisches Wissen, was sie sich angeeignet durch Erfahrung, Beobachtung, durch eignes Nachdenken — Pflicht, Liebe und Ehrgefühl leiteten sie dabei — die gute Hausfrau und Wirthin war mit Recht als solche hoch geschätzt, die schlechte verachtet und verspottet.

Und so waren auch bei all diesen Arbeiten des Haus-

wesens helfende weibliche Hände willkommen. Die Töchter gingen der Mutter von früh an helfend zur Hand, und waren auch damals die Schwiegermütter selten eine willkommene Zugabe; so mußte man doch gestehen, daß sie thatkräftig mit eingriffen und halfen in Wirthschaft und Haus, und die unvermählten Schwestern und Tanten machten sich nicht minder dabei nützlich, wenn es freilich auch vielleicht nicht immer ein beneidenswerthes Loos war, in einer fremden Wirthschaft nur mit zu helfen, anstatt eine eigene zu leiten. Aber oft schlang auch wieder die gemeinsame Arbeit, die Pflicht und Freude derselben, das Bewußtsein sich nützlich zu machen auf der einen und die Einsicht für die geleistete Hilfe dankbar sein zu müssen, auf der anderen Seite, ein Band des Segens und der Liebe um solche zusammenlebende Verwandte, das fest und unzertrennlich war.

So lebte man denn Jahr aus Jahr ein in der Arbeit und den Frieden der Häuslichkeit, wie einer anspruchslosen, ebenfalls meist an das Haus anknüpfenden Geselligkeit fort. Man hatte wohl anch Zeit zu Schlittenpartien und Bällen, man gab Gesellschaften und nahm Einladungen zu denen anderer Familien an, man huldigte den Dilettantismus in der Kunst, man ging ins Theater und betheiligte sich wohl selbst an Liebhabertheatern und Wohlthätigkeitsconzerten — man ging im Sommer in Gartenconzerte und machte gemeinschaftliche Spaziergänge und Landpartieen zu Fuß — wobei man sich oft mit „Semmelmilch“ oder neuen Kartoffeln und Wein begnügte — aber es jagte nie ein Vergnügen das andere, man genoß sie in Zwischenräumen, denn man fühlte sich doch verpflichtet bei so viel häuslicher Arbeit, mehr im Hause

zu leben, als außerhalb desselben, die Freuden des Familienlebens wurden weder von Männern noch Frauen gering geachtet. Jene fühlten sich am Abend daheim wohler als im Wirthshaus, der Restauration, den Klubb — diesen wäre es nie eingefallen, wie jetzt leider immer mehr geschieht, den Gemahl in die Restauration zu begleiten, sie hatten die Ueberzengung, daß sie damit nicht allein ihre Hausfrauenwürde, sondern überhaupt einen Theil ihrer weiblichen Würde aufgeben müßten — die Abende im Familienkreis waren für Eltern und Kinder doch immer die traulichsten und gemüthlichsten.

Dabei verliefen denn die Winter nie so aufregend und nervenabnutzend, mit so viel durchschwärmten Nächten und raffinirten Genüssen, daß es dann im Sommer nöthig geworden wäre, sich davon in einem Bade, auf Reisen und in Sommerfrischen zu erholen — man fragte einander nicht: „wo werden sie diesen Sommer hingehen?“ wie es heutzutage geschieht, wo es gleich angenommen wird, daß Niemand in seinem Daheim bleibt, sondern irgend wo anders wieder neues Vergnügen, neue Zerstreuung sucht — sondern man war glücklich, wenn man einen Garten am Hause hatte oder eine bescheidne, stille Sommerwohnung, ein Lusthäuschen in nächster Nähe. — In Bäder reisten nur die wirklich Kranken und von diesen auch nur die wohlhabenden und reichen — denn wenn auch die Preise des dortigen Aufenthaltes in keinem Verhältniß standen zu den gesteigerten der Jetztzeit, so war doch die Reise selbst zu theuer und man fühlte sich eben zu sehr an das eigne Haus gefesselt.

Wie hätte sonst je eine Gattin den Gatten, eine Hausfrau ihr Hauswesen, eine Mutter ihre Kinder verlassen

mögen, ohne die allerdringendste Nothwendigkeit? Wo fand sich eine Stellvertreterin, die gleich einer so vielseitigen Wirksamkeit gewachsen war, der es die Hausfrau anvertrauen konnte, eine Wirthschaft zu führen, in der es ja nicht nur galt, für die täglichen Mahlzeiten zu sorgen, sondern wo es im Sommer wieder noch ganz besondere Obliegenheiten gab: Feldzüge gegen allerlei Ungeziefer, Wäsche bleichen, Betten sonnen und alle die schon erwähnten Vorkehrungen für den Winter, das Aufbewahren von Früchten und Gemüsen?

Doch dem Reisen wollen wir, wie dem Licht, besondere Abschnitte unserer Jugenderinnerungen widmen, sie mögen das ergänzen, was wir hier angedeutet.

Licht und Feuer.

Wenn wir jetzt Abends im Dunkeln ein befreundetes Haus verlassen, wo wir einige Stunden nur im Familienkreis oder in größerer Gesellschaft zubrachten und wir haben uns nicht sehr verspätet, so verabschieden wir uns an der Vorsaalthür und gehen die mit Gas — oder doch mindestens mit Petroleumlampen — erleuchtete Treppe hinab. Auf der Straße brennen überall Gaslaternen — höchstens verlöscht ein sparsamer Magistrat von 10 oder 11 Uhr an eine um die andere — aber wir sehen genug, um jeden Begegnenden, jede bedenkliche Wegstelle früh genug wahrzunehmen. Wenn wir dann unsre Hausthür erreicht haben, so empfängt uns auf's Neue die beleuchtete Hausflur. Haben wir unsre eigne Wohnung verschlossen und ist es in ihr finster, so hilft uns nicht allein, wenn wir sie geöffnet, der von außen hereinfallende Schein — sondern es bedarf nur eines Griffes nach dem bereitgelegten Zündhölzchen — so haben wir Licht und fühlen uns wohnlich in den heimischen Räumen.

Wer von dem heutigen Geschlecht wundert sich nicht, solch einen alltäglichen Vorgang so umständlich geschildert zu finden? Wer ist heute noch froh darüber oder gar dankbar dafür, auf erleuchteten Treppen und Straßen zu wandeln und mit der kleinsten Handbewegung mittelst eines unscheinbaren Hölzchens sich zu Licht zu verhelfen?

Und doch sind es noch nicht funfzig Jahre her — da gehörte dergleichen in die Feenmärchen und unerfüllbaren Wünsche!

Sagte man da seinen Freunden gute Nacht, so ward man noch von ihnen selbst oder einem dienstbaren Geist feierlich die Treppe hinabgeleuchtet — denn sie war für gewöhnlich finster und nur zu außergewöhnlichen Gelegenheiten, wenn man Besuch erwartete und eingeladen, war hier und da ein Talglicht herausgesetzt oder ein Oellämpchen, das immer schweelte, wie im Faust, oder eine große hängende Treppenlampe angezündet, welche Massen von Oel consumirte. Auf den Straßen brannte hier und da an einer Ecke eine Oellampe, die nur einen spärlichen Schimmer verbreitete. Als man sie später quer über die Straße zog an langen Ketten, daß sie in der Mitte des Weges hingen, diese beleuchtend, aber bei jedem Wind bedrohlich hin und herschwankend, so war dies schon ein großer Fortschritt.

Allein bei so bewandten Umständen empfahl es sich, noch eigner Beleuchtung sich zu versichern. Da besaß denn jede Patrizierfamilie eine große Laterne, die sie sich bei Ausgängen zu Abend oder Nacht von dem Diener oder der Dienerin vorantragen ließ. Es war dies ein sehr respectables Gebäude, meist ein Gestell von Zinn oder Messing mit einer thurmähnlichen durchbrochnen Erhöhung, durch welche die nöthige Luft einzog und an dessen höchster Spitze sich auch der Ring zum Tragen befand. Die ovale Hinterseite und die vorn sich als Thür öffnende Seite waren von geschliffenem, gewölbten Glas, zuweilen mit einem hervorspringendem Glasknopf in der Mitte, die schmalen Seiten aus Metall reflectirten

das Licht, das von zwei dicken kurzen Wachskerzen auf blanken Düllen am Fuß der Laterne ausging. Natürlich war es ein Hauptstolz für Besitzer und Träger, wenn Glas und Metall daran immer spiegelblank geputzt waren und es hatte für alle Begegnenden etwas Imponirendes, wenn im Straßendunkel eine solche respektable Beleuchtungsmaschinerie auftauchte — man dachte immer, daß dann auch eine stattliche Herrschaft folge — ich erinnere mich selbst mancher Verhöhnung in meiner Kindheit, wenn man sich in dieser Beziehung getäuscht hatte und ein kleines Schulmädchen hinter der kolossalen Laterne mit den zwei Kerzen auftauchte, welche der Schreiber meines Vaters mir vortrug, wenn ich Abends von einer Schulfreundin heim geholt ward. Oft schlossen sich auch in bescheidner Weise andre Nachtwandlerinnen an, die nicht mit Laternen versehen waren. Wer keine Dienerschaft hielt, besaß eine solche oder ähnliche, wenn auch kleinere oder minder elegante Laterne — auch die einfachsten Stalllaternen kamen oft genug zum Vorschein — sich vortragen zu lassen, mußte dies Geschäft selbst übernehmen und zu diesem Zweck erging sich die Industrie allmälig in immer neuen Formen und Einrichtungen. Da gab es runde Glas-Cylinder-Hängelaternen mit einem Pappfutteral, das man, wenn man sie zum Leuchten benutzte, in die Höhe zog, indeß der Cylinder mit dem Licht auf einem Blechbrettchen nur durch Schnüre mit dem Futteral verbunden war — sie schwankten ewig und da man sie oben an einem Ring, darin die Schnüre endigten, tragen mußte, so verbrannte man sich sehr leicht Handschuh und Finger, auch baumelten sie im Wind, oder wenn man schnell gehen wollte, sehr unangenehm hin und her und verlöschten

leicht. Eleganter und zweckmäßiger waren die Cylinder in Messing oder lackirtem Blech, das den Hänkel hinten hatte und zwei Flügelthüren öffneten, die innen blank das Licht reflectirten, auch hatte man sie eckig in Buchform u. s. w., auch rund mit einem Stock unten, nach Art der Wagenlaternen. Da sie bei jedem Ausgang beräucherten, voll Wachs tropften u. s. w., so war das Laternenputzen auch eine jetzt ungekannte Sorge der Frauen — denn eine im schlechten Zustand befindliche Laterne — mochte sie nun eine Duodez- oder Folio-Ausgabe sein, ließ auf mangelnde Accuratesse der ganzen Wirthschaft schließen. Bei einer großen Gesellschaft sah man in den Vorzimmern ganze Reihen stattlicher Laternen stehen, von Dienern und Dienerinnen mit Stolz entzündet — und in kleinen Privatkreisen, wenn man mit seinen eignen Laternchen ging, war es noch ein Abschiedsamüsement, sie selbst zu entzünden und dann mit ihnen in der Hand wie Leuchtkäfer fort und nach allen Weltgegenden auseinander zu fliegen. Es gab darunter auch sogenannte „Blendlaternen“, bei denen man selbst gar nicht gesehen ward und welche auf die Begegnenden ein unerträglich blendendes Licht warfen.

Aber, wie schon erwähnt, man bediente sich der Laternen auch weil auf Hausfluren und Treppen keine Beleuchtung herrschte und weil man, wenn man nach Hause in die leere Wohnung kam — doch nicht erst Licht zu machen brauchte.

Licht machen! Ja, das war zur Zeit unsrer Großmütter eine Kunst, die nur wenige verstanden — und wenn sie eine Magd mietheten, so war mit eine der ersten Fragen die: ob sie auch Licht machen könne?

In jeder Küche stand damals meist auf einem Sims über dem Herd ein länglich viereckiges Kästchen von weißem Blech, dasselbe enthielt vier Gegenstände, die man haben mußte, um Licht zu machen: einen Stahl, ein Stück Feuerstein, Schwefelfaden und in einer nach unten mit Blech geschlossenen Abtheilung, eine braunschwarze trockne Masse, die man „Zunder" hieß. Dieselbe ward hergestellt meist aus — alten Strumpfsocken, welche man deshalb in jeder Haushaltung sorgfältig aufhob und die von der Hausfrau oder Köchin am Licht so weit gesengt oder gebrannt wurden, daß sie schwarzbraun aussahen und leicht auseinanderfielen. Da aber dieser Stoff den Funken nicht auffing „nicht fing", wie man kurzweg sagte, wenn der Verbrennungsprozeß zu weit oder auch zu wenig vorgeschritten war, so gehörte schon eben so viel Geschick als Erfahrung dazu, das richtige Maß zu halten. Wollte man also Licht haben, so schlug man mit Stahl und Feuerstein zusammen über dies Zunderkästchen bis einer der heraussprühenden Funken da hineinfiel und als glühendes Pünktchen sich darin so lange verhielt, bis es gelang mit Hilfe des Athmens den daran gehaltenen Schwefelfaden ein blaues Flämmchen zu entlocken und damit das bereitstehende Licht zu entzünden — pustend und hustend, denn der Schwefeldampf kam meist in die Kehle — und so geschah es manchmal, daß ein unfreiwilliges Husten und Nießen das Licht wieder auslöschte und die Arbeit von Neuem beginnen mußte.

Es war wie gesagt keine leichte Arbeit — es gehörte Geschick dazu und gutes Material, namentlich auch was den Zunder betraf — derselbe zog leicht Feuchtigkeit an und fing dann schwer — die Feuerzeuge galten daher

bei Vielen als Wetterpropheten, und nicht ohne Grund, besonders in Winter, wenn es kalt war, aber in ein paar Tagen Thauwetter zu erwarten stand, ward der Zunder feucht und es dauerte lange, ehe das göttliche Licht zum Vorschein kam.

War es nun schon unendlich peinlich, wenn man schnell Licht bedurfte, nicht allein beim Nachhausekommen, sondern vielleicht wenn Besuch kam oder die Kinder schrieen oder der Hausherr klingelte oder sonst ein Ereigniß in der Dämmerung schnell Licht erheischte, oder auch am frühen Morgen, die Magd in der Küche nicht nur Minuten, oft viertel und halbe Stunden lang picken und anschlagen zu hören, ohne daß es zu einem Resultat kam, so war es noch schlimmer sich selbst vergeblich zu mühen und sich über sich selbst ärgernd, noch als ungeschickt verlacht zu finden. Wie viel Verdruß und Aufenthalt in Haus und Wirthschaft entstand nicht allein nur dadurch „daß man kein Licht brachte“!

Ich habe diese Zeit nur als Kind, das noch nicht einmal in die Schule ging, erlebt — und sie währte in meiner Vaterstadt vielleicht nur darum noch etwas länger, weil die ersten Schnellfeuerzeuge, da sie als gefährlich galten, nicht gleich eingeführt wurden, — aber ich habe die Erinnerung daran so treu behalten, weil ich eben noch an zu viel Momente zurückdenken kann, in welchen man in der Küche vergeblich picken und pinken hörte, wo bald der Stahl, bald der Schwefel, bald der Zunder, bald der Feuerstein, bald das Ungeschick verwünscht wurden, und wo dann im Winter die Mutter oft selbst von einem Ofen zum andern lief oder uns Kinder schickte, nachzusehen ob nicht irgendwo noch ein Fünkchen in der Asche

glimme, das angeblasen werden konnte, daran noch einen Schwefelfaden zu entzünden. Und auch jenes großen Momentes erinnere ich mich noch, wo es meinen fünfjährigen Kinderhändchen gelang, selbst Licht anzuschlagen — ich bildete mir so viel darauf ein, jubelte und hatte eine so schöne Empfindung wie von einem Wagniß und einem Triumpf zugleich, wie etwa später bei dem Anblick meines ersten gedruckten Gedichtes. —

„Ich habe Licht gebracht!" das war ein stolzer Ausruf — er war mir fast wie eine weihevolle Prophezeiung — wer hat jetzt noch eine Vorstellung solcher innerster Befriedigung, da es es für Jedermann nur eines Griffes bedarf, sich Licht zu verschaffen!

Nur allein um dieser Schwierigkeit willen brannte meine Mutter Nachtlicht und zwar nicht in der Schlafstube, weil es sie da störte, sondern im Nebenzimmer — aber es war da doch gleich bei der Hand. Und wenn ich an diese primitiven Nachtlämpchen denke! Anfänglich verfertigte sie die Großmutter und später auch die Kinderhand. Aus einem kleinem Stückchen Schreibpapier wurden sie geschnitten und ihnen ein Docht gedreht, und dann schwammen und brannten sie lustig die ganze Nacht auf einem kleinem Näpfchen mit Oel. Später kamen ähnliche in den Handel, die mit Wachs getränkt waren und auf dem Oel schwammen, das man auf ein Glas Wasser gegossen.

Etwa Mitte der zwanziger Jahre wurden die Schnellfeuerzeuge erfunden — es war ein kleines Blechgeräthe, roth angestrichen wie die Feuerspritzen. Darin stand ein Fläschchen mit Asbest und Vitriol, daneben eine Partie Schwefelhölzchen, die man in jenes tauchte. Aber auch

sie waren vom Wetter abhängig, sie kamen aller Augenblicke einmal in's Stocken, kamen bald in den Ruf der Launenhaftigkeit und fingen auch gern im Thauwetter nicht, weil sie Feuchtigkeit anzogen. So mußten sie aller Augenblicke einmal in die Apotheke wandern, um frisch gefüllt und corrigirt zu werden. Dasselbe war mit der Platina-Zündmaschiene der Fall, den elegantesten, geruchlosesten und idealsten Feuerzeug, das man sich denken konnte. Man brauchte nur auf den Schnepper einer Messingplatte zu drücken und mit einem kleinen Schuß kam eine blaue Flamme heraus, an welcher sich ein angehaltener Fidibus sofort entzündete. Nebenbei bildeten sie ein elegantes Zimmermöbel, da man das Glas, darin sich die Füllung befand, meist in einen zierlich gestickten Ständer unterbrachte. Aber sie waren eben nur für den Salon gemacht, zu aristokratisch für die Küche und überhaupt sehr kostspielig. Hatte man sie einmal ein paar Tage nicht benutzt, so kamen sie aus dem Gange und die neue chemische Füllung war sehr theuer — da auf einmal ward das Phosphorhölzchen erfunden — es ist nicht viel über zwanzig Jahre her — und alle Noth hatte ein Ende.

Es war eine That, so weltbewegend, so befreiend, so symbolisch wie die Anlegung der Eisenbahnen. „Die große Rennbahn der Freiheit“ nannte ein österreichischer Dichter, Karl Beck, damals die Eisenbahn — das Streichhölzchen aber, der Lichtbringer, ließ nun eben keinen Winkel mehr unbeleuchtet, ermächtigte jede Hand, selbst die jedes Kindes, nun Licht zu machen. Es drang in das Haus, es half die Wirthschaft, die Küche reformiren — es erlöste Tausende, Millionen von Frauen von der Sorge

um Licht. Sie konnten fortan ruhig schlafen — sie wußten, daß sie beim Erwachen am frühen Morgen nicht gleich mit einer schweren, problematischen Arbeit zu beginnen hatten, sie konnten gleich wohlgemuth an ihr Tagewerk gehen.

Aber wir kennen ja alle das erlösende Streichhölzchen, das man indeß doch erst mit großer Bedenklichkeit aufnahm und dem man allerhand Uebles nachzusagen wußte, bis es Bürgerrecht errang!

Wir wollen wieder zurückkehren in die Zeit, da man noch nichts von ihm ahnte und darum sich oft Prometheus zu sein wünschte, der den zündenden Feuerbrand vom Himmel herabholte, oder wo man oft genug die Vestalin im Hause spielte, das heilige Feuer zu hüten auf dem eignen Herd, weil es so schwer war — es wieder anzuzünden.

Und wie beleuchtete man denn seine Räume? Wenn Gäste kamen allerdings mit theuren, weißen Wachskerzen, die ein schönes reines Licht verbreiteten, aber doch keine strahlende Helle, wie man sie jetzt verlangt. Für gewöhnlich aber saß eine ganze Familie bei einem Talglicht, oder im seltenen Falle bei zwei dergleichen, zusammen. Sie waren zwar nicht mit den jetzigen zu vergleichen, sondern um Vieles besser, aber sie mußten aller Augenblicke einmal geputzt werden, sonst brannten sie trüb und dunkel. Die „Lichtputze“ ist nun auch bereits in's Fabelbuch geschrieben sammt all den „Lichtputzschiffchen“, die sonst zu einem Paar von Leuchtern gehörten und die man auch gern mit zierlichen Stickereien und Malereien unter Glas versah oder mit Perlen stickte und umwandt.

Das Oel brannte anfänglich nur in blechernen oder

messingenen Küchenlampen mit einem Docht aus gedrehten Baumwollenfäden, nachher kamen kleine Studierlampen auf mit gleich einfacher Construction und meist Schirmen von grünem Papier, die man auf dem Studirtisch eines Gelehrten für unerläßlich hielt — ein Ereigniß für die Salonbeleuchtung waren dann die sogenannten Astral-Lampen, die nicht wie so viele ähnliche Oellampen an der einen Seite des Cylinders einen schwerfälligen, immer nach einer Seite dunkle Schatten werfenden Kasten hatten, sondern wo sich das Oel in einem Ring befand, der zugleich die Glocke trug. Es wechselte in den Lampen System mit System bis die Rundbrenner der Geweck'schen und Moderateurlampen aufkamen, die wir heute noch haben, wo sie nicht das billige, aber feuergefährliche und zwar mit stechend heller Flamme, aber doch immer dunstig brennende Petroleum verdrängte oder das reine Licht des Gases, das seinen Weg von der Straße erst in die Hausfluren und Verkaufsgewölbe auf die Treppen und in die Geschäftslokale, endlich aus den Sälen in die Salons, Wohnzimmer und Küchen fand. Wenn an die Stelle des Lichterziehens und -Gießens, des Leuchter- und Lichtputzen-Putzens, da dieselben für den Hausgebrauch meist von Messing waren und die Lichte immer liefen, wie später auch die Spermaseti-Stearin-Parafin-Lichte, welche ein Mittelglied zwischen Talg und Wachs bildend, beides als Beleuchtungsmaterial verdrängten, später das Putzen und Reinigen der Oel- und dann das der Petroleumlampen trat — beides ein Geschäft, das Geschicklichkeit und Vorsicht erfordert und darum am besten von den Hausfrauen selbst besorgt wird — so ist dagegen die Gasbeleuchtung eine solche, die im Haus fast gar keine oder nur sehr

geringe Arbeit macht — und welche Fortschritte haben wir nicht noch auf diesem Gebiet zu erwarten! Wenn uns das Gas nicht nur leuchtet, sondern auch zum Kochen dient, wenn Luft- Wasser- und Dampfheizung in immer neuen Methoden schließlich alle Ofenheizung verdrängen wird — wie viel weibliche Arbeitskraft wird da vollends in jedem Hauswesen frei und kann — ja muß — sich andern Arbeitsgebieten zuwenden!

Und wenn wir uns vorher vergegenwärtigten, wie Mutter und Großmutter in die Feuerungsstätten, die Oefen, guckten und bließen, ein Fünkchen aufzustöbern, so wollen wir ihnen doch auch in die Stätten folgen, worin sie kochten!

Die Küchen waren in den meisten Häusern mit Steinen, Sandsteinen, auch mit Ziegeln ganz oder zur Hälfte getäfelt und darum der Fußboden äußerst kalt. Das Viertel der Küche meist nahm ein großer viereckiger Herd ein, mit einer Vertiefung in der Mitte zur Feuerung. Darüber erhob sich der schräg aufsteigende rußige Rauchfang, der oben offen zur Esse führte. Man kochte da also am offenen Feuer mit Holz. Natürlich wurden alle Töpfe rußig und mußten sorgfältig zugedeckt werden, damit es den Speisen nicht ebenso erging. Auf einem Dreifuß stand immer ein fest geschlossener, stets schwarzer Wasserkessel — und man kann sich denken, wie besonders bei Wind und Wetter, mindestens der Rauch und Ruß in die Küche schlug, oft aber auch Schnee und Regen ihm folgten und das Feuer löschten. Da war denn ein geistreicher Kopf auf den Gedanken gekommen eine eiserne Klappe in dem Rauchfang anzubringen, die man mittelst einer eisernen Kette beliebig ganz oder nur etwas schließen

konnte, so daß man also jenes that, wenn man kein Feuer hatte und so die Küche wärmer hielt und doch gegen den schlimmsten Zug und Sturm sicherte. Neben den Herd hatte man früher nur einen Bratofen — dann aber trat an die Stelle desselben die stattliche Kochmaschine mit mehreren eisernen Röhren, endlich folgte auch der Kochherd mit inwendiger Feuerung und eingelassenen Oeffnungen und Ringen für die Töpfe. Aber man hielt noch lange an dem alten Vorurtheil fest, daß sich viele Speisen nur am offenen Feuer schmackhaft herstellen ließen und es dauerte wieder sehr lange, ehe man sich entschloß, die kolossalen Rauchfänge wegzureißen, um kleine, geschlossene Kamine an deren Stelle anbringen zu lassen. Eigentlich nun erst waren die Küchen zu stubenartigen Lokalen umgewandelt, in denen Hausfrauen und Mägde nicht mehr ihre Gesundheit riskirten.

Aber wie sah es nun mit der übrigen Heizung aus? Es gab kolossale Kachelöfen von Thon, die von außen geheizt wurden und zwar mußte man sich dazu einer Ofengabel bedienen — eines Instrumentes, das die Leserinnen wahrscheinlich nur aus dem „Faust" kennen. Es glich eben den Heugabeln, die Zinken und die Hälfte des Stils war von Eisen, die letzte Hälfte desselben, die man anfaßte, von Holz, etwa einen Meter lang. Damit mußte man dann das Holz in den Bauch des Ofens bringen. Man nahm meist ein Gebund Reißig, steckte brennenden Kien hinein und beförderte es so an Ort und Stelle, dann warf man Holz nach und brachte es mit der Gabel in Ordnung, zuletzt gern einen Eichenknorren, der viele Stunden brannte und tüchtig wärmte. Zuweilen kochte man auch etwas an derselben Stelle und die Geschicklich-

keit war nicht gering, die dazu gehörte, ein Töpfchen oder einen Tiegel mittelst der Gabel in solcher Entfernung an die rechte Stelle zu bringen, ohne es umzuschütten und ebenso glücklich es wieder herauszuholen. Später erfand man dann Kochöfen, mit Röhren bon außen, die dann gleich zweien Herren dienten: das Zimmer wärmten und das Küchenfeuer ersparten und doch die Hausfrau nicht in Verlegenheit brachten, weil im Zimmer selbst eben kein Topf noch Speisegeruch bemerkbar ward. Es kamen dann die Oefen mit eisernen Kasten und Rost, dann die gußeißernen in allen Größen und Nuancen und dann so fort bis zu unsern Regulier- und andern -Oefen. Freilich ward nun alles sparsamer und bequemer, reinlicher und ästhetischer, aber doch nur in gewissen Beziehungen. Denn ich darf nicht vergessen auch des Guten der alten Zeit zu gedenken. Die Oefen freilich erhielten fortschrittliche und zweckmäßigere Construction — daß aber die Steinkohlenfeuerung die Holzfeuerung verdrängte, war doch nur, da letztere immer theuerer ward, ein Fortschritt im Interesse der Oekonomie — sonst wahrlich nicht! Wie viel schneller wärmte das Holz, wie poetisch prasselte es, wie rein war die Luft, die es durchflatterte, wie ohne Geruch und Ruß. Als da die Steinkohle kam mit ihren Schwefeldämpfen, mit dem Ruß, der an Alles sich legte und Alles schwärzte — wie haßte man sie doch, wie meinte man doch zu ersticken, wenn sie brannte und mit welchen Schrecken sah man Tapeten, Möbels, Silber, Gardinen, kurz Alles leiden unter ihrem Dunst! Welchen Verdruß bereiteten Torf und Steinkohlen durch die Nothwendigkeit, den Ofen so oft kehren zu lassen, durch die viele Asche — und nun noch dazu Asche, die Niemand mochte, während die reine

Holzasche vortheilhaft verkauft oder im Hause selbst zu Lauche verwendet werden konnte. Aber man mußte sich darein ergeben, daß, da die Wälder überall ausgerottet und zurückgedrängt wurden, die gütige Mutter Erde ihren Schooß aufthat und die reichsten Stein- und Braunkohlenlager in Bereitschaft hatte, den Holzmangel weniger fühlbar zu machen — gerade wie sie später die Petroleumquellen sprudeln ließ, als die Maschinen der Industrie das Oel für den Hausgebrauch vertheuert hatten.

Wir hoffen, auch das Petroleum ist wieder nur ein Uebergang zu etwas Neuem. Wie niedlich und sauber sehen sie aus diese kleinen Kochmaschinen in allen Größen von Petroleum — aber die Dunstatmosphäre, die sie um sich verbreiten und die bald die ganze Wohnung durchzieht und uns Kopfschmerzen macht, läßt auch hier Verbesserungen wünschenswerth erscheinen; und da es auf dem Gebiete der Industrie, Mechanik und Chemie nur vorwärts heißt, so erlöst uns vielleicht bald wieder ein neuer Fortschritt — von dem quälenden Geruch, der mit dem Petroleum in alle Wohnungen eingezogen und von der Feuersgefahr, die in seinem Gefolge, noch mehr fast als in dem des Spiritus, der sein Vorgänger war, mindestens bei Kaffee- und Theemaschinen und da immer noch siegreich seine Stellung behauptet. Auch diese Maschinen kannten unsere Vorfahren nicht, auch die erste Kaffeemaschine, wie unzuverlässsig und unbequem sie sich auch handhabte, ward als ein Wunderwerk angestaunt, ein Emancipationsmittel aller Alleinstehenden, Frauen wie Männer von der Dienerin, der das Frühstück zu besorgen oblag oder von der Nothwendigkeit eine eigene „Herdstelle“ zu besitzen und der Umständlichkeit, sich selbst Feuer zu

machen. Wer weiß, kommen nicht bald neue Apparate die Kocharbeit den Frauen immer bequemer und einfacher und ästhetischer zu machen und — immer mehr aufzuheben und damit die Nothwendigkeit gesundheitswidrige, anstrengende, mühevolle und unästhetische Arbeit zu verrichten — oder auch es dadurch, selbst der verwöhnten Dame leicht zu machen, ohne Dienstmädchen die eigne kleine Haushaltung zu besorgen und dadurch so viel billiger und ruhiger zu leben, als dies möglich ist mit fremder Hilfe, — denn eben das durch die Welt Kommen und überall fertig werden Können ohne fremde Hilfe zu bedürfen, ist auch nur ein erstrebenswerthes Ziel und die Grundlage der wahren Emancipation.

Nadelarbeiten.

Bei den Erinnerungen an die Hauswirthschaft früherer Zeit ward schon erwähnt, wie die Näharbeit für den Familienbedarf auch in der Familie selbst gefertigt ward, wie es keine Geschäfte für fertige Wäsche, keine Nähmaschinen gab. In einem geordneten Haushalt, besonders wenn auch erwachsene Töchter in ihm lebten, galt es als eine Schande, als Zeichen schlechter Wirthschaft, wenn Näharbeit aus dem Hause gegeben und an Näherinnen verlohnt ward, obwohl eben dieser Lohn ein so geringer war, daß die Näherinnen nur dann bei diesem Erwerb nicht das elendeste Hungerleben führten, wenn sie noch bei Eltern oder Verwandten wohnten, oder zwei Schwestern zusammen: — denn Miethe, Kost und Kleidung davon zu bezahlen, wäre auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht möglich gewesen, selbst bei den damals auch dafür niedrigen Preisen.

Es galt als Ehrensache, gefüllte Wäschschränke und noch extra Wäschevorräthe zu besitzen, es galt als Ehrensache auch die Ausstattung einer Braut eigenhändig zu fertigen — aus welchem Grunde denn sorgsame Mütter schon gern nach der Confirmation einer Tochter anfingen, an deren Ausstattung zu denken, bei Gelegenheit Leinen zu kaufen und im Hause zu Wäsche zu verarbeten. Auch unsere Mutter liebte solche Vorräthe und begann sie an-

zuschaffen, wie es grade ihre Mittel erlaubten und „damit immer etwas zum Nähen da war,“ wenn auch mit dem vernünftigen Zusatz gegen uns gewendet: „Wenn Ihr auch nicht heirathet — Wäsche müßt Ihr doch haben, und wenn ich sterbe oder der Vater, so wird es Euch auch zu Statten kommen!“ —

Wenn eine Hausfrau etwas von ihrem Wirthschaftsgeld oder ihrem sogenannten „Nadelgeld“ erübrigt — oder von den „Geschenken“, die ihr der Mann zuweilen viel eher von ihren eignen Interessen macht, (da ihm ja das Dispositionsrecht über das Vermögen der Frau zusteht) als von seinem eignen Verdienst — so verwendet sie es gewöhnlich zu Luxus und Toilettengegenständen, wie sie gerade die Mode vorschreibt, oder auch zu Reisen und andern Vergnügungen: — wenn damals aber unsere Mütter und Großmütter solches Geld verwendeten, um Schränke und Truhen mit Wäsche zu füllen, so war dies gewiß entschieden viel ehrenwerther. Damals „arbeitete“ ja das Kapital noch nicht, wie jetzt, von Actien und noch weniger von Actienschwindel hatte ja Niemand eine Ahnung — auch waren die Miethen so billig, daß es nirgend an Raum fehlte die Vorräthe aufzuhäufen. So war es im Sinne jener Zeit ganz correct gehandelt, wenn eine Hausfrau ihr Geld in Wäsche steckte, die sie den Töchtern aufhob, und es war gewiß jedem Vater einer Braut sehr erwünscht, wenn ihm die Vorsorglichkeit der Mutter dann, wenn die Ausstattung wirklich gebraucht ward, einige hundert Thaler weniger abverlangte und er, ohne daß er es bemerkt, diese schon bezahlt sah. In solcher Vorsorge suchte und fand sonst eben eine rechte Hausfrau ihren Ruhm, sie war dadurch in der That

eine Erhalterin für das Erworbene des Gatten, sie hatte durch ihre weise Eintheilung und ihre Arbeit für die Zukunft, vorgebeugt, daß nicht dann plötzlich eine Sorge über ihn kam, wenn er eine größere Summe zur Ausstattung schaffen sollte — die er vielleicht nur aufbringen konnte durch Leihung eines Kapitals oder durch Schuldigbleiben entnommener Waaren. — Jedenfalls zeigte es auch von solider Denkweise, wenn eine Hausfrau mehr Werth auf gute und dauerhafte Wäsche legte, als auf den zur Schau getragenen, vergänglichen Modeplunder.

Da man es wenigstens im Mittelstand als ganz schlechte Haushaltung betrachtet hätte, wenn die Frauen des Hauses nicht alle Wäsche für den Haus- und ihren eignen Gebrauch gefertigt hätten, so galt es auch als erste Nothwendigkeit, daß die Mädchen frühzeitig lernten mit der Nadel umzugehen. Gleichwohl war damals in keiner Schule von Handarbeitsunterricht die Rede, sondern er wurde von ihr getrennt gelehrt. Da es weder Kindergärten noch solche Arbeiten gab, wie sie jetzt durch Fröbels System schon den kleinsten Kindern geboten werden, so waren die Stricknadeln und der Strickstrumpf schon für vierjährige kleine Mädchen die erste ernste Arbeit. Stricken lernen galt für die erste Nothwendigkeit. Hatte die Mutter keine Zeit, sich selbst damit zu plagen dies ihrem Töchterchen beizubringen oder wollte sie dasselbe für ein paar Tagesstunden gern los sein oder doch wo anders gut aufgehoben wissen, so ward es in die Strickstunde geschickt und zwar früher als in die Schule.

So erging es denn auch mir. Ich weiß, daß ich mich sehr ungeschickt zum Stricken anstellte, daß die älteren Schwestern, die es erst mir lehren sollten, ihre liebe Noth

mit mir hatten und daß ich deshalb in ihrem Geleit mit zu ihrer Handarbeitlehrerin ging: sie hatten gleichzeitig Näh- und ich Strickstunde. Da saß ich dann mit etwa noch fünf bis sechs Altersgenossinnen von fünf bis sieben Jahren auf einem hölzernen Fußbänkchen und würzte an dem Strickstrumpf, dabei aber sehr wenig an die Maschen denkend, sondern auf die leise geflüsterten Gespräche der größeren Mädchen hörend, die an den Nähtischen saßen, noch lieber das Rothkehlchen beobachtend, das zahm im kleinen Arbeitszimmer hin und wieder lief — wenn ich einmal „ein mal herum“ glücklich ohne verlorene Maschen gestrickt hatte, ward mir als Belohnung erlaubt, dem Rothkehlchen einen Kürbiskern zu verabreichen — die Aussicht auf dieses Vergnügen war noch am Ersten im Stande mich bei der widerwärtigen Arbeit anzuspannen. Dabei war es seltsam, daß, während andere Kinder anfänglich so fest strickten, daß die Nadeln kaum zu erschieben waren, meine Maschen viel zu locker ausfielen und die Lehrerin zu der geistreichen Bemerkung veranlaßten: man sähe, wie gern ich das Stricken an den Nagel hinge, denn meine Maschen wären groß genug dazu. Die kleinen Fingerchen, denn ich war ein sehr schwächliches Kind, konnten aber die Stahlnadeln kaum dirigiren und ich segnete stets den Moment, wo die Strickstunden beendet waren. Auch habe ich mich später noch lange geplagt, bis ich einen Strumpf wirklich allein vom Anfang bis zum Schluß regelrecht fertig stricken konnte — allein es galt, wie gesagt, damals für nothwendig, daß jedes Mädchen ihre Strümpfe selbst stricke; ich hatte Freundinnen, die es eigenhändig bis zu hundert Paar gebracht und zu einer Ausstattung galten wohl meist so viel als

erforderlich. Gewebte Strümpfe kamen anfänglich nur in ganz feiner Qualität auf, so daß sie meist nur zu Ballstrümpfen benutzt wurden. Sie hatten erst nur schlechte Façons bis die Industrie sie auf den Stand der heutigen Vollkommenheit brachte. Da man die Strümpfe früher mit ganz breiten, äußerst mühsamen Rändern versah, später mit durchbrochenem Fußplatt, so gehörte dazu schon gleiche Kunstfertigkeit wie zum Spitzen-, Gardinen-Decken-, Börsen-, Käppchen-Stricken u. s. w.

Wird jetzt von manchen Seiten das Stricken ganz für überflüssig erklärt, so möchten wir dennoch dem nicht beistimmen. Es giebt im Frauenleben immer Stunden wo ein Strickstrumpf nicht zu verachten. Man kann so gut dabei lesen, vorlesen in häuslichem Kreis, im Garten spazieren gehen, plaudern. Der Strickstrumpf läßt stets unsern Gedanken den freiesten Spielraum und es wird doch etwas Nützliches dabei fertig — denn es ist doch mehr als Vorurtheil, daß ein selbstgestrickter Strumpf besser hält als ein gewebter. Da in den früheren Zeiten das weibliche Lesen immer als Zeitverschwendung galt, so war es doch gestattet, wenn man dabei strickte und so geistige Nahrung und realistisches Schaffen miteinander Hand in Hand gingen. Was wäre in früherer Zeit aus so mancher weiblichen Bildung geworden, wenn nicht die strengen Mütter, sobald sie das Strickzeuch in der Hand der Töchter dabei sahen, ihnen das Lesen gestattet hätten! Auch wir Schwestern saßen an allen Abenden, wo kein Besuch da war, um die Mutter am Tisch herum und strickten, wobei jede entweder für sich in einem Buch las und es mäuschenstill im Zimmer war, oder nur eine

strickte und vorlas, indeß sich dann die Andern auch mit andern Handarbeiten beschäftigten. —

Auf die langweiligen Strickstunden folgten dann die etwas unterhaltenderen Nähstunden; da ich kränklich war und nicht zu viel sitzen sollte, der Schulunterricht aber doch einige Tagesstunden in Anspruch nahm, so war ich oft Monate lang vom Nähunterricht dispensirt; indeß hieß es dann auch wieder, daß es im letzten Schuljahr und dem darauf folgenden Jahr nachgeholt werden könne. Nach der obigen Schilderung kann man denken, daß es sich besonders darum handelte, gut Wäsche nähen zu können und daß eben darauf aller Fleiß verwendet ward, indeß Häkeln, Stricken und andere weibliche Kunstarbeiten erst in zweiter und dritter Linie folgten. All dieser Unterricht war durchaus empirisch. Es gab noch keine „Schallenfeldsche“ und andere Lehrmethoden dafür, es gab keine Musterzeitungen, keine Schnitt und Zeichenvorlagen, keine angefangenen Arbeiten u. s. w., es gab auch keine geprüften Lehrerinnen dazu. Irgend ein in weiblichen Arbeiten geübtes älteres Mädchen entschloß sich, das Stundengeben an Mädchen gebildeter Familien zum Erwerb zu wählen. Meine Nählehrerin war die Schwester eines Malers, mit dem sie zusammenwohnte und hatte einige Mädchen in Pension. Auch bei ihr spielte ein Vögelchen eine große Rolle. Ein schmetterndes Kanarienvögelchen, das immer auf ihrem hohen Kamm saß und oft genug an unseren Arbeiten zauste und sie beschmutzte. Sie wollte durchaus nicht Fräulein genannt sein, sondern gab der „Mamsell“ den Vorzug und prägte ihren ländlichen Pensionärinnen ein, daß sie zu gewöhnlichen Leuten immer „Sie,“ zu „distinguirten“ Personen aber immer

„Ihnen“ zu sagen hätten. Wie witzelten wir heimlich über diese und andere ihrer komischen Manieren! Allein sie war doch eine sehr respectable Person und etwas von dem Kunsttalent ihres Bruders war auch auf sie mit übergegangen.

Da es keine Nähmaschinen gab, so war das Weißnähen gerade zu einer seltnen Stufe der Accuratesse und Verschiedenartigkeit gediehen und forderte keine geringe Geschicklichkeit. Doch da in allen Dingen Uebung den Meister macht, so gelangten Viele zu dieser Meisterschaft, da in einem geordnetem Haushalt der alten Zeit die Töchter eben fast den ganzen Tag der Näharbeit widmen konnten und dieselbe beinah als Hauptsache galt. Man saß darum dazu auch gern plaudernd beisammen, oder ließ sich dabei vorlesen, wenn man die nöthige Ruhe erzielen konnte und mehrere Mädchen beieinander weilten, die sich dann wechselnd im Vorlesen ablösten. Daher kam es wohl auch, daß die Mädchen in früherer Zeit allerdings im Durchschnitt, da der Schulunterricht ein weit geringeres Zeitmaß in Anspruch nahm, als jetzt, zwar viel weniger — wissenschaftlich unterrichtet, aber dafür wieder viel belesener waren, als man es jetzt findet.

Es war wie gesagt damals nothwendig, daß die weiblichen Hände Wäsche nähten, sie leisteten und ersparten dem Hause etwas und da es, wie gesagt, doch wieder manchmal nicht so viel zu nähen, auszubessern und zu sticken gab, als eben dazu bei fleißiger Gewöhnung Zeit war, so hatte es ja auch etwas für sich, auf Vorrath zu nähen, so bald man nur so glücklich war, auf Vorrath anschaffen zu können. Aber daneben erging man sich auch in Stickereien aller Art. Da es keine Muster-

zeitungen, keine vorgedruckten Muster auf dem betreffenden Material, keine Metallschablonen und alle diese Hilfsmittel der Gegenwart gab, in frühester Zeit nicht einmal Geschäfte, in denen man das Material zu den Buntstickereien wie: Perlen, Seide, Wolle, Canevas und andern Stoff gleich vereinigt fand, so mußte man sich selbst zu helfen suchen, so gut wie es eben ging. Diese Selbsthilfe kam zwar nicht immer den gefertigten Arbeiten zu Gute — aber doch dem weiblichen Geist, Talent dem Erfindungsvermögen, der Phantasie und Geschicklichkeit. Wenn damals eine Dame eine Arbeit ihrer eignen Hand verschenkte, so hatte sie in der That mehr Werth als heutzutage: es war in der Regel keine Schablonenarbeit, es waren sinnige Gaben, welche vortheilhaft das eigne Nachdenken sehr in Anspruch genommen hatten, so z. B. die bunten Plattstickereien in Wolle und Seide, die zum Theil der Malerei, zum Theil der Natur selbst nachzuahmen suchten. Freilich wurden, wie nothwendig diese, eine Zeit lang auch alle Namen und Weißstickereien, auch die meisten Canevasarbeiten, anfänglich im Rahmen ausgeführt, so lag darin für die jungen Mädchen die Gefahr, sowohl schief als engbrüstig zu werden. Vernünftige Lehrerinnen und Mütter drangen darauf, daß die Mädchen sich gewöhnten, bald die rechte, bald die linke Hand oberhalb des Rahmens zu haben, oder, wenn schon Neigung zur Rückgradsverkrümmung vorhanden war, überhaupt die Linke oben zu halten, was, wenn man es einmal gewöhnt, im Grunde auch leichter war, als das Wechseln — doch blieb immer das viele Gebücktsitzen schädlich — zumal für Kurzsichtige, welche ja anders den ihren Augen gemachten Zumuthungen gar nicht entsprechen konnten.

Denn diese erreichten z. B. den allerhöchsten Grad, als es Mode ward, von Canevasmustern in Mosaikcanevas oder Lignon mit ganz feiner Seide zu sticken — es waren Miniaturarbeiten, die zum Herüber- und Hinübersehen, zum Abzählen nöthigten und so feiner Art, daß oft Wochen gebraucht wurden, ehe die fleißigste Arbeiterin ein kleines Bild in eine Brieftasche und dergleichen zu Stande brachte. Welche Zeitverschwendung! Mit Erschrecken denke ich selbst an die eigne zurück, denn diese Arbeiten fielen gerade in meine Jugend- und Liebeszeit — und darum muß ich doch sagen, sie erregten Staunen nicht allein um ihrer Zierlichkeit, sondern auch um der Geduld willen, die dabei geübt werden mußte. Man dachte eben dabei an die Mutter, die Freundin, den Geliebten, an Diejenigen, welche diese mühsame Arbeit empfangen sollten, man freute sich an der Arbeit gerade weil sie so viel Zeit und Arbeit erforderte, man hoffte durch ein solches Opfer, durch eine solche Anstrengung seine Liebe zu beweisen. Die jetzige Zeit sieht das anders an. Man hat ohne Zweifel sehr recht, solche Arbeiten jetzt geradezu für Wahnsinn, für Zeitverschwendung, für Versündigung an seinen Augen zu erklären und umsomehr, als man das höhere Motiv dabei übersieht — aber man sollte consequent sein und auch an die Zeitverschwendung denken, welche in der Anfertigung der heutigen Damentoiletten liegt! Damals war diese so einfach, daß man wenige Zeit brauchte, ein Kleid für sich selbst herzustellen, man hätte sich überhaupt geschämt, für sich selbst das Unnöthige, Mühsame zu arbeiten — nur für Andere machte uns eine mühevolle Arbeit Freude. Das war es, was diese Vergangenheit charakterisirte im Gegensatz zur Gegenwart: Die Selbst-

losigkeit, die Hingebung, die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Jetzt ist der Egoismus an der Tagesordnung. Jetzt wählt selbst die Braut für den Bräutigam am Liebsten eine Arbeit, die recht schnell geht, eine angefangene, die kein Kopfzerbrechen und keine Anstrengung kostet — und zwar nicht, weil sie sich sagen könnte, daß die Zeit zur Ausbildung ihres Geistes für sie und damit auch für ihn besser angewendet sei, sondern weil sie lieber für sich selbst an ihrer Wäsche die überflüssigsten Stickereien, an ihren Kleidern die endlosesten Garnirungen in der gleichen Zeit verfertigt — im Uebrigen aber doch nur an ihrer Ausstattung sich mit den Luxusstickereien abgiebt — für alles Andere ist ja die Nähmaschine da und mit ihr die bezahlte Arbeiterin, das Wäschgeschäft.

Die Nähmaschine! Ihr erstes Auftreten in Deutschland in den vierziger Jahren war ein sehr sonderbares: man ließ sie auf Jahrmärkten für Geld sehen, ganz ähnlich wie die Elektrisirmaschinen auf offener Straße zur Belustigung des Publikums, von dem man einen Neugroschen die Person eincassirte. Diese ersten Nähmaschinen arbeiteten nur Kettelstich und waren zu nichts zu gebrauchen als zwei Stücken Stoff zusammen zu nähen — wer aber für seine Schaulust am Jahrmarkt noch ein zusammengenähtes Läppchen als Zugabe erhielt, trug es triumphirend nach Hause, untersuchte die Naht, staunte und kam schließlich doch zu dem Resultat: — daß die Sache doch wohl Jahrmarktsschwindel sei — endlich fand man, daß sie doch nicht ganz zu verwerfen und daß vielleicht Schneider und Schuhmacher (eigentlich Schaftmacher) durch eine Nähmaschine sich einen Gehülfen ersparen könnten. Kein Mensch aber hätte sich träumen lassen, daß sie je

in die Familie Eingang finden würde. Als dies dann wirklich zu geschehen anfing, nachdem die Nähmaschinen bereits bedeutende Verbesserungen erfahren: da rangen alle Näherinnen die Hände und hätten lieber alle Nähmaschinen zertrümmert, wie einst die Weber die Webstühle und Maschinen, die ihnen Concurrenz machten — und wie diese das Maschinengespinnst dem Handgespinnst gegenüber für unhaltbar und untauglich erklärten, so verhöhnten die Näherinnen von Profession die Nähmaschinenarbeit und sagten ihr die entsetzlichsten Dinge nach. Und im Hause kam den Nähmaschinen auch dasselbe Vorurtheil entgegen — bald erklärte man alle Nähte, welche die Maschine nähte, für unsolid und Pfuscherarbeit — es ging den Nähmaschinen noch schlimmer als den Streichhölzchen: man sagte ihnen alles mögliche Ueble nach. Und dann kam wieder eine andere Zeit, wo man alles Mögliche und auch Unmögliche von ihnen verlangte! Fortschrittliche Hausfrauen beeilten sich, eine Familiennähmaschine anzuschaffen, in der Hoffnung, nun habe alle Noth und Arbeit ein Ende, nun könne die Maschine Alles verrichten, wozu man sich sonst so unendlich angestrengt. Da kaufte man denn erst die kleine billige Handmaschine und als man sah, daß diese doch sehr hinter den von ihr gehegten Erwartungen zurückblieb, schaffte man eine große Nähmaschine an und räumte ihr den Platz des Nähtisches ein. Allein man sah, daß auch diese Arbeit nicht so leicht war, wie sie aussah, daß auch sie erst ordentlich gelernt und geübt werden mußte, ehe es dabei zu einem gewünschten Resultat kam. Die Träume, daß nun fast keine weibliche Hand mehr zu nähen, noch nähen zu lernen brauche, haben sich als trügerisch erwiesen

und es wird nach wie vor gut sein, wenn jedes Mädchen auch ohne Maschine Alles zu nähen versteht, was früher erforderlich war — ebensowohl um es anzuwenden, die Maschine zu bedienen, als auch gerade in Lebenslagen, wo es selbst nicht nöthig hat, den ganzen Tag zu nähen, sondern einen höheren Beruf sich widmen kann, doch mindestens die eignen Sachen in Ordnung halten und im Nothfall sich selbst helfen zu können. Auch jene Hoffnungen des Familienlebens: nun immer schnell mit aller Näharbeit für den Haus- und eignen Bedarf fertig zu sein — sowie auch jene Befürchtungen der Arbeiterinnen, die von der Näharbeit lebten: nun nicht mehr genug Arbeit und Verdienst bekommen zu können, haben sich nicht erfüllt. Im Gegentheil! wären die Nähmaschinen nicht erfunden worden, so würde man Wäsche und Kleider nicht mit so vielen Steppnähten, Fältchen, Garnirungen 2c. verzieren oder überbürden, möchte man lieber sagen, wie es jetzt geschieht, so ist für jede Familien-Nähmaschine genügend Arbeit vorhanden und für jede Arbeiterin genügender Erwerb, denn, sobald sie im Besitz einer Nähmaschine, findet sie viel lohnenderen Erwerb und braucht sich weit weniger anzustrengen, als bei dem früheren Handnähen.

So hat die Maschine eine neue Art weiblicher Arbeit geschaffen, so hat sie auch einen andern Theil der weiblichen Arbeitskraft frei gemacht für andere Zwecke; statt daß, wie die Näharbeiterinnen fürchteten, sie ihnen die Löhne herabdrücke oder ganz das Brod entzöge, sind jene gestiegen und wird dies um so reichlicher geboten. Der Markt und die Kundschaft für die Nähmaschinenarbeit

sind größer ,ausgebreiteter und mannigfaltiger geworden als vordem für die Handarbeit und dieser Erwerb ist doch zum allergrößten Theil in Frauenhand geblieben, indeß frühere Erfindungen und die damit verbundenen Fortschritte — z. B. als der Webstuhl an Stelle des Spinnrades trat — Arbeit und Verdienst den Frauen abnahmen, theilweis oder ganz, und ihnen so den Verdienst entzogen oder die im Hause nebenher geübte Arbeit zur Fabrikarbeit machten — das Mädchen nöthigten, tagüber das Haus, die Familie, die Wohnstube zu verlassen und aus einer selbstständigen Arbeiterin die Sklavin der Maschine, der Fabrik zu werden.

Hat doch auch so manche andere Nadelarbeit diese Wendung der Dinge herbeigeführt. Die Spinnmaschine verdrängte das Spinnrad, der Strumpfwirkerstuhl die Stricknadeln und ihre häusliche Handhabung, die kleine Tamburirnadel ward ein Werkzeug für die große Industrie, die Spitzenweberei brachte die Klöpplerinnen dem Hungertode nahe, die Maschinenweißstickerei lieferte auch die Stickerinnen in großer Anzahl in die Hände der Fabrikanten — der Nähmaschine gebührt der Vorzug, daß sie in das Haus gekommen ist und nicht die Frauen zwang, das Haus zu verlassen, daß der Vortheil, den sie gewährt, auch wirklich der Familie wie der selbstständigen Arbeiterin und nicht den Beherrschern des Kapitals und der Großindustrie zu Gute kommt.

Wie es aber immerhin sei: Segen über jede Maschine, welche der Menschenkraft einen Theil der Arbeit abnimmt oder erleichtert!

Es war im Jahr 1845 — die Fabrikarbeiter, be-

sonders die Weber, begannen überall da und dort sich gegen die Arbeitgeber zu erheben und in blinder Wuth die neu, meist nach englischem Muster construirten oder direct aus England eingeführten Maschinen, Spinn- und Web-Maschinen zu zerstören. Die Volkswirthschaft war eine noch wenig gepflegte und discutirte Wissenschaft, der Sozialismus kaum dem Namen nach bekannt und die sozialistischen Ideen tauchten erst vereinzelt und in der allerunklarsten Weise auf. Damals schrieb ich in meinem Roman „Kathinka" die Stelle: „Jeder neuerbaute Jaquardstuhl webt eine neue Siegesfahne der Menschheit!" Ich wiederhole heute mit der gleichen Freude, was damals bei manchen Lesern und Kritikern Kopfschütteln erregte — und freute mich, daß ich als junges Mädchens „ganz von selbst", halb durch Nachdenken, halb meinetwegen durch die Inspiration des — „Unbewußten", mich schon auf den Standpunkt erhoben hatte, auf dem ich heute mit Bewußtsein stehe. Je mehr niedere und mechanische Arbeiten durch die Fortschritte der Industrie der Menschenhand abgenommen werden, je mehr kann der Menschengeist dabei gewinnen, kann zu einem höheren Gebiet geistiger Ausbildung und freudigen Schaffens, wie edleren Lebensgenusses sich emporarbeiten, ja, ist nicht nur berechtigt, sondern sogar genöthigt, eine solche höhere Stufe zu erklimmen.

Das ist so nicht allein in Bezug auf die Männer, auch die Frauen stehen unter den gleichen Verhältnissen. Je mehr ihnen durch neue Erfindungen, durch die Fortschritte der Industrie an Handarbeiten ent-

zogen wird, je mehr muß ihre Kraft zu höheren Zielen heran gezogen werden, je mehr drängen die Verhältnisse damit der endlichen Lösung der Frauenfrage entgegen.

Gleiches Recht für Alle! Gleiches Recht auf Entwickelung der eignen Anlagen, auf Bethätigung der Kraft, keine Schranken für die selbstständige Entfaltung!

Moden.

I.

Ja, auch den Moden will ich einen Abschnitt dieses Buches widmen. Die Moden sind immer ein Spiegel nicht nur des Zeitgeschmackes, sondern auch der Zeit selbst und der in ihr herrschenden Interessen, es knüpfen sich nicht nur persönliche, es knüpfen sich zeitgeschichtliche Erinnerungen an sie und diese bieten zugleich ein culturhistorisches Material.

Wenn hier auch nur diejenigen Moden — speciell die Frauenmoden geschildert werden sollen, deren ich mich nicht immer vom eigenen Tragen, aber doch vom eignen Anschauen entsinne, so mögen sie nicht allein das Bild der weiblichen Entwickelungsgeschichte der letzten funfzig Jahre vervollständigen helfen, sondern auch daran gemahnen, wie selbst im oft gescholtenen „Unsinn“ der Mode doch auch ein gewisser Sinn liegt, und wie sie nicht allein das Product der Willkür der Gewerbtreibenden oder tonangebenden Damen sind, sondern ein Product der Zeit, die sie hervorbringt, wie sie gern anknüpfen an die vorherrschenden, speciell auch an die Interessen der Zeitgeschichte und Politik.

Ich datire auch meine Mode-Erinnerungen von Meißen-Dresden her, meiner Vaterstadt und der sächsischen Residenz, die ihr so nahe lag, daß natürlich ihre Moden sofort die unsrigen wurden. Die Herrschaft der Mode giebt zwar der ganzen civilisirten Welt immer so ziemlich

gleichmäßig dieselben Gesetze, aber einzelne Modifikationen werden doch in verschiedenen Staaten und Städten vorgenommen, und so erscheint mir die Angabe des Ortes, aus dem meine Erfahrungen stammen, nothwendig. Dresden, eine gemüthliche Residenz, die von je von einer Menge Fremder besucht ward, früher so vorherrschend von Italienern, Polen, Franzosen wie jetzt von Engländern, Amerikanern und Russen, gestattete in Bezug auf Toiletten stets größere Mannigfaltigkeiten und Freiheiten, wenn auch sonst der Hof einen unausgesprochenen Druck ausübte und Rücksichten der Etikette ängstlich gewahrt werden mußten. Auch besondere Verbote herrschten: es durfte z. B. bis zum Jahre 1848 kein echter weißer Sammet zu Hüten verarbeitet werden, außer für den Hof, eben so wenig durfte Jemand echten Hermelin tragen; auch Paradiesvögel hatte der Hof sich vorbehalten. Die Schröter-Devrient war die Erste, die in den dreißiger Jahren einen solchen im Palmsonntags-Oratorium, wo sie mitwirkte, zu tragen wagte.

Ich will aber noch weiter in der Zeit zurückkehren und etwa mit 1827 beginnen. Die ersten Moden, die mich an meiner Mutter interessirten, verherrlichten revolutionäre Namen und Thaten: Ypsylantie-Krausen und ein Bobelina-Shawl. Dem Heldenpaar des griechischen Freiheitskampfes ward in der Mode gehuldigt. Die Krausen, wie Demetrius Ypsylantie sie getragen haben sollte, waren sehr breit von Tüll in eigenthümliche Glockenfalten gebracht und mit langen breiten Enden zusammengeknüpft. Den Bobelina-Shawl hatte meine älteste Schwester aus bunter Seide streifig selbst filet gestrickt. Unten war er mit Quasten zusammengezogen. Er konnte

sowohl mehrfach um den Hals als über den Kopf nach Art eines griechischen Fez gewunden werden. Der griechische Freiheitsheld und das kühne Heldenmädchen waren damals die populärsten Gestalten, man sah sie in allen Wachsfiguren-Kabinetten, auf allen Bilderbogen, man gab sie den Kindern als Puppen — ich segne noch heute mein Geschick, das sie mir zugeführt, denn ich halte es für sehr bedeutsam, womit ein Kind spielt und was für menschliche Ideale ihm vorschweben — in jener Zeit des Niederdruckes und der Erstorbenheit alles politischen Lebens war der Philhellenismus der einzige Aufschwung, der wenigstens noch die Fähigkeit zeigte, mit einer Volkserhebung zu sympathisiren. Freilich hatte dies Interesse etwas offizielles — es fand statt mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß, denn einmal war der Kampf ja „hinten weit in der Türkei", zweitens handelte er ja auf „klassischem" Boden und erhielt dadurch einen philologischen Beigeschmack, und drittens war er ja christlich, da er gegen den alten Reichsfeind unterm Halbmond ging! —

Wenn mich meine Mutter auf dem Schoß hielt, so schwebt sie mir immer vor in vorn übereinander gelegten Ueberröcken von leichter Seide, schottisch, grün, roth, gelb, schwarz, braun ziemlich klein karrirt, der Rock wenig gefaltet und schräg geschnitten: im Winter zum Ausgehen in einem Pelz von rothseidenem Rips mit Bär besetzt, dazu einen kolossalen Muff von gleichem Pelzwerk, vor dem ich mich ordentlich fürchten konnte; als der Bär nicht mehr modisch war, bekamen wir Kinder Krausen daraus, in denen unsere kleinen Gesichter ganz verschwanden. Ich hatte überhaupt immer das Glück, aus den alten Sachen meiner Mutter neue zu bekommen, weil sie für mich am

Besten reichten — das hatte zwei Seiten, es machte mich zuweilen mißvergnügt, weil ich selten etwas wirklich Neues, sondern doch immer nur „abgesetzte“ Sachen bekam, und dann freuten, aber verwöhnten mich auch die guten, feinen, weichen Stoffe. Es herrschten überhaupt damals noch Seide und Leinen mehr vor, wie später die Baumwolle, das änderte sich erst mit dem Abschluß des Zollvereins, wo die Seide sehr im Preise stieg. Das Vorurtheil gegen die Baumwolle ging bei meiner Mutter auch dahin, daß sie den Teint verderbe, wir durften um den Hals zu den damals allgemein ausgeschnittenen Kleidern nie andere als seidne oder leinene Tücher tragen, die erstern waren auch schottisch karrirt, die letztern hatten große Krausen und wurden bald über, bald unter den Kleidern getragen.

„Ostindischer Nanking“ war auch ein sehr beliebter Stoff in gelblicher Naturellfarbe. Wir Kinder bekamen Ueberröckchen daraus, mit bunten Börtchen gestickt, die über weißen, gestickten, vorn sichtbaren Unterröckchen offen getragen wurden. Der Stoff war ziemlich theuer, aber auch unverwüstlich, kam angeblich aus England und war dann nach Gründung des Zollvereins auch nicht mehr echt zu haben. Alle Damen trugen als Straßentoilette Ueberröcke wie die erwähnten daraus, für das Haus Kleider mit Falbeln, meist mit weißen Börtchen benäht. Herren trugen Pantalons daraus, auch Westen und Ueberröcke — ein Kostüm, wie man es jetzt nur auf dem Theater sieht, wenn irgend Jemand, der im Zusammenhang mit der ostindischen Kompagnie steht — bekanntlich ein Lieblingsthema R. Gottschall's — auf die Bühne gebracht wird. Die Gedanken an Ostindien und seine Nabobs bewegten damals mit einer Sehnsucht, an deren Erfüllung aber doch Nie-

mand glaubte, die Gemüther — nur in Ostindien und in Amerika hielt man es für möglich, Reichthümer zu erwerben, im letzteren doch nur durch Arbeit und Geschick, in jenem aber durch süßes Nichtsthun und Schwindel, und beneidete die Engländer, denen dieser jetzt nicht mehr ungewöhnliche Weg offen stand! Es gab damals ja noch keine Zettelbanken, Gründungskomité's und Aktiengesellschaften, bei denen man jenes höchste Ziel der materialistischen Lebensanschauung erreichen konnte. Mit verzweiflungsvoller Resignation blickte man auf die Söhne Albions und hüllte sich in ihren — ostindischen Nanking, um doch etwas von dort zu haben! — Auch die Kaschmir-Shawls erhielten in dieser Zeit eine weitere Verbreitung, sie wurden wirklich als Shawls getragen, nicht, wie später, vierfach zusammengelegt; ein weißer, mit eingewirkten bunten Palmetten an den Enden, war wohl das kostbarste Toilettenstück meiner Mutter. Was aber den Wollstoff betraf, den man hauptsächlich zu Hauskleidern trug, so gönnte man keineswegs England den Vorrang vor dem Vaterlande — ein deutsches gab es damals nicht, ich denke hier also nur an mein sächsisches, das auch im Namen des Fabrikats vertreten war: der „englische Merino“ war nämlich ein ungleich schlechterer und auch billigerer Stoff als der „sächsische Merino“. Man hatte jenem im Verdacht, mit Baumwolle gemischt zu sein, er war leichter gewebt, aber doch von starrer Härte und hatte einen unangenehmen Glanz, man nahm ihn nur für Hauskleider, während der sächsische salonfähig war. Aus ihn ging später der Thibet und Kaschmir hervor, dieses Ideal aller wollenen Stoffe, was Weichheit, Feinheit, Faltenwurf und Haltbarkeit betrifft.

Daß wir aber neben der Politik und Ostindien die Kunst nicht vergessen: die „Sonntagskrausen“, zur Nachahmung Henriette Sonntag's, der trefflichen Koloratursängerin, forderten auch neben den Ypsilantiekrausen ihre Rechte, eben so wie die gepufften Agathe-Aermel, die an den „Freischütz“ erinnern, die volksthümlichste aller Opern — schon damals!

Nun zu einem durch die jetzige Mode so viel besprochenen Gegenstand: das Haar. Als Kind trug ich es in herabhängenden, mit bunten Schleifen zusammengeflochtenen Zöpfen; bei Kindern, die so starkes und langes Haar hatten wie ich, ward es dreiflechtig, oder russisch geflochten und zwar in zwei Paar Zöpfen, in welche noch zwei kleine Seitenzöpfchen einmündeten. Meine Schwestern, die mir abwechselnd das Haar machten, waren häufig ungehalten über dieses tägliche Flechten von sechs Zöpfen, die noch dazu kein Ende nahmen, denn mein Haar reichte bis über die Kniee hinab. Meine Mutter trug gleich andern Damen Locken à la neige, es waren an beiden Seiten dicht übereinander gehäufte Lockenberge und eben darum anfänglich — falsch; noch ein Ueberbleibsel aus jenen Zeiten, wo die Damen so hochgethürmte, mit falschen Wülsten versehene Kopfputze trugen, daß sie sich mußten frisiren lassen und an Balltagen, wo die Friseure schwer herumkamen, manchmal daurauf verzichteten, sich die Nacht vorher schlafen zu legen, weil sie sich vierundzwanzig Stunden und darüber zu früh hatten frisiren lassen müssen. Jene Locken waren von Seide, was mindestens ungleich reinlicher war als das falsche Haar. Verheirathete Frauen trugen überhaupt entweder gleich vom Tage ihrer Verheirathung an, oder doch sobald sie sich

Mutter fühlten: Hauben. Es galt unschicklich, mindestens als schlechter Ton, ohne solche zu erscheinen. Die Façon dieser Hauben wechselte natürlich immer — lange aber erhielten sie sich in kolossaler Größe. Es war ein Gemisch von unzähligen Tüllstreifen, echten Spitzen, zur größeren Eleganz seidene Blonden mit Blumen und Bändern. Die letzteren wurden häufig, auch wenn sie von Flor mit seidenen Streifen waren, mit Drahtband unternäht, damit die Schleifen groß und rund stehen blieben und die Enden das Ansehen und auch den Namen von Windmühlflügeln erhielten. 15 Ellen echte, handbreite erzgebirgische Spitzen und eben so viele Ellen gleich breites Band zu Schleifen und fliegenden Bindebändern zu einer einzigen Haube zu verwenden, galt etwa als ein Mittelsatz. Gewiß waren diese täglich getragenen Hauben ein großer Luxus; meine Mutter, obwohl sie sonst wenig mit der Nähnadel umging, sondern sich mehr mit der Wirthschaft zu thun machte, wozu ein großer Haushalt, in dem es fortwährend Besuche und Gesellschaften gab, in alter Zeit viele Veranlassung bot — besaß in der Anfertigung dieser Hauben und Verwendbarkeit schon benutzten wie neuen Materials dazu, eine wahre Genialität, so daß sie sich die ihrigen stets wieder selbst herstellte und auch zuweilen Freundinnen, die sich weniger gut zu helfen wußten, unterstützte, indem sie deren verunglückte Produkte künstlerisch wieder umgestaltete. Auch Diademkämme von Gold und Perlen, die vorn auf der Stirn getragen wurden und große Federn in allen Farben, bewunderte ich an meiner schönen Mutter. Federn, selbst auf Hüten, durften damals auch nur von verheiratheten Frauen getragen werden.

Junge Damen, Mädchen trugen durchaus kein falsches Haar, sie scheitelten es meist glatt, hinten in einen so breit und fein als möglich geflochtenen Zopf gebunden und mit einem Kamm von Schildkrot oder Horn hoch aufgesteckt. Die Locken à la neige wurden vom eigenen Haar hergestellt, gewickelt und gebrannt, oder sie wurden mit Nadeln in nur zwei bis drei Locken an den Schläfen festgesteckt, die man à la greque nannte.

Ein höchst eigenthümlicher Kopfputz aber ward plötzlich dem Thierreich entlehnt. Der berühmte Thierbändiger van Aken brachte die erste Giraffe nach Europa, nach Wien und auf einmal waren alle Modezeitungen angefüllt mit „Giraffen". Es waren dies zwei Schleifen bildende Drathgestelle, je höher, desto eleganter, die man mittelst eines Kämmchens auf dem Wirbel befestigte und das eigne Haar, erst toupirt, dann glatt gekämmt, darüber schlug. Da diese Frisur das Haar ruinirte und auch nicht an Tagen getragen werden konnte, wo ein Hut aufgesetzt werden mußte, so lag der Ausweg nahe, falsches Haar dazu zu verwenden und das eigene nur darüber wegzuschlagen — zuzugestehen, falsches Haar zu tragen, wagte Niemand.

Für Gesellschaften und Bälle waren da die „Giraffen" ganz unerläßlich, eine etwas minder hohe Sorte nannte man poetischer „Apolloschleifen", man machte diese sowohl aus offenem als aus geflochtenem Haar; im Hause wurden hohe Kämme von durchbrochener Arbeit getragen und die Flechten zierlich darum geschlungen. Die Hüte hatten auch ganz hohe Köpfe mit großen, hochemporstrebenden angesetzten Schirmen; auch die Strohhüte von italienischem oder deutschem Stroh — ich wundre mich, daß der Aus-

druck „deutsch" wirklich damals existirte — waren ebenfalls wahre Dächer, die allerdings einen Sonnenschirm — auch dieser bestand aus Nanking und ein seidener ward selten gesehen — entbehrlich machten. Manche dieser Hüte hatten in der Mitte der Blende eine Einbiegung nach dem Gesicht zu — um dieselbe in ihrer Wirkung zu erhöhen und das Dach im Gehen zu fortwährendem Schwanken zu bringen, nähten manche Damen in diese Einbiegung noch kleine Steine ein — diese Hüte erhielten den Spitznamen: „Herrenwinker", galten für kokett und waren darum in unserer Famlie verpönt.

Die französische Julirevolution brachte plötzlich mit all ihren nachfolgenden Zuckungen, dem Sieg des Bürgerthums und des konstitutionellen Systems, dem mächtig anwachsenden Polenaufstand und der heraufziehenden asiatischen Cholera einen Umschwung in allen Moden hervor.

Eine große und ernste Zeit brach an, es wurde wieder lebendig in der Weltgeschichte, das Lilienwappen in Frankreich ward zertrümmert, die alte Zeit verflog. Belgien kämpfte sich siegreich von Holland frei, die Polen verrichteten neue Heldenthaten, Italien rang in vergeblichen Verschwörungen und Aufständen, in vielen deutschen Kleinstaaten wankten die Throne, dankten Regenten ab, trat eine neue Ordnung der Dinge ein.

Wie einmal die Trikolore siegverkündend von den Tuilerien wehte, so bemächtigten sich ihrer auch schnell die französischen Modehändler und Fabrikanten — und die Deutschen sahen nicht ein, warum sie nicht eilig nachfolgen sollten — hatte man in den deutschen Staaten und Städten ein von Paris gegebenes revolutionäres Signal befolgt in der Politik, so konnte wohl auch die Industrie willig

annehmen, was von dorther kam. Und wenn die deutschen Frauen dasselbe von jeher gethan und wenn ihnen darüber oft genug gezürnt (obwohl die Frauen anderer civilisirter Nationen genau dasselbe thun, denn die Mode ist eine internationale Macht und wird sich als solche nicht aus der Welt schaffen lassen, wenn man auch noch so oft versuchen mag, jeden internationalen Bund zu verbieten und zu verdächtigen), so thaten sie es vielleicht nie mit weniger Rechte, als indem sie eine Farbenzusammenstellung adoptirten, in deren Zeichen doch der Fortschritt, wenn auch nicht die Freiheit, gesiegt. Bänder, Tücher, Stoffe aller Art waren jetzt blau, roth und weiß und da Niemand in Deutschland die deutschen Farben schwarz-roth-gold tragen durfte und die Wenigen, die es versuchten, Hambacher Fest und geheime Burschenschaften, dafür mit Gefängniß bestraft wurden, so war es nur natürlich, statt der deutschen Trikolore die französische zu wählen und dabei heimlich zu singen: Freiheit, die ich meine! oder laut die Marsellaise anzustimmen, die damals auf allen Gassen und in allen Konzerten gehört ward. Ich war damals ein kleines Schulmädchen, aber zum Glück wurden in unserem Hause Zeitungen gelesen und Zeitinteressen besprochen und meine Lehrer waren für die neue Zeit begeisterte junge Kandidaten, die sich für verpflichtet hielten, selbst die kleinen Mädchen über das aufzuklären, was um sie herum geschah. Die Farbenzusammenstellung von blau-roth-weiß machte auch einen sehr hübschen Effekt und ich wäre außer mir gewesen, wenn ich nicht wenigstens ein so gestreiftes seidenes großes Tuch und solche Schleifen erhalten hätte. In Shawlfaçon hieß die Trikolore auch „Fenella-Schärpe." Damals war eben

Auber's „Stumme von Portici" neu und half mitrevolutioniren. Auch die Gegenpartei fand ihre Vertretung; es gab eine Farbennüance und Schuhe „à la Herzogin von Berri", die bekanntlich noch Jahre lang gegen Louis Philipp für die Legitimität intriguirte und kämpfte.

Aber wenn die an Revolution gemahnenden Moden auch schnell wieder verschwanden, so war doch eine Revolution in der Mode eingetreten: vollständige Einfachheit. Einmal wohl, weil der Bürgerkönig von Frankreich dieser selbst in seiner Familie, an seinem Hofe huldigte und dann auch, weil man sich plötzlich doch wie auf einem Vulkane fühlte und dem Ernst der Zeit gegenüber nicht allein Sparsamkeit geboten fand, sondern sich auch geschämt hätte, sich jetzt viel mit Luxus und Modeangelegenheiten zu beschäftigen.

Natürlich ging diese Reform nicht ohne einige Kämpfe ab. Wie viel war nicht über die unsinnigen „Giraffen" gespottet worden, als aber meine Schwestern auf einem Ball zum Erstenmale wieder ohne sie erschienen wären, nachdem die Modezeitung (von Baumgärtner in Leipzig, lange die einzige, die aller Welt Gesetze gab, die aber in der Regel für die Kleinstädterinnen erst eine Saison später in Kraft traten) angekündigt hatte: einige Damen legten die Giraffen ab und trugen an ihrer Stelle ein vom eigenen Haar geflochtenes „Nest" und nicht mehr auf dem Wirbel, da wurden sie fast Märtyrerinnen ihrer Rückkehr zur Natur und Einfachheit. Noch trugen alle Tänzerinnen Giraffen, mit denen sie so gern den Herren fast die Augen ausstachen und hohe Blumen mit goldenen Blättern, so daß die Nester mit einer lebenden Blume an der Seite gerade um ihrer Natürlichkeit willen einen

lächerlichen Eindruck machten und alle Freundinnen meinen Schwestern zuflüsterten: „Nein das nächstemal dürft Ihr nicht wieder so erscheinen!“ Allein der Rath ward nicht befolgt, die Reaktion feierte keine Triumphe, sondern die Revolution; allgemach schwanden die Giraffen von allen Häuptern und das „Nest“ stand viele Jahre in Gunst, nur ward es einmal eng oder weit gesteckt, mit großen oder kleinen, bunten oder haarfarbenen Bändern getragen, die es bald mit flatternden Enden umwickelten, bald als Schleifen wie ein Vogel mitten darin saßen, auch änderte es seinen Standort, indem es immer mehr in den Nacken hinunterrückte und eng zusammengedreht dem Kopf das Ansehen einer Birne nebst Stiel gab — es lag dies am Ende auch in der Zeit, denn Louis Philipp's Kopf war ja mit einer Birne verglichen und er war damals eben die Hauptperson — die Einen mochten nichts von ihm wissen, weil ja doch durch sein Eingreifen in das Rad des französischen Triumphwagens, darauf man die Freiheitsgöttin sich träumen mochte, wieder einmal die Revolution und die Republik verpfuscht war — und das Königsthum auch, sagten die Gegner, denn er machte der Bourgoisie zu viel Zugeständnisse dem Adel gegenüber und die Bourgoisie nutzte er doch in aller Gemüthlichkeit nur in seinem eigenen Interesse aus. — — Nun, immerhin trat das Bürgerkönigthum in seiner äußern Erscheinung bescheiden und behutsam auf, Louis Philipp's Tochter, Prinzessin Marie, war zudem schon eine praktische Vertreterin weiblichen Künstlerthums auf einem für Frauen seltenen Gebiet. Jedermann kennt ja ihre ideale und doch so lebenswahre Statue der Jungfrau von Orleans und seine Schwiegertochter, Prinzessin Helene von Meklenburg, die Gemahlin

des Herzogs von Orleans, zeichnete sich aus durch Sitten-reinheit, Einfachheit und Wohlthätigkeit, wodurch auch sie sich alle Herzen errang.

Aber um wieder zur Nutzanwendung für unsre Moden-symbolik zu kommen, vielleicht zeigte sich dies zarte und bescheidene Auftreten dieser tonangebenden hohen Frauen auch in der Wahl der Fußbekleidung, sie bestand in niedlichen Schuhen von Seide, Serche oder Glanzleder mit langen, schmalen Bändern, die kreuzweis mehrmals über den Fuß gebunden wurden und darum kurzweg Kreuzbänder hießen. Aber was machten sie nicht für Noth! Bei jeder energischen Biegung und sonst noch bei unzähligen Gelegenheiten rissen sie von einander ab, wo sie angenäht waren, oder gingen sie mindestens auf, und mitten auf der Straße mußte ein Haus oder sonstiger stiller Winkel gesucht werden, den Schaden wieder zu repariren.

Ich glaube es war in Berlin, wo zuerst, einer Posse entlehnt, ein Gassenhauer aufkam: „Madame, Madame Ihr Schuhband schleppt, Sie müssen es sich binden“, den wirklich jeder Gassenjunge hinter jeder Dame her sang, die über ihr Schuhband so schon in Verzweiflung war und nun noch diese höhnische Bemerknng mit anhören mußte! Ohne Bänder wären diese Schuhe auch kaum zu tragen gewesen, da zuweilen die Mode nur so wenig Oberleder für sie vorschrieb, daß es kaum bis an den Ballen reichte. Natürlich mußten die so sichtbaren Strümpfe immer blendend weiß sein, also war es bei jedem Ausgang eine Hauptfrage, ob nicht erst ein paar frische angezogen werden mußten — die der Staub wie Schmutz der Straße immer gleich wieder verdarb. Man trug Strümpfe mit durchbrochenem Muster über das ganze Fußblatt, gewebte oder

gestickte — manche Damen besaßen darin eine besondere Kunstfertigkeit. Dabei mußten diese Schuhe so dünne Sohlen haben, daß man sie um den Finger rollen konnte — welch ein Gegenstück sind dazu die jetzigen Stiefletten mit ihren Riesenabsätzen, durch welche jede Dame sich geräuschvoll von Weitem ankündigt — nur den leisesten Tritt zu hören, hätte damals für unmoralisch und unweiblich gegolten. Als dann höhere Schuhe und Stiefelchen aufkamen und viele Damen erleichtert aufathmeten, weil nur der ewige Strümpfewechsel und der Kampf mit den Kreuzbändern — der auf Bällen besonders zu den schrecklichsten Inkonvenienzen führte — aufhörte, waren es die Herren, welche es unweiblich, unästhetisch, emanzipirt fanden und den Damen Mangel an Nettigkeit vorwarfen, weil sie ihren Fuß sorgfältiger verbargen!

II.

Jene dreißiger Jahre, die sich durch eine gewisse Einfachheit der Toiletten auszeichneten, hatten nur einen seltsamen Auswuchs: die Steifärmel. Man hatte, wie schon erwähnt, bei der Emanzipation von Zwang und Unbequemlichkeit die häßlichen engen Aermel abgeschafft und dieselben zuerst nach oben erweitert und ihnen den Namen „Schöpskeulen" gegeben, der wahrscheinlich an Häuslichkeit und weibliche Pflicht, auch beim Fleischer, wie in der Küche Bescheid zu wissen, gemahnen sollte. Indeß um diese Façon ganz entsprechend zu gestalten, erschien es nothwendig, ihnen an der Achsel etwas Halt zu geben, Man befestigte dann etwas Steifgaze darin, die sich später zu einem kurzen Aermel gestaltete, den man in den Klei-

derärmel band. Bald aber fand man dies ungenügend, denn die Aermel wurden immer weiter, auch nach unten, wo sie ein Bündchen im Handgelenk schloß; dies steigerte sich so, daß man schließlich zu einem paar Aermel so viel Stoff brauchte, wie sonst zu einem Rock. Man legte also die sich doch immer leicht zerdrückende und weich werdende Steifgaze bei Seite und fertigte kleine Ballons, die in ihrem Umkreis einen Reifen von Fischbein oder Rohr hatten, wohl auch nach oben und unten kleine Fischbeine zu weiterer Stütze. Da es, wenn man sich auch so viel Paar derartige Aermel hätte anschaffen wollen, als man Kleider besaß, der Platz gar nicht erlaubte, sie damit aufzubewahren, so nähte man an die Aermel je 4 Bändchen, die mit 4 andern im Kleid korrespondirten — nun denke man sich bei einem schnell nöthigen Toilettenwechsel das Vergnügen für Dame und Kammerjungfer, diese acht Schleifchen erst auf= nnd dann wieder zuzubinden, wobei in der Eile leicht ein Versehen geschah das die Arbeit erneuerte, denn hatte man nicht die richtigen Bänder zusammengebunden, so erhielten Aermel und Figur ein ganz verdrehtes Ansehen, dem sich Niemand aussetzen konnte. Um den Steifärmeln eine gefälligere Form zu geben und sich nicht der Gefahr preiszugeben, wie mit gebrochenen Flügeln zu erscheinen, wenn die Fischbeinreifen im Gedränge, auf engen Plätzen, im Konzert und Theater oder mit den Wänden enger Korridore in Kollision geriethen, kam man auf den Gedanken, die betreffenden Ballonärmel mit Federn zu füllen. Das mochte nun im Winter gehen. Aber man denke sich diese Federbetten auf dem Oberarm auch bei 20—30 Grad Sommerhitze! und man trug sie unter den Mousselin= und Gazekleidern so gut wie unter einem

von Wolle und Seide, ja unter denen erst recht, weil da die Reifen um so eher durchschimmerten! Eine Dame bildete damals ein ziemliches Viereck, ihre Hauptbreite war über die Achseln hinweg, jeder Shawl, jedes Tuch, ja jedes große „Umschlagetuch" mußte so getragen werden, daß es oberhalb der Steifärmel ruhte und war man genöthigt, im Winter einen Mantel darüber zu hängen, so ward die Gestalt vollends unförmlich, um so mehr, als diese Mäntel von Tuch, Cashmir oder Seide, auf alle Fälle aber doch sehr dick wattirt waren. Man trug vielleicht auch darum im Winter zu Spaziergängen und Besuchen wattirte seidene Ueberröcke von dunkler, meist schwarzer Farbe und dazu eine „Boa" von Pelz und kleine Muffe.

Man war wieder einmal in's Menageriegebiet gekommen. Noch einmal feierte van Aaken einen glänzenden Triumph. Die große Boa constrictor, die er mit über's Weltmeer gebracht und in allen deutschen Städten sehen ließ, wie sie ein Dutzend Kaninchen spielend verzehrte, war zum Ideal der Damenwelt geworden — keine eherne Schlange, eine Schlange von weichem Pelz hatte man aufgerichtet zum neuen Abgott. Fünf bis acht Ellen mußte ein solches Ungeheuer messen, das man um den Hals schlang und womit es so reizend und kokett sich spielen ließ. Es war der treueste Begleiter jeder Dame, nicht nur im Schlitten und auf der Straße, im Salon, Zimmer, überall hatte man es bei sich und im Ballsaal war es erst recht unentbehrlich und bildete den graziösesten Gegensatz zu einer duftigen Toilette, zu bloßen Schultern und Armen, um die es so weich und lose sich schmiegte. Jede Dame erschien sich wie eine Schlangenkönigin und es kam mit den Boas ordentlich wieder ein Anflug von

Romantik in die nüchterne Welt der guten Gesellschaft. Wie viele Anbeter haschten nicht nach einem Ende der sieben Ellen, um sich darin zu verfangen, wie viele unvorsichtige Tänzer stolperten nicht minder davon entzückt über ein gleiches und wie viele Anekdoten gab es nicht von aus den Schlitten verlornen Boas, die auf hellglänzendem Schnee zusammengeringelt liegend von den Findern wirklich für gefährliche Ungethüme gehalten worden waren. So harmlos die Zeit damals war, so einfach die Toiletten, deren einzige Extravaganzen eben in Steifärmeln und Boas gipfelten — gerade diese beiden Dinge wurden von der Männerwelt vielfach angefochten — natürlich, wie immer, vergeblich! Die Steifärmel machten sich der Nachbarschaft so unbequem, wie in jüngst vergangenen Jahren die Krinolinen — denn wer zwischen zwei Damen saß, durfte seine Arme kaum bewegen, ohne von beiden Seiten gestoßen zu werden und in Gefahr zu kommen auf eine Boa zu treten! Im Wagen, auf Reisen — man denke, daß man damals meist noch in engen Postwagen und Omnibussen fuhr — ging es nie ohne beißende Bemerkungen über die Steifärmel ab, ebenso bei Tafel und andern Gelegenheiten, wo man in Reih' und Glied zu sitzen pflegte, mußte auf diese obere Breite der Damen Rücksicht genommen werden! Und damit diese Resultate erzielt wurden, mußten die armen Männer, wenn sie mit ihren Frauen ausgehen wollten, geduldig warten, bis bei einem Kleiderwechsel jene acht Bänderchen auf- und zugeknüpft waren u. s. w., wie für die Boas, die ihnen nicht minder im Wege waren und von denen sie nur die unzweckmäßigen Seiten kennen lernten, 5—50 Thaler bezahlen, je nachdem die weiblichen Ansprüche in die Höhe gingen!

Und dennoch! als die Steifärmel abgelegt wurden und man die weiten Aermel hängend trug, ja von der Achsel an sie immer breiter abnähte um einen herabfallenden Sack zu bilden, in dem ein zierliches Damenhändchen fast verschwand und selbst eine große Hand ein niedliches Ansehen gewann — da vermißten die Männer vielmehr als die Frauen, die früheren Stützen und Steifen, Ballen und Reifen, da waren sie es, welche die neue Tracht für „salopp" erklärten, bis sie endlich allgemein geworden war und dann wieder in auf die verschiedenste Weise hergestellten Puffen und Aermeln sich erging, um durch diese Variationen später wieder zu engen Aermeln zu gelangen. Die Mode war aber damals so tyrannisch, daß fast immer nur höchstens zwei bis drei Aermelschnitte nebeneinander hergehen konnten und sie mindestens in jeder Saison an allen Kleidern geändert werden mußten. Auf dieselbe bedenkliche Weise begannen auch die Röcke sich zu erweitern.

Was aber die Poesie der Toiletten betrifft, die mit der Einfachheit sich vereinigen ließ, so zeigte sie sich im Sommer in dem vorherrschenden Weiß der Kleider und Blousen, zu den letzteren trug man bunte Röcke und Gürtel und in jenen hellfarbige Shawls, vorzugsweise aus himmelblauer, rosa, lachsfarbener, gelber oder weißer Gaze, welche man „Wolken" nannte. Es waren Duft gewordene Boas, die, mochten sie nun auf Spaziergängen im Winde flattern oder im Ballsaal die ausruhende Tänzerin nur wie mit „gewebter Luft" leicht verhüllen (2 Ellen breit und 5—6 Ellen lang) in der That einen graziösen Effekt hervorbrachten. Denn man wollte damals eben noch zart, graziös sein — waren auch die Zeiten der Idylle vorüber, so betrachteten sich die deutschen Mädchen

doch noch als Lilien auf dem Felde, die nur ihres Lebens sich freuen, darum auch gefallen wollten und sich sonst keine Sorge um ihre Zukunft machten. Dabei herrschte noch der Sinn für stille Häuslichkeit vor, der sich in zierlichen Tändelschürzchen mit kleinen Täschchen dokumentirte. Man machte diese Schürzchen sowohl aus duftigem, weißen Linon und Batist mit den zierlichsten Stickereien, Garnirungen und bunten Bändern geschmückt, wie von Wolle oder Glanzkattun mit bunten Litzchen benäht oder von schwarzer oder bunter Seide, meist Foulards, gleich den Herrentaschentüchern mit Kanten. Auf der Straße trug man in Kanevas gestickte Anhängetaschen und die Hausfrauen liebten es daheim, am Schlüsselhaken, am Gürtel oder am klirrenden Chatelet von Stahl ein Schlüsselbund zu tragen, um so die pflichtgetreue Häuslichkeit in etwas forcirter Weise anzudeuten.

Georges Sand tauchte ja eben auf mit seinen Romanen von unglücklicher Liebe und noch unglücklicherer Ehe, mit ihren ersten Mahnungen an das Sklavenjoch der Frauen, und das junge Deutschland verkündete die Emanzipation des Fleisches, trat für die Rechte der Sinne ein und nannte dies ein Eintreten für die Rechte der Frauen! und die guten deutschen Hausfrauen beeilten sich, zu verstehen zu geben, daß sie keinen andern Gedanken hätten, als wirthschaftlich zu sein und zu bleiben und nebenbei zu tanzen und für ihre Töchter auf den Bällen Tänzer und Männer zu suchen. Das hinderte aber nicht, daß die Frauen und Fräuleins mindestens heimlich George Sand's Romane lasen, aus Heine's „Buch der Lieder" von jungeu Herren sich vorlesen ließen, Mundt's „Madonna" und Gutzkow's „Wally" sich von befreundeten Studenten, denen auch

5*

verbotene Bücher zugänglich waren, sich zu verschaffen suchten, nebenbei auch für Lord Byron schwärmten und bald Schlegel's „Lucinde" und Tieck's „Vittoria Accorambona" in den Leihbibliotheken suchten.

Aber, wie gesagt, entweder um bei all dem entweder den Schein zu retten, oder, weil es das französische Bürgerkönigthum so wollte, war und blieb man bei all dem äußerst einfach und solid in den Moden. So trat z. B. an Stelle der großen runden Hüte eine eigenthümliche Façon, welche man „Kieben" nannte. Sie waren irgend einem ländlichen Nationalkostüm entlehnt und überragten das ganze Gesicht rundum, das wirklich wenig davon zu sehen war und man alle Begegnenden nur dann erkennen konnte, wenn man sich ihnen unmittelbar gegenüber befand. Im Sommer trug man sie von Stroh, italienisch wie deutsch, oft auch schwarz und weiß melirt; gleichzeitig kamen die „Helgoländer" auf, meist aus weißem oder grauem Batist, die nun vollends nicht nur das ganze Gesicht, sondern auch den Nacken mit dem bis auf die Schultern herabflatterndem Tuch verbargen, aus welchem solch' ein, dem damals modischsten Seebad und seinen Eingebornen entlehnter, Hut bestand. Wie man denken kann, waren sie im Sommer sehr warm, weshalb in manchen Städten die Sitte aufkam, sie bei abendlichen Spaziergängen nach Sonnenuntergang abzunehmen und auf dem Sonnenschirm oder in der Hand nach Hause zu tragen.

In der Politik herrschte ziemliches Stillleben, es gab wenig hervorragende Persönlichkeiten und Ereignisse, die man in dieselbe hätte hinübernehmen können, in's neckische Spiel der Mode.

Es war eben so still, daß, als Louis Philipp, um

die Blicke seiner Pariser von seinen Börsenspekulationen und Verfassungsbrüchen abzuziehen, ihren Hunger nach Preßfreiheit und irgend einer Gloire durch ein Schauspiel zu stillen, auf ein eigenthümliches Mittel verfiel: die Asche Napoleons sich von den Engländern auszubitten, im Triumph von St. Helena überzuführen und mit großem Gepränge im Dome der Invaliden beizusetzen, dieser Vorgang auch in der Mode zur Geltung kam. Es war dies eine Farbenzusammenstellung, die man „Napoleons Asche" nannte und auf Seide, Wolle, Kattun übertrug. Grauer Grund mit verschwindend kleinen Tüpfelchen von Weiß, Schwarz, Braun und Gelb. Dies häßliche Fabrikat ward wirklich von den deutschen Frauen mit demselben Enthusiasmus getragen, wie von den Französinnen — nun, sie wußten so wenig was sie thaten, wie es Louis Philipp wußte, als er den Namen Napoleon Bonaparte und die Erinnerungen an das glorreiche Kaiserthum in Frankreich wieder zu Ehren brachte.

Vom Jahre 1840 wollte man gern eine neue Aera datiren. Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen starb, unter dessen Regierung es selbst die großsprecherischsten Preußen geduldig ertrugen, daß sie keine ständische Vertretung, noch Verfassung hatten, wie jeder kleine Duodezstaat sie längst empfangen und zwar aus Pietät, weil derselbe König vor dreißig Jahren einmal in der Noth einen Aufruf „An mein Volk" erlassen, worauf dies Volk wirklich sich erhoben hatte, so kühn gewesen war, die fremden Herrscher aus Deutschland zu jagen und so — liebevoll, die heimischen wieder einzusetzen in all' ihre Macht, so vertrauend, daß es schon aus der Hand der Dankbarkeit und Liebe seiner aus der Bedrängniß erretteten Landes-

väter die versprochenen Güter: Preßfreiheit, Verfassung, Vereins- und Versammlungsrecht u. s. w. erhalten würde, ohne deshalb auch eine Hand zu regen, oder ein Wort zu sagen. Nun wurde freilich aus dem Allen nichts, aber die guten Preußen waren ja gut soldatisch geschult, dieser anerzogene Gehorsam und die Pietät gegen den „Heldenkönig", den Erlasser jenes Aufrufs „An mein Volk", ließen es in Berlin nicht einmal 1830, wo es ja in allen Völkern zuckte, zu einer Lebensäußerung kommen und erst als der greise König das müde Haupt zur letzten Ruhe legte, wagte man auf eine Aenderung des Systems zu hoffen und zu — warten.

Aber auch Friedrich Wilhelm IV. sprach voll Pietät gegen seinen Vater das geflügelte Wort: „Nie soll sich ein Blatt Papier zwischen mich und mein Volk drängen" — und das andere: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" und das Volk erhielt wieder nichts. Aber im „weißen Saal" zu Berlin ward doch eine Art Ständeversammlung in Scene gesetzt und die einmal geweckten Hoffnungen, die dieser Thronwechsel hervorgerufen, waren doch trotz Censur und Ausweisungen aller mißliebigen Elemente nicht wieder zum Schweigen zu bringen.

Und da denn wieder hie und da ein kühnes Wort fiel von deutscher Einheit, so suchte Friedrich Wilhelm IV., gerade so wie Louis Philipp den Hunger der Franzosen nach Gloire durch das mit der Asche Napoleons getriebene Schauspiel, den Hunger nach deutscher Einheit dadurch zu befriedigen, daß er — den Ausbau des Kölner Domes beschloß zum Symbol derselben und ganz Deutschland zu diesem Werke aufrief.

„Christlich-germanisch" war nun hier das von ihm

gegebene Losungswort — christlich-germanisch ward die Kunst, ward auch die Mode und um dies zu erklären, mußten wir diesen Umweg machen durch das Labyrinth der Politik. Eine etwas forcirte Romantik begann zu herrschen, man kehrte zu mittelalterlichen Trachten zurück. Die schon erwähnten Puffenärmel erhielten in verschiedenen Gestalten immer die Oberhand. Die Röcke verlängerten sich und mußten wenigstens rundum zu anmuthigem Faltenwurf auftreffen, wenn sie auch nur kleine Schleppen haben durften. Die Kleidertaillen verlängerten sich, man trug allgemein Schneppen und um dieselbe, statt des Gürtels, gelegt eine dicke Schnur mit vorn bis ziemlich auf die Füße herabhängenden dicken Quasten von Posamentarbeit, die man wieder mehr zum Ausputz zu verwenden anfing. Die Schnüre waren von Seide und von der Farbe des Kleides oder des Aufputzes, man trug aber auch schwarze, die zu allen Kleidern paßten, auch zu ganz weißen gewählt wurden, da diese meist faltenreiche Taillen und eine Art offener, griechischer Aermel hatten, so ward diese einfache Toilette, wenn sie noch ein weiter schwarzer Tüllshwal vervollständigte, zur Rosenzeit eine weiße Rose an der Brust, häufig mit der einer — Kindesmörderin verglichen, oder doch mit einem Mädchen aus dem Mittelalter, das zum Schaffott ging. Vielleicht auch sollte dies Kostüme an „Antigone“ gemahnen, die man eben damals, um der Antike mehr als den deutschen Dichtern zu huldigen, mit Mendessohn's Musik auf die Bühne brachte; vielleicht auch unausgesprochen den „Weltschmerz“ vertreten, der noch in voller Blüthe stand. Ich habe zuweilen gedacht, dieser Weltschmerz war mit daran schuld, daß sich die Taschentücher groß erhielten, die unsere Mütter in

unförmlicher Größe — ein und eine halbe oder auch ein und dreiviertel Elle im Geviert — zu fertigen liebten. Das war freilich damals nöthig gewesen in jenen sentimentalen Zeiten, in denen eben bei jeder erdenklichen Gelegenheit Thränen der Rührung vergossen wurden, wo aus Liebe, Freundschaft, Theilnahme, Hingebung auch bei den freudigsten Anlässen geweint ward und wo die meisten Mädchen und Frauen weinten aus „unverstandener Sehnsucht“, überhaupt aus der selbstgeschaffenen Qual, „nicht verstanden“ zu werden — oder auch beim Abschied, wenn ein Familienglied in eine andere Stadt reiste, was man bei der Beschwerlichkeit und Seltenheit des damaligen Reisens immer als ein höchst bedenkliches Ereigniß betrachtete. Nachher weinte man nicht mehr so viel aus diesen Motiven — aber der Weltschmerz, der zu einer Art weltvernichtendem Humor sich zwang und neben dem weinenden Auge ein lachendes hatte, forderte wenigstens noch, daß man das Taschentuch immer zur Hand hatte. Ob nun von Leinen oder Batist, es war mit einem sehr breiten Steppsaum versehen, im letztern Falle mit Spitzen besetzt, später mit einer Kante über den Saum gestickt und stets so in der Hand getragen, daß die vier Zipfel desselben lose auseinanderfielen und fast die Straße berührten. Je tiefer dies geschah, je nobler war der Eindruck, den eine so ihr Taschentuch spazieren führende Dame hervorbrachte. Damit wir nicht nöthig haben, wieder auf diesen wichtigen Artikel der Lingerie zurückzukommen, wollen wir gleich einschalten, daß von da ab derselbe immer kleiner ward, bis er die jetzige Kleinheit erreichte — ein in so fern bemerkenswerther Umstand, als doch die Mode sonst in andern Dingen Sprünge liebt und mit groß und

klein wechselt, statt wie hier vom allergrößten bis zum allerkleinsten in steter Folge zu bleiben. Der Schluß ist dann also, daß die Frauen sich das Weinen abgewöhnt haben, daß es nicht mehr Mode, nicht mehr zeitgemäß ist. Ob sie keine Ursache mehr dazu haben? ob sie gesünder sind? wir bezweifeln das Eine, wie das Andere! Vielleicht nehmen sie sich manche Dinge weniger zu Herzen, wie früher — vielleicht waren auch die Thränen ein Ventil, der Ueberreizung der Nerven abzuhelfen — vielleicht erhalten die Kraft- und Stoffgläubigen damit recht, daß die jetzige Frauenwelt weniger zart empfindet, weil sie weniger zart sich nährt, als früher meist geschah — und vielleicht ist des Räthsels ganze Lösung: es ist eben nicht mehr Mode! die Taschentücher sind dazu zu fein und zu klein!

Doch kommen wir wieder auf die christlich-germanischen Moden zurück. Die Kleidertaillen verlängerten sich immer mehr und wurden endlich bis auf und über die Hüften reichend geschweift nach der Figur gearbeitet, ganz nach Art der Ritterdamen; man legte häufig zierliche Querfalten mit fünf Längenbündchen darüber, gerade so, wie man es auf alten mittelalterlichen Gemälden findet. Die Taillen waren viereckig ausgeschnitten oder ganz hoch bis an den Hals gehend, den ein dichtes Tüllbürstchen vortheilhaft garnirte.

Diese langen und hohen Taillen hatten nur den einen Uebelstand, daß sie im Rücken entweder mit Schnüren durch gegen dreißig Schnürlöcher zugeschnürt oder mit einem Dutzend paar kleiner Hefte und Schlingen zugeheftelt werden mußten. Da war es denn absolut unmöglich, daß eine Dame allein mit ihrem Anzug fertig werden konnte,

namentlich im ersteren Falle — im letzteren vermochten geschickte Hände und Arme sich wenigstens einigermaßen selbst zu helfen. Es war allerdings das wichtigste Argument gegen die Frauenemanzipation: eine Frau, die ohne fremde Hilfe nicht einmal vermochte, sich so anzuziehen, daß sie sich sehen lassen konnte — wie konnte die selbstständig sein wollen! Wo Schwestern, wo Mutter und Tochter bei einander wohnten, wo eine Kammerjungfer bei der Hand war — da dachte man gar nicht über diese Unbequemlichkeit nach — aber auf der Reise und für alle alleinstehenden Damen führte sie die größten Inkonvenienzen mit sich. Allein man ertrug jahrelang diese Qual, nur älteren Frauen uud Dienstmädchen war es gestattet, Taillen zu tragen, die vorn geschlossen wurden, jenen als Ueberröcke, diesen als Jäckchen, die sie aber auch nur bei der Hausarbeit trugen und dann im Zumachen ihrer meist zu engen Sonntagskleider noch ungeschickter waren als ihre Herrinnen. Denn damals mußte jedes Kleid am ganzen Oberkörper auf das Knappste anliegen, Wespentaillen zu erreichen war das höchste Schönheitsstreben aller Mädchen, aller Mütter für ihre Töchter und es galt als höchst unelegant und aller Grazie Hohn sprechend, wenn ein Gürtel weiter als dreiviertel oder eine ganze Elle gemacht werden mußte. Mit den verlängerten Taillen verlängerten sich natürlich auch die Corsetts und in beide ward eine solche Masse Fischbein verschwendet, daß es deshalb immer mehr im Preise stieg, bis endlich die Wallfische nicht genug mehr liefern konnten und die Industrie sich anstrengen mußte, um künstliches Fischbein — Ballosin — zu erfinden und zu erzeugen.

Nun kam wirklich wieder eine neue Aera mit dem Jahre

1848 — freilich weniger für die Mode, denn in diesen Stürmen, die mit Eins Alles hinwegfegten, was bisher für unantastbar gegolten, hatte freilich Niemand Zeit, über neue Moden zu sinnen, noch verlohnte es sich der Mühe, sie anzulegen: man hatte eben Größeres zu thun; Hochgestellte und Reiche suchten sich zu verstecken und einzuschränken — sie sahen Schreckgespenster vor sich, zitterten immer, daß es noch zum Guillotiniren oder zum „Theilen" kommen würde — so lebten die Vornehmen in mißvergnügter Zurückgezogenheit, die Reichen wollten Alles eher als wie sonst ihren Reichthum zur Schau tragen — so wußten die Modezeitungen kaum, woher sie ihren Stoff nehmen und was sie berichten sollten. Jedermann schränkte sich ein, freiwillig oder gezwungen

Nur eine neue Farbenzusammenstellung tauchte auf, die vorher so arg verpönte: Schwarz-roth-gold. Nicht nur die Männer trugen es in Kokarden, Schärpen und Bändern: auch die deutschen Frauen legten es an, denn die deutsche Industrie beeilte sich, es zu Bändern, Cravatten, Tüchern, Shwals, Haarputzen, Stickereien, Ränder um Briefbogeu u. s. w. zu verwenden. Als mein Geburtstag in jenen denkwürdigen März fiel, so ward ich von meinen Freundinnen, weil sie wußten, daß ich schon lange diesen Farben gehuldigt, förmlich mit Gaben und Stickereien überschüttet, bei welchen allen daß Schwarz-roth-gold eine Rolle spielte. Als Gürtel — man trug damals dergleichen auch zu den langen Schneppentaillen — habe ich mich lange nicht davon trennen können. Sonst aber förderte diese Zeit wenig Neues in den Moden zu Tage.

Wohl ein Jahrzehnt erhielt sich für Damen jeden Alters die Mode, nicht ohne Ueberwurf, ohne Mantille zu er-

scheinen, an denen nur immer die Schnitte wechselten. Schwarzer Taffet war dabei vorherrschend, es gab wohl keine Dame, ob jung, ob alt, die nicht eine Mantille dieses Stoffes besessen hätte. Schwarzer Atlas und Sammt ward ebenso dazu verwendet, für die Jugend auch mit Vorliebe weißer Caschemir. Eine Zeitlang waren sie mit bunter Seide gefüttert, später wieder ohne Futter. Es lag etwas unendlich Uniformes in dieser Mode, da wie gesagt jedes Alter, jeder Stand ihr huldigte. Zuweilen hatte man diese Mantillen auch vom Stoff des Kleides wenn dasselbe einfarbig von Wolle oder Seide war. Es war gewiß sehr hübsch und praktisch, zum Ausgehen, zum Eintritt in Theater, Conzerte u. s. w., einen solchen Gegenstand überzuwerfen, bei einem schnellen Ausgang brauchte man es auch mit der übrigen Toilette nicht so genau zu nehmen — aber es war unendlich komisch, daß man auch kein fremdes Zimmer zu betreten, sich in einem andern Haus gar nicht sehen zu lassen wagte, wenn man z. B. im Winter, unter dem Mantel nicht noch eine Mantille umgehangen hatte! Sollte man da jenen im Vorzimmer ablegen und hatte man diese nicht um, so erklärte man letzteres als Grund, nicht dableiben zu können, der, wenn anderer fremder Besuch da war, auch als stichhaltig befunden ward, gab man jedoch jener Nöthigung nach weil man nur en famille sei, so trat man dann mit Lächeln und verschämtem Augenniederschlag ein — als sei man zu wenig oder nicht anständig bekleidet, und man trug doch eine gleich an den Rock befestigte hohe, in zierliche Falten gelegte Taille mit langen halbweiten Aermeln mit mannigfachen Ausputz versehen, am Handgelenk zierliche, meist gestickte Manschetten oder Unterärmel und

wenn sie offen waren, dazu noch oft kostbare Bandgarnituren, die auch der Hand ein viel gefälligeres Aussehen gaben, als die späteren pappartigen oder gar aus Papier gefertigten Stulpen! Aber so sonderbar ist nicht nur die Mode, sondern auch die Sitte, daß man in diesem Jahr den Anstand zu verletzen glaubt, in Verlegenheit kommt und sogar Scham empfindet über etwas, das im folgenden Jahr ganz in der Ordnung ist.

Die Faltentaillen, die wir hier erwähnten, begannen sich mehr und mehr vorn zu lockern, die Rücken sich zu glätten und endlich war es erlaubt, sie vorn zu schließen — und das war der Hauptschritt zu weiblicher Selbstständigkeit! Anfänglich mußte das unsichtbar bleiben, man heftelte oder schnürte vorn das Futter des Kleides zusammen und legte dies in Falten darüber — im Rücken behielt man noch den Schein bei, als sei die Taille da zugeschnürt oder geheftelt, aber man kam nun doch wirklich in die glückliche Lage, sich selbst ohne fremde Hilfe an- und ausziehen zu können. Es war dies wirklich der wichtigste Schritt zur Emancipation!

Noch im vorigen Jahre hätten wir dies Wort mit stolzer Sicherheit hinschreiben können — aber jetzt, wo die eleganten Gesellschafts- und Balltoiletten wieder im Rücken geschnürt werden und darum die Befürchtung nahe liegt, daß vielleicht über kurz oder lang mindestens die ganze junge Damenwelt es erst wieder unelegant, unfein und schließlich unanständig finden wird, sich ihre Taillen vorn und eigenhändig zu schließen, jetzt bangt uns, jenen Satz auszusprechen! —

Jene ereignißreichen Jahre waren, wie erwähnt, unfruchtbar für die Mode — die Industrie lag darnieder,

weil das Kapital sich verkroch, die Modenärrinnen schmollten womöglich hinter herabgelassenen Rollos, weil Niemand sie beachtete und sie auf der Straße hie und da Gefahr liefen, verspottet zu werden und die Mehrzahl der Frauen, die, wenn sie nichts Besseres zu thun hat, gedankenlos und gelangweilt jeder neuen Toilettte, die ihr begegnet, nachgafft und jeden Schwindel mitmacht, hatte jetzt eben zu denken, fühlte sich getragen, gehoben von den Schwingen der Zeit und trug die gewohnten Kleider, ohne neue Schnitte dafür zu begehren, wo es sich darum handelte, dem ganzen deutschen Reich und allen politischen Verhältnissen einen neuen Zuschnitt zu geben.

Der schöne Traum währte nicht lange — es kam die Reaction, es kamen die Kämpfe um die Reichsverfassung — es kam Angst und Schrecken und Noth für die Einen — Hohn, Triumph und Uebermuth machten sich nun bei den Andern geltend.

Aus jener Zeit datirte sich auch das Vorherrschen des Schwarz-Weißen. Die preußische Soldateska hatte ja überall in Deutchland die Revolution niederwerfen helfen und mit dem Triumph der preußischen Kreuzritter- und Junkerpartei sympathisirten die Herrscherinnen im Reich der Aristokratie und der Mode. Das Schwarz-Weiße wagte sich sieghaft hervor und behauptete sich noch lange in schwarz und weiß gestreiften oder karrirten Kleidern aller Stoffe, besonders in solchen Bändern auf Hüten u. s. w., und um deren Effekt noch zu erhöhen, verband man weißen Taffet und schwarzen Sammet und bald figurirte das vielbeliebte schwarze Sammetbändchen auf allen weißen Seidenbändern und Hüten, sogar den dichten weißen Schleier von schimmernder Donna-Maria-Gaze — diesen reizenden

Stoff, der sich durch viele Epochen erhielt — das schwarze Sammetband ward auf allen Kleidern der Konfektionen verwendet, gleichviel, welche Farbe sie hatten, es verstieg sich sogar auf die Lingerie, auf Tüll und Mull und war überall eines reizenden Effektes gewiß. Allmälig natürlich verlor dies „Schwarz-Weiße“ seine erste Bedeutung, wie denn überhaupt die politische „Farbenspielerei“ halb von selbst, halb sogar durch offizielle Maßregeln verschwand. Denn wie die einzelnen Kleinstaaten, welche die deutschen Farben bei dem Militär eingeführt hatten, dieselben wieder abzulegen befahlen und überhaupt alles Deutsche auf's Neue mit einer gewissen Beruhigung und heimlichen Schadenfreude seitens der Machthaber wieder ad acta gelegt ward, so hatte schon Niemand mehr Lust, hiergegen zu demonstriren, die rothen Bänder, Tücher und Shawls brachten in manchen Staaten ihre Träger und Trägerinnen sogar mit der Polizei in Kollision, immer und überall aber in die Gefahr, zu den politisch Kompromittirten gerechnet und von der guten Gesellschaft gemieden zu werden — da verschwanden sie natürlich.

Das Grün-Weiße in Sachsen, das Blau-Weiße in Baiern u. s. w., war auch nur eine vorübergehende Erscheinung partikularistischer und loyaler Sympathien — und so kamen wie gesagt alle diese heraldischen Farbenzusammenstellungen wieder aus der Mode — daß sie aber einmal darin waren und zwar nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen, wollten wir nicht mit Stillschweigen übergehen — denn es war immerhin ein gutes Zeichen für die Stellung der Frauen, denn auch die Frau hat ein Vaterland, auch sie gehört zum Volke und hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht einer politischen

Meinung. Wie wenig ich auch damals mit jenen schwarz-weißen Kreuzzeitungsdamen oder mit den grün-weißen sächsischen Hofdamen sympathisirte — ich achtete und achte sie tausendmal höher als jene Indifferenten, denen es ganz gleichgiltig war, welche Ereignisse ihr Vaterlaud erschütterten, nach welchen Prinzipien es regiert ward, wenn nur sie selbst dabei nicht in ihren Amüsements, in ihrem Familienleben gestört wurden!

Es währte indeß auch in Frankreich nicht lange mit der Republik — der Staatsstreich machte den Präsidenten zu einem Kaiser, die Veilchen und Blumen des Kaiserreichs standen wieder in Blüthe, seine goldenen Bienen durchsummten die Welt — veilchenblau war bald die herrschende Modefarbe und goldene Bienen, überhaupt alle Arten Insekten, wurden auch in Deutschland zu Nadeln verarbeitet und getragen.

Aber was half ein Kaiser für das Reich der Mode! — das bedurfte einer Kaiserin — sie sollte ihm auch werden.

Eines Tages berichteten die Zeitungen von einer Jagd in Compiègne, an welcher sich auch Damen betheiligt hatten, darunter befanden sich auch Fräulein von Rothschild und deren Freundin; Gräfin Eugenie von Montigo; diese schöne Spanierin erregte allgemeines Aufsehen und ward wie folgt beschrieben:

„Eugenie trug ein glänzendes Amazonenkleid und ritt ein andalusisches Vollblutpferd, mit dem ihr Rothschild ein Geschenk gemacht hatte. Der anmuthige, feine und elegante Wuchs war eingeschlossen in ein knappes Mieder; darunter ein weiter langer Rock und graue Beinkleider. Mit einer ihrer kleinen Hände im Stulphandschuh hielt

sie die Zügel ihres flüchtigen Renners, mit der andern trieb sie denselben mit einer kleinen Reitpeitsche mit Perlmuttergriff, besetzt mit echten Perlen, an, und während ihre Füße in glänzenden Lackstiefelchen mit hohen Absätzen und Sporen sich gegen die bestaubten Flanken ihres Renners drückten, denn sie saß auf ihrem Pferde wie ein echter Reiter und verschmähte den Sattel, dessen sich die Damen gewöhnlich bedienen. Die langen Flechten ihres Goldhaares waren unter einem niedlichen Filzhute aufgerollt, den eine prächtige Straußenfeder schmückte, die mit einer Diamantagraffe befestigt war. Ihre blauen Augen schossen nach allen Seiten hin zündende Blitze, und ein süßes Lächeln umspielte die zartgeformten rosigen Lippen, welche beinahe beständig ihre weißen Zähne blicken ließen. Ihr klassisches Profil schien von einem Heiligenschein umgeben und bezauberte Alle."

Diese Dame ward die Herrscherin von Frankreich, ward die Beherrscherin des Reiches der Mode und ist es achtzehn Jahre lang geblieben!

Der Kaiser hatte sie auf jener Jagd 1852 gesehen und sich vorstellen lassen — und alle Welt beschäftigte sich von da an mit ihr und ihrer Schönheit, ohne noch zu ahnen, welchen Ausgang die kaiserliche Gunst diesmal nehmen werde.

Da verkündigte eines Tages der Moniteur der erstaunten Welt und dem betäubten Frankreich, daß der Kaiser Napoleon um die Hand des Fräuleins von Montijo geworben und sie erhalten habe.

Noch ehe sie Kaiserin geworden, adoptirte die Mode die Lackstiefelchen mit den hohen Absätzen von der schönen spanischen Reiterin, sowie ihre Weste — beide Kleidungs-

6

stücke bisher der zarten Damenwelt ziemlich unbekannte Gegenstände, ebenso ihre Eugenienlocken und alle Damen der Crême der Gesellschaft bemühten sich, den Mund immer ein wenig offen zu halten, weil dies der schönen Spanierin so unvergleichlich ließ — und eben so beneideten sie ihr das goldene Haar — das konnte man sich freilich nicht eher erzeugen, bis man es wagte, falsches zu tragen, oder bis Eugenie auf die Idee kam, ihr eigenes noch mit Goldstaub zu pudern und man ihr dies nachahmte — und die ihren Mund aufsperren wollten, weil es für elegant galt und keine schönen Zähne hatten, holten sich bei ihrem Zahnkünstler auch dafür Rath.

Falsches Haar und falsche Zähne wurden bald ein nothwendiger Luxusartikel — das dafür von manchen Damen verausgabte Geld wiegt oft allein das auf, was vor dreißig Jahren die ganze Jahrestoilette einer in anständigen, aber nicht glänzenden Verhältnissen lebenden Dame kostete.

Und so war die Göttin der Mode eingezogen in unser Jahrhundert, da es eben seine zweite Hälfte begann und sie war gekommen, nicht, wie sonst wohl in zarter, hilfloser schüchterner Weiblichkeit, in duftige Stoffe gehüllt, mit lieblichen Blumen geschmückt und von leichten Bändern zephyrhaft umflattert — sondern hoch zu Roß, eine kecke Reiterin, die auch, wann sie vom Pferde stieg, mit derben Stiefelchen von Leder und hohen Absätzen — jeder zart gewöhnte Frauenfuß früherer Zeit mußte davor erschrecken! — amazonenhaft und energisch auftrat und so Manches zertrat, was bis dahin für weibliche Sitte gegolten — sie war gekommen in jenem seltsamen Gemisch von männlichen Manieren und weiblicher Koketterie, mit

einem Raffinement in beiden, das graziös und herausfordernd zugleich den Uebermuth mit der Anmuth verknüpfen wollte. Von dem Tage an, wo Eugenie Kaiserin von Frankreich geworden, war die Geschichte der Mode eigentlich nur eine Geschichte der Einfälle Eugeniens und bildete ein Supplement zur Geschichte des französischen Kaiserthums.

Das Bild der schönen Kaiserin, über die man erst gelacht und von deren Jugendleben man sich die pikantesten Abenteuer erzählt hatte, war bald in allen Händen — nicht nur die Franzosen, auch die deutschen Damen beeilten sich, es in ihre Phothographie-Albums (die ja auch unter ihrer Herrschaft mode wurden) aufzunehmen und entwickelten das höchste Interesse für diese neue wunderbare Heilige.

Und man mußte es gestehen: in vielen Dingen hatte sie Geschmack und wahrhaft geniale Einfälle. Die langen, knapp anliegenden und doch anmuthig gefalteten Schneppentaillen, die hoch hinaufgehend, aber vorn über weißen Untertaillen mit den zierlichsten Stickereien oder Spitzenarrangements geöffnet getragen wurden, ließen die Gestalt vortheilhaft erscheinen, die Aermel erweiterten sich zu graziösen Formen und als die Taillen sich noch mehr zu Schößchen verlängerten, welche die Hüften glatt umschlossen, die Röcke breite Falbeln und Sammetausputz erhielten und sich schleppenartig verlängerten, da war eigentlich einmal eine Tracht gefunden, welche den Malern zusagte und im Haus, wie auf der Straße und im Theater das gleiche Glück machte.

Aber dergleichen Perioden währen selten lange; im Reich der Mode ist eben kein Stillstand und wenn einmal eine Tracht vernünftig ist, so wird sie bald zur Unvernünftigkeit übertrieben.

Wie die Pariser einst die Göttin der Vernunft angebetet hatten, so beteten sie bald die schöne Kaiserin an, die Göttin der Mode. Auf der Weltausstellung in Paris 1855 war es der größte Stolz der Aussteller, wenn irgend ein Gegenstand den Beifall der Kaiserin erhalten, war er gar von ihr gekauft worden, so war das Glück der Firma gemacht. Bald wetteiferten alle Industriellen damit ihre Produkte nach Eugeniens Namen zu nennen und ihren Einfällen zu huldigen. Es war dies allerdings nicht nur eine Form, wie man sie gegen andere Fürstinnen auch beobachtet — Eugenie hatte in der That Geschmack, sie verstand die Erfindungen des Luxus zu würdigen und zu beurtheilen, und es war ihr dabei nichts zu theuer. Sie griff in einen immer gefüllten Säckel und feilschte nie um den Preis, wie so manche andere Fürstin. Und dann: wenn eine andere Fürstin irgend ein Erzeugniß der Industrie sich widmen läßt, ihm ihren Namen gibt, so hat dies doch immer nur eine lokale Bedeutung — was aber die Kaiserin der Franzosen für schön und passend erklärte, das hatte ja Bedeutung für die Welt. Und weil es Eugenie, mehr als je einer andern Frau, gelang, durch ihre Schönheit und durch ihre stete Beschäftigung mit der Mode fast der ganzen Welt zu imponiren, sie von den Launen ihres Geschmackes abhängig zu machen — deshalb imponirte sie den Parisern und ward wirklich von ihnen vergöttert; welche willkommnere Nahrung konnte die französische Nationaleitelkeit finden, als das Bewußtsein, durch die interessanteste und verschwenderischste Frau den Geschmack von ganz Europa und halb Amerika zu dirigiren?

Wir sagten schon, wie von dem Tage an, wo Eugenie

von Montijo eingezogen war in die Tuilerien als Kaiserin von Frankreich, die Geschichte der Mode eigentlich nur eine Geschichte der Einfälle Eugeniens war und ein eigenes Supplement bildete zur Geschichte des französischen Kaiserreichs.

Eugenie war zugleich die erste Modistin Frankreichs. Sie beschäftigte sich täglich mit der Prüfung neuer Toiletten. Bei ihren Lever in den Tuilerien waren eine Menge Gliederpuppen aufgestellt, von denen jede einen vollständigen Damenanzug vom untersten Kleidungsstück angefangen trug. Die Kaiserin war ja besonders Meisterin in der Herstellung eines vollkommenen Ensembles und repräsentirte damit gewissermaßen auch die Macht ihrer Zeit, die auf ein solches in fast allen Stücken und auf allen Gebieten mehr Werth legt, als auf die hervorragende Schönheit des einzelnen Theils eines Ganzen und als auf virtuose Einzelheiten. Man rollte diese Toiletten im Ankleidezimmer der Kaiserin auf Rädern an ihr vorüber und sie wählte davon diejenige aus, welche gerade ihrem Geschmack, ihrer Laune am besten entsprach. Die meisten Costüme mußten nach ihren eigenen Angaben verändert werden und die meisten derselben trug sie nicht mehr als einmal.

Als der Krimkrieg ausbrach und Frankreich und England auf der Seite des Sultans kämpften, bekamen die Moden einen orientalischen Anstrich. Bunte türkische Muster kamen auf, die großen, kostspieligen Doppelshwals, die zwar niemals ganz verschwunden, aber doch Jahrelang sehr zurückgedrängt worden waren, gehörten bald zu den unerläßlichsten Toilettenstücken einer distinguirten Dame und Wien eiferte mit Paris um die Wette in ihrer Her-

stellung, da die echten ostindischen doch eben nur den Wenigsten erschwinglich waren. Daneben tauchten die malerischen Beduinen auf vom feinsten weißen Kaschmir mit oder ohne seidene Streifen oder Stickereien an, bis zu praktischeren, dichteren Wollstoffen, weite Radmäntel und Burnusse, Kopfputze von Sammt und Federn mit Gold und jene reizenden Gewebe von Chenille, die um Kopf und Hals sich gleich sanft und weich zu schmiegen wußten. Dachte die Kaiserin eine Zeit lang doch selbst an einen Triumphzug über Wien und Konstantinopel nach der Krim — wo man vielleicht gerade zur Einnahme von Sebastopol anlangen wollte.

Indeß ließ diese doch zu lange auf sich warten und man fand es gerathen, diese Reste zu unterlassen. Die Kaiserin kränkelte und im August 1855 ward durch den Moniteur verkündet: daß sie sich Mutter fühle. In dieser Zeit erfand Eugenie die Krinoline — wie die Einen sagten, um den erwähnten Zustand nicht auffällig zu machen, wie die Anderen sagten: gerade um dies zu thun — bekanntlich ward die Krinoline immer mehr erweitert und alle Damen in der ganzen zivilisirten Welt ahmten dies nach — werden das spätere Geschlechter für möglich finden? und wie werden sie darüber urtheilen, daß danach über ein Jahrzehnt lang sich alle Damen in Tonnen verwandelten, die nur noch durch die weitesten Flügelthüren gehen konnten ohne anzustreifen? Erst hatte ein Gewebe von Roßhaar diesem Gegenstand den Namen gegeben, bald aber war dasselbe unzureichend und jenes Stahlgestell, das einem großen Vogelbauer glich, trat an seine Stelle und behauptete sich so lange, wie es auch von allen Seiten verhöhnt werden mochte, von der Straßenjugend angefangen

bis zu den Herren der Presse und der Salons, wie auch die Männer in der Familie und in der Wissenschaft, z. B. die Aerzte, dagegen eifern mochten, wie auch die Aesthetiker und Künstler sich entsetzten, daß die Frauen aufgehört hatten, menschlichen Gestalten zu gleichen und von einem malerischen Faltenwurf nicht mehr die Rede sein konnte. In Konzerten, Theatern, Eisenbahn-Waggons — überall inkommodirten die Damen einander, sich selbst, überall mußten sie die Witze und aufgebrachten Blicke der Männer ertragen, die neben diesen aufgebauschten Kleidern sich kaum mehr zu rühren wußten und unsichtbar wurden — aber es war Alles vergeblich — allmälig trug sogar jede ländliche und städtische Magd ihre Krinoline so gut wie jede Künstlerin auf dem Theater, selbst wenn sie eine Johanna D'Arc oder Venus darzustellen hatte! Aber man muß auch hinzufügen: wagte eine Dame ohne jede Krinoline auf dem Theater zu erscheinen, so lächelte die jeunesse d'oré und das Parterre lachte — und hatte eine Dame den Muth, überhaupt keine zu tragen und so über die Straße zu gehen, so sahen ihr die Leute staunend nach als einer Abnormität, bezeichneten sie vielleicht höhnisch als Sonderlingin, Gelehrte, Blaustrumpf, Emanzipirte! Und der Ehegemahl, der, wenn er mit seiner Gattin am Arm promeniren wollte und bei jedem Schritt, den er that, mißmuthig darein sah, weil er immer von ihren Stahlreifen gestoßen und inkommodirt ward, fand daheim, daß seine Gattin sich und ihn vernachlässige, wenn sie beim ersten Frühstück ohne Krinoline unter dem Schlafrock erschien — mochte dieser noch so sauber, das ganze Negligé noch so elegant sein, sie sah ihm „salopp" aus, sobald das Kleid nicht von dem gewohnten Aufbau getragen ward.

Die Geschichte der Krinoline, von ihrer widerwärtigen Entstehung an durch alle Jahre ihre Existenz hindurch lehrt mehr als Alles wie die Mode ihre Herrschaft über Frauen und Männer, und ihre Ansichten von Anstand und Sitte vou Ordnung und Schönheit ausübt — denn auch den Frauen, die sich einige Jahre der lang der abscheulichen zu widersetzen suchten, blieb schließlich nichts andres übrig, als sie, wenn auch in bescheidener Weise, mitzumachen, wenn sie sich nicht eben so nicht etwa nur dem Nasenrümpfen der Modedamen, sondern dem Lächeln und Spott der Männer aussetzen wollten, wie durch ihre Uebertreibung. Alle, die nicht auffallen wollten, mußten sich mit zum Tragen der Krinoline entschließen, wenn sie auch nur solche von kleineren Dimensionen wählten. —

Da die Napoleoniden herrschten, mußten, wie schon erwähnt, selbstverständlich Bienen und Veilchen eine große Rolle spielen. Die ersteren figurirten darum auf vielen Schmuckgegenständen — da sie aber doch gewissermaßen ein Vorrecht des Hofes waren, so brachte man neben ihnen auf Knöpfen, Nadeln u. s. w. auch andere Insekten zum Vorschein: Goldkäfer, Fliegen, Spinnen — schön oder häßlich, es war Alles einerlei, wenn es nur zur Welt der Insekten gehörte. Die Veilchen kamen auf Hüten, Balltoiletten, Bändern, überall zum Vorschein und Veilchenfarbe war lange Modefarbe. Tellergroße Bouquetts von Veilchen, — denn auch die Blumen, die lieblichsten, eigensten Kinder der Natnr, wnrden in die Krinolinenmode mit hineingezogen und haben sie leider immer noch nicht überwunden! — galten als besonders elegant und viele Hunderte dieser holden Frühlingskinder, dieses Inbegriffs aller Poesie, mußten und müssen noch heute ihr

Leben opfern, um in Drathgestelle gezwängt, von Papier, Blonden und Spitzen umgeben in einer einzigen Ballnacht, also profanirt unter Gas- und Menschen-Dunst, Staub und Hitze, nur noch in ihrer Masse beachtet, dahin zu sterben! Was ist dadurch aus der Veichenpoesie geworden? Wie glücklich schätzte sich in früherer Zeit jeder Liebende, jeder Verehrer, der ein Sträußchen von der Brust, aus dem Gürtel seiner Angebeteten erobern konnte, oder ihr selbst eines überreichen durfte, das sie dann öffentlich oder verstohlen bei sich trug und es dann zum ewigen Andenken unter andern holden Erinnerungszeichen verwahrte! Was hat dagegen solch' ein noch immer modernes Crinolinen-Bouquett für einen Werth? — Freilich, es hat einen sehr reellen für — den Käufer! Die Dame, die es geschenkt bekommt, hat das Bewußtsein, daß ihr Verehrer sich's etwas hat kosten lassen, sie darf hoffen, daß er in der Lage ist für einen Gegenstand, der andern Tags für immer ruinirt und nur zum Wegwerfen bestimmtist, viele Gulden und Thaler zahlen zu können — und diese Zahlungsfähigkeit ist heut zu Tage die Hauptsache. Der raffinirte Luxus ist der Götze der heutigen Zeit — es kommt wenig mehr darauf an, ob ein Gegenstand schön ist oder nicht, wenn man nur das triumphirende Bewußtsein hat, daß er viel kostet — das ist die Hauptsache! Dieser Luxus und diese Anschauung der Dinge ist durch Eugenie und das französische Kaiserreich allerdings mit Blitzesschnelle aufgekommen und en vogue geworden — daß dieser Luxus aber geblieben und die Gegenwart aller Orts beherrscht in gesteigerter Progression, das ist wahrhaftig nicht mehr auf Frankreich und Spanien zu schieben.

Doch kehren wir wieder in jene Zeit zurück, wo auf

das orientalische Interesse das italienische folgte und dazu die englisch-französische Expedition nach China (1860) alles Chinesische, besonders in den Einrichtungen beliebt machte. Denkwürdige Tage, wie die von Solferino, wurden durch ein neuerfundenes Roth verherrlicht, das dem Purpur Konkurenz bereitete. Doch behauptete derselbe sein Recht — diesmal weniger bei den Anhängern des fürstlichen Purpurs, als bei seinen Gegnern. Aus gewohntem Uebermuth hatte Eugenie die rothwollenen Unterröcke auf die Tagesordnung gebracht und die eleganteſten Damen hatten sie für die Straße angenommen und ließen sie unter den dunklen, durch eine eigenthümliche Vorrichtung roulleau-artig aufgezogenen Schleppkleidern sehen, indeß es vorher jede Dame, auch die einfachste und sparsamste für unmöglich gehalten hätte andere als weiße, waschbare Jupons, auch im schlechtesten Wetter und im tiefsten Winter zu tragen und nun gar sehen zu lassen. Aber halb dieselben ergänzend, halb ihnen zum Gegenstück erschienen ihnen die rothen Blousen — die Nachahmungen des Garibaldihemdes. Junge Damen und kleine Mädchen trugen diese ganze im Schnitt eines Männerhemdes aus rothem Flanell gefertigten Blousen gerade so wie sie Herren und Knaben trugen, doch wie die Männer noch Weste und Ueberrock darüber zogen, so wählte auch die elegantere Damenwelt darüber ein Jäckchen — Zuaven-Jäckchen waren die beliebtesten, entweder von Sammt oder Tuch oder auch von dem gleichen Stoff wie das Kleid.

Und damit war auch die erste Losung zu jener Zerstückelung und Vermannichfaltigung der Kostüme gegeben, wie sie immer mehr um sich griff und jetzt noch herrschend

ist bis zur äußersten Konsequenz — oder besser müßte man sagen bis zur äußersten Inkonsequenz. Während an den früheren Kleidern und Ueberröcken Jahrzehende lang Taillen und Röcke miteinander verbunden waren und es eines einzigen Griffes in den Kleiderschrank, oder einer einzigen Bezeichnung für die Kleiduug, welche man anlegen wollte, an das Kammermädchen bedurfte, um zu erhalten, was man brauchte, und es für ganz undenkbar gegolten hätte, Rock und Leibchen von verschiedenen Stoffen zu tragen, so entstand nun durch die Garibaldi-Blousen eine vollständige Revolution auch in den Garderobe-Angelegenheiten. Widerstanden auch Viele den rothen, demokratischen Blousen — so kamen doch bald Blousen von allen Stoffen und Gattungen in den Handel, durchsichtige weiße und schwarzseidene zu Röcken von allen Farben waren bald jeder Dame unentbehrlich, dann hatte man sie von Kaschmir oder Mousselin für Sommer und Winter und bald wurden auch die Taillen der Kleider nach diesem Schnitt gearbeitet und Gürtel von Leder, Sammt oder Seide mit breiten Schlössern dienten der Figur zum einzigen Halt.

Waren die weiblichen Gestalten zur Zeit der langen Schleppen und Schößchentaillen mit so viel Fischbein umgeben gewesen, daß jedes Korset einem Küraß glich und noch außerdem in jeder Kleidertaille die Fischbeine nach Dutzenden zählten, so verschwanden diese nun fast gänzlich und die weibliche Büste erhielt ein vollständig verändertes Ansehen. Der Ausspruch des Philosophen Hegel bewährte sich wieder einmal: Bei den Griechen bildete sich das Gewand nach der Gestalt — in der Gegenwart bildet der Schneider die Gestalt nach dem Gewande.

Wir wollen nicht untersuchen, ob Sitte, Grazie und Anstand bei dieser erwähnten Schneiderthat gewonnen oder verloren, uns auch nicht mit der Hoffnung schmeicheln, der lockere Grundcharakter, welchen die Mode in dieser Beziehung annahm und noch behauptet, sei eine Rückkehr zur Natur und Einfachheit, oder sei ein Sieg der Gesundheitslehre, eine Maßregel, hervorgegangen aus der Einsicht, daß diese lose Tracht die vortheilhafteste sei für die edelsten Organe des weiblichen Organismus; wir sehen auch darin nicht weniger und nicht mehr als eine Laune der Mode, die vielleicht bald wieder der ganz entgegengesetzten weichen kann. Denn diese scheinbar naturgemäße Mode vertrug sich schon mit der allernaturwidrigsten: der Krinoline, und verträgt sich heute noch mit einer, von allen Naturfreunden, Aerzten, Aesthetikern vergeblich bekämpften: den falschen Haaren und Haar-Imitationen und Unterlagen auf allen Frauenköpfen. Es ist also, wie fast immer, auch hierbei kein einheitliches vernünftiges Prinzip in der Mode — und darum gar nicht darauf zu verlassen, daß wir nicht auch in dieser Beziehung wieder einen gänzlichen Umschwung erleben.

Bemerkt muß aber doch werden, daß die Blousen und die daraus hervorgegangenen lockeren Taillen dem Bedürfniß des weiblichen Geschlechtes nach freierer Bewegung entgegenkommen. Turnen und gymnastische Uebungen, wie sie namentlich der weiblichen Jugend allmälig zugänglich gemacht wurden, hätte sich in der früheren Tracht gar nicht bewerkstelligen lassen. Die kleinen Kragen, Manschetten und Stulpen, welche denen der Herren ziemlich glichen und gleichen, die hohen Absatzstiefelchen — das Alles war und ist ein wenn auch immerhin nur un-

klares Haschen nach Emanzipation, — die nun einmal zu den Zeitforderungen gehört und nur sehr oft noch auf eine sehr verkehrte Art gestellt wird und in noch verkehrterer sich geltend zu machen sucht. Auch das Kapitel über die Hüte liefert dazu seinen Beitrag.

Jahrzehnte hindurch hatten immer Jung und Alt, Mädchen und Frauen, die nämliche Hutfaçon getragen, wenn sie auch mit jeder Saison eine etwas andere Gestalt annahm, größer oder kleiner, mehr nach hinten oder nach vorne getragen ward — immer existirte kein wesentlicher Unterschied zwischen Jugend und Alter, außer daß als Aufputz bei jener die Blumen, bei diesem Federn und Bänder vorherrschten und dabei das nur der Jugend geziemende Rosa vermieden ward. Und eben diese Jahrzehnte hindurch waren alle Hüte um das Gesicht, wenn auch in wechselnden Arrangements mit Tüll oder Blonde garnirt, der weiße häubchenartige Duft galt als unerläßlich, und unter dem Kinn durch Bänder geschlossen.

Da auf einmal fiel es Eugenien ein, in einem kleinen (nach damaligen Begriffen) runden Strohhut mit ringsum aufwärts gebogener Krempe und einer schwarzen, das Gesicht bis zu den Augen beschattenden Blonde zu erscheinen, ohne jede weiße Garnirung, Federn und Sammetband von gleicher (brauner oder grauer) Farbe wie der Hut, bildeten den übrigen Aufputz, ein Gummischnürchen diente als Befestigungsmittel. Diese Hüte waren eine allgemeine Ueberraschung, und da sie wirklich graziös und poetisch aussahen, jedes Gesicht das sie halb zeigten, halb verhüllten, jugendlicher erscheinen ließen und plötzlich mit jeder herkömmlichen Mode brachen, so machten sie in jeder Beziehung Effekt. Eugenie war selbst in jenem bedenk-

lichen Alter, wo die Dreißig überschritten ist und jede Dame noch ungestraft darnach trachten darf, die früheren Jugendreize zu conserviren und wenigstens die Erinnerung daran noch lebendig zu erhalten — dabei leistete der neu erfundene Hut die trefflichsten Dienste und er hatte ja zugleich etwas von dem Kühnen, Amazonenhaften, das ja überhaupt der schönen Spanierin dazu verholfen, Kaiserin von Frankreich zu werden. Und weil nun, ihrem Beispiel folgend, neben den jungen alle Damen, die noch etwas auf ihr Aeußeres hielten, nach diesem Hute griffen, indeß die ältere Generation und ängstliche, philisterhafte Gemüther den geschlossenen Hut beibehielten, so nannte man diesen idealen Amazonenhut spöttelnd den „letzten Versuch".

Wenn die damaligen Spötter hätten ahnen können, wie solid dieser schon als kokett verdächtigte Amozonen hut im Vergleich zu seinen Nachfolgern war! Er beschirmte wirklich das Gesicht vor der Sonne, die Auge = vor Licht und Staub, den Kopf vor Regen und Erkältungn er verdiente wirklich den Namen eines Hutes, während, die nachfolgenden Façons immer kleiner und völlig unnütz wurden gegen Sonne, Hitze, Kälte, Licht, ein gänzlich zweckloses Etwas, das nur immer theurer und vergänglicher wird, weder eine Zierde noch ein Schutz ist. Und dabei sind auch die sogenannten geschlossenen, und für ältere Damen bestimmten Hüte der gleichen Zwecklosigkeit verfallen, und jede Matrone würde sich heutzutage glücklich schätzen, wenn sie noch immer einen so zweckmäßigen „großen" Hut tragen dürfte, wie der seiner Zeit als keck und kokett verschriene Amozonenhut war. Heute fände man ihn eben noch für eine Großmutter zu alt und zu philisterhaft!

Neben dieser gänzlichen Zwecklosigkeit der Hüte ward eine zweckmäßige Kopfhülle erfunden, die auch wieder aus dem Orient oder Algier stammt. — Eugenie brachte sie wohl von ihrer letzten Triumphreise mit, der Eröffnung des Suez-Kanals, wo auch die Nielrosen und die Nielfarbe herstammten —: der Baschlik, der wenigstens im Wagen, und Abends bei schlechtem Wetter treffliche Dienste leistet.

Doch — wir sind der Gegenwart nahe gekommen — und es ist nicht unseres Amtes, noch unsere Absicht, hier über die Moden der Gegenwart und der Zukunft zu plaudern — das finden die Leserinnen ja trefflich verzeichnet und vorgezeichnet in den betreffenden Moderubriken des Bazar, der Illustrirten Frauenzeitung u. s. w.

Wir wollten nur einige Rückblicke werfen auf die Moden der Vergangenheit, die wir selbst erlebten, sammt ihrer kulturhistorischen Bedeutung, und zwar auf jene, welche die meisten Leserinnen vielleicht nicht mit gesehen und getragen haben — aber über all' das, was sich in dieser Beziehung im letzten Jahrzehent ereignete sind sie jedenfalls besser unterrichtet als wir selbst, und haben mehr Interesse daran. Wir verzichten auch darauf, an das seit einigen Jahren in der Mode mitsprechende und florirende „Bismark, Varzin“ u. s. w., große patriotische Triumphe und Hoffnungen zu knüpfen; daß uns künftig nicht mehr Paris und das Ausland nicht mehr die neuen Moden bringen möge! Wir haben, als der letzte Krieg begann, nicht mit eingestimmt in den lächerlichen Chorus mancher Frauen und Männer, welche ihren Patriotismus darin kund zu geben suchten, daß sie zur Ablegung der „welschen“ Moden und zur Erfindung einer

deutschen Mode aufforderten! Wir meinten, die Frauen hätten überhaupt, und namentlich in solcher Zeit, Wichtigeres zu thun, als sich mit den Angelegenheiten der Mode zu beschäftigen. Noch mehr aber erklärten wir, daß wir Zeit und Kräfte nur an erreichbare Aufgaben setzen und nicht an unerreichbare und unwesentliche verlieren mögen. Die Mode aber gehört zu den Dingen, mit denen Götter selbst vergebens kämpfen, und wenn wir zuweilen geneigt sind, sie zu verwünschen, so erklärt uns die Volkswirthschaft, daß wir Ursache haben, sie zu segnen!

Alles, was uns vom Standpunkt der weiblichen Emanzipation auf diesem Gebiete zu thun obliegt, ist, daß wir uns von jeder Mode zunächst das Aesthetische und Schöne und dasjenige auswählen, was unserer Individualität am besten entspricht und daß wir diejenigen Moden, welche jene höheren Forderungen der Sitte oder Schönheit verletzen, nicht mitmachen und uns ihren Szepter nur so weit unterwerfen, als wir es müßten, um nicht aufzufallen und die Lacher herauszufordern.

Reisegelegenheiten und Reisen.

Wie oft hören wir bei einer Eisenbahnfahrt Klagen über die Langsamkeit derselben, wie unleidlich finden die Passagiere im Sommer die darin herrschende Hitze, wie klagen sie im Winter über Kälte, wenn die Heizung noch eine etwas mangelhafte, wie unerträglich scheint ihnen das Anhalten von fünf Minuten, wenn es in nicht zu langen Zwischenräumen stattfindet!

Erst kürzlich hat man in England das funfzigjährige Jubiläum der ersten Eisenbahnfahrt gefeiert — heute fährt man mit der Locomotive und dem Dampfschiff um die ganze Erde und durch aller Herren Länder; schon kann das heutige Geschlecht nicht begreifen, daß es jemals anders gewesen.

Und es war doch vor vierzig, dreißig Jahren noch gewaltig anders —

Die erste deutsche Eisenbahn war die Leipzig-Dresdner, eine sächsische also, von einer Actiengesellschaft unternommen — sie ward 1839 eröffnet — die schon früher datirende von Nürnberg-Fürth war nur eine Pferdeeisenbahn. Wir werden später weiter auf diese Angelegenheit zurückkommen.

„Frei sein ist nichts — frei werden ist der Himmel!“ Es war dies eine von den Sentenzen, welche im Jahre 1848 von Mund zu Mund gingen — ich betrachte

mich denn in diesem Sinne als ein Glückskind, daß ich in nächster Nähe diese erste deutsche Eisenbahneröffnung mit erlebt habe, daß ich durch die Lage meiner Heimath dabei mit wesentlich interessirt war, daß ich diesen welthistorischen Moment so zu sagen mit Bewußtsein genoß — und ich umschrieb das obige geflügelte Wort: auf der Eisenbahn zu fahren ist nichts — aber diesen Sieg des Menschengeistes zu erleben, der die Locomotive hinführte — das war ein Gefühl beseligenden Triumphes! — „Die große Rennbahn der Freiheit!" hatte ein zeitgenössischer Dichter Karl Beck, der Magiar, die Eisenbahn genannt. —

Meine Heimath, meine Kleinstadt Meißen — sie zählt jetzt 13000 Einwohner, damals besaß sie vielleicht nur 8000, nur einige Meilen von Dresden entfernt, lag an der großen Hauptstraße, die zwischen Dresden und Leipzig eine der befahrendsten Chausseen war. An dieser lag unsere frühere Sommerwohnung, wie auch nur ein wenig zurück von ihr der Weinberg, den später mein Vater kaufte.

Es war ein eigenthümliches Leben auf dieser Chaussee in meiner Kindheit, besonders wenn die Leipziger Messe sich näherte oder endete. Da sah man hochgepackte Frachtfuhrwagen, vier und sechsspännig oft in langen Zügen nacheinander dahinfahren, der Fuhrmann ging daneben, mit seinen Pferden um die Wette trabend. Im Sommer im leichten blauen Fuhrmannshemde, die kurze Pfeife im Munde, einen breitkrempigen, grauen oder schwarzen Hut, zuweilen von einem bunten Band umschlungen, im Winter in einen großen ledernen Schafpelz und dem entsprechender Mütze, immer die lange Peitsche in der Hand, neben sich

den klaffenden Stallspitz, dem der Herr des Wagens viel eher ein Plätzchen auf demselben gönnte als sich selbst: so wanderte der Fuhrmann neben seinen Wagen her, Tagelang, vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang durch den Schnee, so lange noch fortzukommen war, durch Schmutz und Staub — unverdrossen, nicht Wind, noch Wetter achtend. Den Hauptverkehr der Personen zu Wagen vermittelte die Post anfangs noch durch einen Postwagen, der den interessanten Namen „die gelbe Kutsche" hatte, der auf der Hälfte des Weges Nachtquartier — in Klappendorf oder Oschatz — machte, so daß die Reise zwei Tage dauerte, ebenso hielten es die zahlreichen Lohnkutscher und Botenwagen, welche dieselbe Tour zurücklegten. Es war ein großer Fortschritt schon in meiner Kindheit als „die gelbe Kutsche" abgeschafft und in eine „Diligence" verwandelt ward. Als ein außerordentliches Erreigniß ward die Einrichtung der Eilpost "begrüßt, welche vierspännig und oft in Begleitung zahlreicher Beiwagen, mit an vielen Stationen wechselnden Pferden die Tour von Dresden nach Leipzig in vierundzwanzig Stunden ohne Nachtquartier zurücklegte.

Neben diesen Fracht-, Post- und Botenwagen belebten die Chaussee noch zahlreiche Wanderer — die Schaar der Handwerksburschen, die jeden Begegnenden um eine Gabe ansprachen, so daß wir niemals auf dieser Straße gingen, ohne uns vorher mit Kleingeld zu versehen, Studenten und Schüler, die in die Ferien gingen, weil das Fahrgeld zu theuer war und weil es für gesund und eines deutschen Jünglings würdig galt, große Fußtouren zu machen und keine Strapazen zu scheuen — allerlei fahrendes Volk, von der Noth gezwungen, zu Fuß ihren Geschäften nach-

zugehen, Botenleute, Hausirende aller Art, die mit ihren Waaren die Landbewohner versorgten, weit und breit umherzogen, auf ihren Fußreisen abzusetzen, was ihre Angehörigen daheim gearbeitet: Leinwand, Spitzen, Federn, Band und Zwirn, kurze Waaren aller Art, Holz- und Blechsachen, Nußbutten und Mäusefallen, Schwefelfaden und Stecknadeln. Da wanderten die Frauen eben so rüstig und abgehärtet einher, wie Männer, ebenso schwer bepackt und eben so muthig in jeder Jahreszeit, zu jedem Wetter. Sie hatten es wohl schlimm so allein in der Fremde, aber sie klagten nicht, so bald sie nur Absatz hatten und damit sich selbst, wenn auch kümmerlich unterwegs durchbrachten und noch etwas mit heim nehmen konnten für die Ihrigen! und neben diesen „Landreisenden" des Volkes sah man die Extraposten, deren sich die Reichen nnd Vornehmen bedienten oder deren eigne Equipagen, sah man die Kaleschen und offenen Wagen oder ganz geschlossenen kleinen Chaissen der Ökonomen. Das war oft ein Drängen und Treiben von Menschen, Wagen und Pferden, auch solchen, die ledig zurückkamen nachdem sie hatten als Vorspann dienen müssen. Dazwischen hin rasselte auch die Briefpost: „das Felleisen" bezeichnend genug genannt. In einem zweirädrigen Miniaturwägelchen von einem Pferde gezogen, zur Hälfte mit einem braunen Fell überdeckt, darunter die Briefbeutel lagerten, indeß der Postoffiziant, Kutscher und Postillion in einer Person, offen darin saß, wurden die Briefe von Meißen nach Dresden und in die am Wege liegenden Dörfer befördert.

Unter solchen Reiseverhältnissen war es immer ein Erreigniß, wenn Jemand eine Reise machte. Für die

Mitglieder des Stadtrathes in Meißen existirte in dessen sogenannten „Marstall“ — es erschien dies wie eine ehrwürdige Reichsstädtische Einrichtung — ein sogenannter „Rathswagen“ der ihnen je nach Bedarf unentgeltlich zur Verfügung stand. Was aber nicht an Gebühren zu entrichten war, ward durch hohe Trinkgelder bezahlt und dabei war der Wagen entsetzlich schlecht und rumplich; so daß sich mein Vater seiner nur im Fall der Noth bediente. Wenn in meiner Kindheit die Meißner nach Dresden reisen wollten, so besprachen sich gewöhnlich vier Personen zusammen und fuhren in einer Miethskutsche, und handelte es sich nur um eine Person, der eine solche zu theuer war, so ward in den Gasthöfen der Stadt herumgeschickt: ob etwa eine Gelegenheit nach Dresden da sei und ein Platz in einer zurückgehenden Extrapost oder in dem Lohnwagen eines Reisenden — und danach richtete man sich dann ein.

Später wagten intelligente Lohnkutscher, Botenwagen einzuführen, welche erst zweimal wöchentlich, schließlich täglich zweimal von Meißen nach Dresden fuhren; so steigerte sich durch die Gelegenheit der Verkehr. Die Fahrt dauerte gegen vier Stunden (mit 2 und 3 Pferden) und war bei einem sehr gemischten Publikum, das sich immer durch die anwohnende Landbevölkerung ergänzte, wenig erquicklich. Die Wagen waren zu vier Sitzbänken für zwölf Personen eingerichtet, aber wenn unterwegs noch Passagiere Aufnahme begehrten, so wurden sie auch noch aufgenommen, trotz der Proteste der früheren Insassen. Damen wagten sich darum meist nur zu zweien hinein und hatten da oft noch genug zu leiden vom Tabacksrauch der Männer und noch mehr manchen rohen Worten und Späßen beider Geschlechter niederer Bildungsgrade, von

den Gerüchen verschiedener Victualien aus den Körben und Taschen der Mitreisenden u. s. w. Wer z. B. auf der ersten und letzten Bank des Wagens saß, konnte denselben nicht verlassen, ohne daß der Klappsitz der Mittelbank aufgeschlagen ward — dadurch entstand wenn Jemand von jenen Plätzen unterwegs auf den Zwischenstationen (die ganz beliebig gemacht wurden) aussteigen wollte und so im Hintergrunde saß, nicht allein immer ein unliebsames Gedränge, sondern ungeschliffene Mitreisende weigerten sich oft gerade zu Platz zu machen, wollten dadurch zum Uebersteigen veranlassen und dergleichen mehr. Da kam denn endlich auch dem Postmeister von Meißen der glückliche Gedanke eine Journalière zwischen Meißeu und Dresden einzuführen, welche iu 3 Stunden den Weg mit 3 Pferden zurücklegte und so den Botenwagen Concurrenz machte. Der Preis war um 2 „gute Groschen" (25 Pfennige) höher denn bei jenen, uud so vollzog sich dadurch eine Art Reinigung des Publikums. Damen unsres Kreises fuhren nur noch mit dieser Journalière, welche für 9 Personen bestimmt war. Aber wenn sie gleich Sommer und Winter früh 6 Uhr nach Dresden und Abend 6 zurück fuhr, so war dennoch der Wagen niemals erleuchtet. Höchstens daß beim Einsteigen ein Schaffner, mehr im Interesse des Gepäck's als der Personen einmal flüchtig mit einer Stalllaterne in den Wagen leuchtete! Wie oft bin ich da nicht im Finstern eingestiegen, ohne zu wissen ob schon Jemand im Wagen saß oder nicht, habe mich bescheiden in eine Ecke gedrückt mit eine Art Herzklopfen der Nachbarschaft harrend! Wie oft ward da erst gefragt! „Sitzt hier Jemand?" oder auch ungefragt eingestiegen und Gepäck auf Füße und Schoos geworfen! Einmal

kam eine Dame, die sich mit aller Gewalt bemühte, den mich umgebenden Mantel und endlich mich selbst an die Wagenwand anzudrücken, bis ich endlich schüchtern stöhnte: „O bitte!“ und dann die Dame ganz erschrocken rief: „Mein Gott, ich denke Sie sind ein Packet!“ und nun tausendmal um Entschuldigung bat. Natürlich hallte nun der ganze Postwagen vom Gelächter der Mitreisenden auf unsere Kosten wider.

Zuweilen erkannte man einander an den Stimmen und wagte sich dann mit der eigenen heraus, zuweilen wartete man auf das Morgengrauen, auf das Aussteigen in Zitzschwich, ein Dorf der Weghälfte, wo man in einer noch vom Abend vorher durchräucherten oder naß gescheuerten Wirthsstube, sich meist mit Warmbier zu erwärmen suchte. Die Männerwelt liebte stärkere Getränke — der „Schwager“ verschmähte so wenig wie der Kutscher des Botenwagens sich damit von den Passagieren, traktiren zu lassen, und mußte jener auch seine Zeit besser einhalten als dieser, so kam es doch oft genug zu Anheiterungen des Einen wie des Andern, die unsereins nur mit Schrecken gewahrte. Man athmete auf, wenn man wieder im kalten Wagen saß und war dankbar für jedes Hälmchen Stroh, das in seinem Boden für die Füße sich vorfand.

Und so ähnlich ungefähr waren alle Lohnkutschen- und und Postreisen auch in späterer Zeit und auf andern Strecken, auch mit der Eilpost und auf den befahrendsten Touren, den Weltstraßen. Je länger die Reise, je mehr eigenthümliche Erfahrungen konnte man in dieser Beziehung machen. Eine solche große Route, die als eine der besteingerichtetsten galt — das sächsische Postwesen zeichnete sich weit aus vor den anderer Staaten, z. B. auf der

Turn und Taxisschen Post — welche ich zuweilen befuhr namentlich von Dresden nach Chemnitz, wo mir Verwande lebten — war die: Dresden = Chemnitz = Hof. In Chemnitz hieß es nun, die Eilpost ginge um 11$^1/_2$ Uhr nach Dresden Nachts ab man mußte sich natürlich zu dieser Stunde im Postgebäude einfinden. Allein weil eben auf die Ankunft der Post aus Hof gewartet werden mußte und die Bayern niemals pünktlich waren, so kam es vor, daß man dort bis gegen 1, ja 2 Uhr auf das Eintreffen der Post warten mußte! Warten, manchmal auf einer Steinbank vor dem Hause, allein beschützt von den hier und da einmal vorübergehenden Nachtwächter oder, wenn die Post endlich geöffnet war, in einer elenden Passagierstube, dessen einziges mit Wachstuch beschlagenes Sofa gewöhnlich von ein paar schlafenden Geschäftsreisenden usurbirt war, wo ein einziges Talglicht brannte und meist erst wenn wirklich endlich von allen Seiten die Posthörner der ankommenden Posten schmetterten und ein unklares Gewühl entstand, eine Tasse heißen Kaffees zu haben war, den man, weil es endlich an's Einsteigen ging, nun vor Hitze nicht trinken konnte. Draußen nun beim spärlichsten Laternenlicht ein Durcheinander von Wagen, Pferden, Gepäck, mit den Pferden schimpfende Postillone, grobe Schaffner und junge Postsekretaire, die mit der Feder hinterm Ohr sich wichtig machten. Man war verpflichtet, selbst auf sein Gepäck zu achten und konnte oft genug weder sehn noch erfahren, in welchen Wagen man denn eigentlich gehörte. Stieg man nicht vom äußersten Abgangsort der betreffenden Postroute ein, so unterrichtete darüber auch nicht die Nummer des Fahrbillets, denn die von dort Eingeschrie=

benen gingen vor, man war zwar sicher, mit fortzukommen, aber doch vielleicht in einem Beiwagen.

Hatte man nun schon allerlei solche Unbequemlichkeiken und Fährlichkeiten, lästige und beängstigende Situationen auf den befahrendsten Reiserouten und besteingerichtetsten Posten zu bestehen, wie viel mehr nicht da, wo es eben gar keine Posten gab? Nach vielen kleineren Orten gab es nur etwa 1, 2, 3mal Postverbindung wöchentlich, nach noch andern auch gar keine. Wie kostspielig war es da, wenn eine Person ein Miethgeschirr für sich allein nehmen mußte, wie umständlich meist Alles was damit zusammenhing! — Nach vielen der berühmtesten Badeorte fuhren keine Posten, weil hier ja nur Sommerdienst gewesen wäre, sondern meist nur „Stellwagen“ und weil eben das Publikum derselben ein sehr gemischtes und der Aufenthalt in diesen Wagen ein solcher, der am Wenigsten für Leidende paßte, so wurden die Badereisen meist mit einer extra dazu gemietheten Lohnkutsche gemacht — wer es aber haben konnte, reiste mit eigner Equipage. Ganze Karawanen solcher Wagen sah man damals den böhmischen, schlesischen und andern Bädern zurollen. Wie sind sie jetzt zur Sage geworden diese hochgepackten Reisewagen vornehmer Herrschaften! Innen im Wagen das Ehepaar — der Gemahl, der die Seinen in's Bad geleitete, die hüstelnde Gattin neben sich, gegenüber die bleichsüchtigen Töchter oder die Kinder mit der Gouvernante, 5, auch 6 Personen schachtelte man da zusammen, auf dem Bock aber thronte die Kammerjungfer neben dem Kutscher in Livree, die viel vom Wetter zu leiden hatte! Im Wagen selbst waren alle Kutschkasten und Seitentaschen mit Gepäck gefüllt und dahinter erhob sich noch ein ganzer Thurm von Kasten, Kisten, Schachteln

und Bettsäcken — denn auch die Betten führte man mit sich. Und wie schwerfällig waren die damaligen Koffer! Sie erschienen meist wie hochgewölbte Truhen mit haarigen Fellen — Seehund — überzogen und wenn sie nicht eiserne Ecken und Reifen hatten mit eisernen Nägeln beschlagen, so hielt man sie nicht für fest und tüchtig genug, die Strapatzen auszustehen, die ihrer warteten. Man kann denken wie langsam eine solche Reise ging und welche Ausgaben sie verursachte, ehe man nur an Ort und Stelle kam. Da waren noch überall Chausseegelder, war Zoll und Mauth zu entrichten, an allen Landesgrenzen wurden die Sachen visitirt, von eiligen oder gewissenhaften Zollbeamten durcheinander geworfen, mußten die Reisepässe in Ordnung sein, vorgezeigt und visirt werden und eher war an kein Weiterkommen zu denken. Dazu das mit jeder Landesfarbe wechselnde Geld, das überm nächsten Grenzpfahl nicht mehr genommen ward und verächtlich als „falsch" zurückgewiesen, indeß man es vielleicht nur ein paar Stunden vorher als einzig geltende Landesmünze eingenommen, wohl gar eingewechselt. Besonders bei einer Reise in Mitteldeutschland, Thüringen u. s. w. gehörte viel dazu sich damit zurecht zu finden.

Gewiß war es für die vom Geschick Begünstigten eine große Annehmlichkeit, Vergnügungsreisen mit eigner Equipage machen zu können, auf einer Tour durch die sächsische Schweiz, Thüringen, Riesengebirge, Fichtelgebirge u. s. w. an allen schönen Punkten beliebig rasten zu dürfen, nirgend abhängig zu sein von Post- und Bahnstationen, von Poststunden und Eisenbahnsignalen — man genoß da wirklich ganz und voll, man war unabhängig und unbelästigt. Aber das war ja eben nur den Reichsten möglich, die

große Mehrzahl mußte Post- und Stellwagen — und die eignen Füße benutzen.

Wer aber so gereist ist, weiß auch, daß es wohl strapaziöser und gelegentlich zum Verzweifeln, im Allgemeinen aber doch viel unterhaltender, interessanter und belohnender war.

Stieg man in einen Postwagen, so hatte man gleich alle Ursache auf seine Reisegesellschaft gespannt zu sein, man war eben eng zusammengepferdht und konnte darauf rechnen, es so stunden- und wohl auch tagelang bleiben zu müssen. Da Niemand eine Postkarte erhielt, ohne am Schalter seinen Namen zu sagen, der dann in diese und den Passagierzettel eingetragen ward, da ferner jedes Postgepäckstück mit den Namen seines Bestimmungsortes und des Besitzers versehen sein mußte, so war es gerade nicht schwer, sofern man es wollte, zu erfahren, mit wen man reiste und auf wie lange. Da richtete man sich denn oft förmlich mit einander ein und that gut daran, man saß ja oft so dicht nebeneinander und gegenüber auf den nummerirten Plätzen, die kein Ausweichen zuließen, daß es jedenfalls rathsam war, zusammen im guten Einvernehmen zu sein. Es gab ja der Gelegenheiten so mancherlei die Fahrt einander zu erschweren oder zu erleichtern. Wie viel Unfrieden entstand nicht allein über das Öffnen und Schließen der Fenster, über das Handgepäck, das mit im Wagen untergebracht werden sollte und wenn man es nicht eigenhändig festhielt bei dem Berg auf und Bergabfahren und sonstigen Stößen auf frisch mit Steinen „gebesserten“ oder auch ganz vernachlässigten Straßen aller Augenblicke in eine andere Lage gerieth, welche die Mitreisenden incommodirte. Wie dehnten sich die Wege auf

den öden Landstraßen, wie wirbelte der Staub um und in den Wagen, wie drang der Regen gern von allen Seiten ein, wie schlich die Zeit dahin im Rütteln und Schütteln, wo immer ein Berg nach dem andern sich erhob, wo die Pferde bald angetrieben, bald in umständlicher Weise durch Anlegen des Hemmschuhs, wo das Schleifzeug nicht genügte, angehalten werden mußten. Da hieß es in Geduld sich fassen!

Aber dabei hatte ja dies Reisen seine besonderen Vortheile, seine Unterhaltung und Poesie! Was wissen wir jetzt auf unsern geradlinigen Eisenbahnen, auf denen wir im Fluge dahingleiten von Land und Leuten und Gegend! Von der letztern erhaschen wir hier und da einen Fernpunkt — kaum freuen wir uns des Anblicks der burggekrönten Höhe — da fahren wir unter einer Straße weg zwischen hohen Seitenwänden und Alles ist verschwunden! Da freuen wir uns eine Station zu erreichen die einen berühmten Namen trägt, von wo aus man einen der schönsten Punkte besuchen kann — und unser Zug hält vor himmelhohen Stationsgebäuden und langweiligen Güterschuppen — wir sehen von der Gegend nichts und von den Menschen selten andere als die Massen der aus- und einsteigenden Mitreisenden — da gleichen die Gebäude wie die Leute |einander und selten gewahren wir einmal eine Specialität. —

Fuhr man aber mit der Post — wie freute da der Wechsel, wenn die Landstraße mitten durch idyllische Dörfer und eigenartige Städtlein führte. Wie lustig schmetterte das Posthorn, wie fröhlich begrüßte es die Kinderschaar. Wie war es so drollig den Hahn von der Landstraße auf das nächste Staket fliegen zu sehen, die Hühner nachzu-

locken, dabei flügelschlagend und krähend; die Kettenhunde riefen einander an, der glücklichere Spitz umkreiste kläffend den Wagen, die Katze im Fenstersims unterbrach ihre Siesta, blinzelte empor und erhöhte schweifwedelnd ihr Ansehen zu einem gewaltigen Buckel. Die Mägde am Brunnen ließen die Kannen stehen und schielten zum Wagen herüber, der alte Bauer, der auf der Steinbank sein Pfeifchen rauchte, schob das Käppchen zurück und nickte zum freundlichen: Gott grüß! und die Knaben, die sich gerade balgten, stellten jede Fede ein um dem Postillon zu saludiren. Und welche wichtige, poetische Person war dieser nicht selbst, den alle Welt „Schwager“ hieß, wobei er und sein Publikum sich wirklich dachten, es sei dies eine verwandtschaftliche Anrede. Und es war doch nur eine Verstümmlung des italienischen Wortes „Cavaliere“! der Thurn und Taxissche Postreiter, der im sechzehnten Jahrhundert die regelmäßige Beförderung von Briefen und Packeten überkommen. Am bestimmten Tage, ritt er z. B. Samstag in Augsburg aus und mußte am folgenden Samstag in Venedig sein. Das war nur mit stationsweise gewechselten Pferden möglich. Andere Pferdereisende schlossen sich ihm an und fanden ebenfalls Relais-Pferde zum Weiterritt. Die Italiener nannten die Postreiter im französirenden Grenzdialekt Cavaliere — Chavalier — sprachen „Schwalger,“ daraus machten die Deutschen im Lauf der Jahrhunderte den gemüthlichen „Schwager“, Und die deutschen Postillone betrugen sich dann danach auch als die Reitposten längst aufgehört hatten und Fahrposten aus ihnen geworden waren, in denen auch Damen befördert wurden. Die Postillone hatten auch gegen diese wie gegen Jedermann wirklich

mehr vom Schwager als vom Cavalier in ihrem Betragen. Sie waren nicht allzu höflich und aufmerksam, aber an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt, hielten sie darauf auch unter ihren Passagieren und im Nothfall konnte sich eine Dame getrost ihrem Schutze anvertrauen. Bin ich doch selbst mehr als einmal zu einem solchen in's Cabriolett oder gar auf den Kutscherbock gestiegen, wenn drinnen im Wagen ein Herr gegen mich oder Andere flegelhaft ward — flegelhaft im Rausch oder nüchtern, durch Rücksichtslosigkeit oder durch übergroße Artigkeit — dann genügte es immer auf der nächsten Station den Postillon in's Vertrauen zu ziehen — oder auch den sogenannten „Schaffner" eine noch wichtigere Persönlichkeit, die sich jedoch nicht bei allen Posten befand, — um sicher vor weiteren Unbilden des Weges zu fahren.

Doch das war nur eingeschaltet.

Wie hübsch war es auch, durch eine kleine Stadt zu fahren, selbst wenn das holbriche Pflaster uns einige Rippenstöße versetzte! In kleinen Städten haben ja die Leute noch jetzt Zeit und hatten sie damals erst recht vollauf, um zum Fenster heraus aus ihren einstöckigen Häusern auf die Straße zu gucken, wenn das Posthorn sich hören ließ. Sie suchten Unterhaltung und Zerstreuung nicht außer dem Hause, sondern höchstens davor — die guten Hausfrauen saßen mit ihren Strickstrümpfen zum Feierabend vor den Hausthüren auf festgemauerten Steinbänken und die Nachbarin gesellte sich gern znr Nachbarin. Die jungen Mädchen wandelten Arm in Arm geschlungen, plaudernd und kichernd, davor auf und nieder und die Inhaber und Commis in den verschiedenen Läden standen zuschauend zwischen ihren Ladenthüren, da die Kundschaft meist nur

am Morgen sie in Anspruch nahm und konnten den Augenblick nicht erwarten bis sie auch schließen und im Vorübergehen ein Wörtlein mit den jungen Mädchen wechseln konnten, die ihnen wohl manchen holden Seitenblick zugeworfen. Fuhr nun die Post dazwischen, so konnte man sicher sein die Kleinstädterinnen studirten die Kostüme und Manieren der durchreisenden Damen und ärgerten sich, wenn die Herren Kleinstädter auch nach denselben Gesichtern blickten und einen wehenden Schleier nachsahen, dafür rächten sie sich dann eifersüchtig, daß sie die Grüße der durchreisenden Herren huldvoll entgegennamen, vielleicht provocirten und dann doch wieder sittig verschämt nach gutdeutscher Mädchenart kichernd die Flucht ergriffen, wenn sich einer noch mehr ihnen nähern wollte —

Und wie lustig war es an erleuchteten Fenstern des Abends vorüberzufahren in Dorf und Stadt — welche Ausbeute von Genrebildern, welche Blicke in das Haus, auf den Heerd, in das Familienleben! — all dies machte das damalige Reisen so unterhaltend, gab Stoff zum Schauen, zum Plaudern, Sinnen, Denken, gewiß auch zum Malen und Schreiben — mehr als man das jetzt in unserm modernen Reiseleben findet, das so oft nichts weiter ist, als eine Fahrt von Hôtel zu Hôtel.

Wie anders auch war es beim Besuch von schönen Gegenden, bei Fußreisen und Gebirgstouren. Wurde man doch nicht wie jetzt schubweise auf einer bestimmten Station ausgesetzt, wo dann gleich ein langer Menschenzug den Weg zu der oder jener berühmten Höhe oder Ruine antritt und dabei verpflichtet ist, keinen „Schritt vom Wege“ zu thun, weil man sonst die fahrplanmäßige Stunde der Rückkehr zum Bahnhof versäumen könnte,

wo man doch nur die Alternative hat entweder athemlos und abgehetzt zur rechten Zeit anzukommen oder die Zeit statt sie in Gottes freier Natur zu genießen im Wartesaal in eingeschlossener Luft oder auf dem Perron im Locomotivenqualm und -Lärm zu verbringen.

Wanderte man damals auf einsamen Gebirgspfaden nur den Wegweisern und den Specielkarten folgend, die man in der Tasche trug zu irgend einen berühmten Aussichtspunkt, so grüßten die Wandernden einander, man winkte sich fröhlich zu, gleichsam die Wanderfreude zusammen theilend, nun auch zur ersehnten Stätte pilgern zu können — zur Wartburg, zum Kyffhäuser — man war in der glücklichen Stimmung, in der man in allen Menschen Brüder und Schwestern sah, sie alle Kinder desselben alliebenden Gottes, der seine Erde so schön geschaffen. Man war eben auf Reisen ein anderes Wesen, hatte den Alltagsmenschen und noch mehr die herkömmliche Salonmiene daheim gelassen, man war einfach seelenvergnügt und nickte den Landleuten so herzlich zu als diese selbst ihr trauliches „Grüß Gott!“ uns boten. Die zum selben Ziele zogen oder von dem unsern schon zurückkehrten, die wunderten sich nicht vornehm abweisend wie jetzt, wenn man um Auskunft bat oder sie selbst gefällig bot, das Eine ward, wie das Andere fröhlich dankend angenommen und gegeben.

Aber freilich war es eine Seltenheit, daß Damen allein reisten und nun vollends zum Vergnügen, und vollends junge! Was jetzt ein Alltägliches, war, wie schon erwähnt, damals ein Wagniß, es war ein Emanzipationsversuch beinahe der bedenklichsten Art.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen meiner ersten

Reise, die ich nach begonnener Schriftstellerlaufbahn als ich vierundzwanzig Jahre alt war, unternahm, — weil mir großstädtische literarische Freunde so oft gesagt hatten, ich dürfe nicht immer so ruhig in meiner Kleinstadt sitzen, ich müßte mehr hinaus in's Leben und in der Welt mich ein Bischen umsehen. Der Culturhistoriker Gustav Klemm in Dresden, Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek daselbst, den ich dort kennen gelernt, der sich für alle strebsamen Frauen interessirte und der mich meiner deutschen und fortschrittlichen Gesinnung willen schon damals nicht anders als die „Bürgerin" Louise Otto nannte (wozu noch kam, daß ich damals Besitzerin des von meinen Eltern mir hinterlassenen Hauses geworden) und in keinem Brief mich anders anredete als „Verehrte Bürgerin", drang besonders darauf, daß ich eine selbstständige Reise mache, erbot sich, mir Plan und Empfehlungen mitzugeben. Diese erste Reise galt denn dem romantischen Thüringen. Zog doch die Sehnsucht zu den Dichterhäusern und Gräbern in Weimar, zur Wartburg! Doch bestimmte mich dies nicht allein. Ich konnte die Reise von meinem Meißen aus mit der „Vetternstraße" in Leipzig und Naumburg beginnen — ich hatte weniger Einreden von Verwandten und Bekannten zu befürchten, wenn mein Ausflug diesen „weiblichen" Anfang nahm. Zum Reisegeld diente das Honorar für meinen Roman „Die Freunde", der schon mit auf der Wartburg spielte, noch ehe ich sie gesehen und zu dessen Helden, dem Herrnhuter-Jüngling Ulrich, ich das Modell auf einer vorjährigen Tour von Leipzig nach Naumburg kennen gelernt und von ihm einen Theil der Geschichte seines Lebens wie der seines Freundes, des Burschenschaftler Karl, erfahren. Es war damals

ja eben die Zeit als in Leipzig verschiedne Relegationen wegen burschenschaftlicher Verbindungen stattgefunden und das heilige deutsche Schwarz-roth-gold beinahe bei Lebens- und Todesstrafe verboten war, weshalb es mir auch eine schmerzlich-süße Genugthuung, meinen gesinnungsverwandten Freunden schwarz-roth-goldne Brieftaschen oder Cigarrenetuis oder Spiegelscheiden mit Perlen oder Chenille zu sticken, die doch nicht gar so gefährlich waren, wie die verpönten Bänder und Mützenränder. Jener Ulrich aber, der aus der Herrnhuter Gemeinde von Neudietendorf stammte und damals von Leipzig heimreiste, war mein Nachbar in der Wagenfahrt von Leipzig nach Naumburg gewesen und da in jenen Zeiten jeder Hauterer, dem seine Pferde lieber waren als seine Passagiere, bei jedem Berg, den es hinanging, an die Thierfreundlichkeit derselben appellirte: ob sie nicht lieber aussteigen und den Berg hinaufgehen wollten — der Weg gehe sich viel besser, als daß er sich fahre! (d. h. so sagten die „gemüthlichen" mit jovialen Lächeln, die andere Sorte öffnete den Wagenschlag und rief kurz und gut hinein: „Hier wird ausgestiegen! 's kommt a großer Berg!" und damit wurde man denn an die Luft gesetzt und höchstens mit unsereins unter der wohl volkswitzigen Bemerkung; „Die leichten Mamsellchen können sitzen bleiben!" eine Ausnahme gemacht. Und so war ich denn mit Ulrich mehrfach ausgestiegen, den Wagen nebenher oder auch vorausgewandert, wenn der Hauterer in den zu passirenden Städtlein allzulange hielt, und er hatte mir so viel gesprochen vom romantischen Thüringen, dessen Sohn er war, daß es mir leid that, die Fahrt in Naumburg abbrechen zu müssen. Von dort aus hatte ich dann wohl

mit der Freundin und ihrem Gatten, in dessen gastlichen Haus ich wochenlang weilte, die Umgegend zu Fuß und Wagen durchstreift, aber ich war doch eigentlich nur bis an die Pforte von Thüringen und nicht hinein gekommen. Wie sehnte ich mich nach dem Schauplatz eines eignen Romans — der schon geschrieben und gedruckt vor mir lag und es hatte seinen besonderen Reiz, das Honorar dafür eben dort zu verbrauchen.

Der Cultur-Klemm also, der um meine Cultur freundlich besorgt war, hatte mir vorgeschrieben: Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Reinhardsbrunn, Liebenstein, Wartburg Eisenach, Kassel, Minden, Weserfahrt bis zur Porta Westfalika, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig.

Es war dies eine „große Reise“ von Meißen aus 1845, denn in Leipzig endete die Eisenbahn und in Hannover begann sie erst wieder. Auch gab es zum Führer noch keinen „Bädecker“ — Ludwig Bechstein's „Thüringen“ im „malerischen Deutschland“ mit den schönen Stahlstichen war mein Vorstudium. Das von Klemm angegebene Programm fuhr ich denn gewissenhaft ab. Ueber das grauwollne gestreifte Reisekleid ward ein ecru-Staubmantel gezogen, für Nachtfahrten ein graues Mäntelchen, wattirt und mit blauer Seide gefüttert, ein italienischer Strohhut mit blauem Schleier, ein schwarzseidnes Kleid und die nöthigste Wäsche in der Reisetasche, den größten Theil der Baarschaft an Geld in's Corsett genäht: so begab ich mich statt eines fahrenden Schülers oder Musensohns, eine fahrende Schülerin oder warum nicht auch eine Musentochter? von Naumburg aus, nachdem ich schon in Kösen wie auf der alten Rudelsburg fast heimisch gewesen, nach Jena, der Musenstadt. Frei wie

die Lerche kam ich mir vor — und doch beschlich mich ein sonderbares Gefühl nun plötzlich unbekannt unter lauter Unbekannten zu sein! aber ich sprach mir Muth zu, nicht ein Pendant zum Peter in der Fremde abzugeben! Man hatte mir daheim genug abgeredet von dem Wagniß, dem Unpassenden, dem Abenteuerlichen einer solchen Reise — ich hatte widersprochen und was einmal geplant war, mußte nun glänzend durchgeführt werden. Meine bedenkliche, etwas engherzige Tante, mit der ich zusammen wohnte, die wohl wußte, daß ich nie etwas Unrechtes und Unwürdiges thun würde, mißbilligte wie überhaupt meine litarische Thätigkeit auch diese Reise als eine „Extravaganz" und hatte mich durch alle mögliche Schreckbilder und Prophezeihungen davon abzuhalten gesucht, ich wußte, sie ängstigte sich jetzt — ich mußte ihr beweisen, daß diese Angst überflüssig gewesen, mein Recht und meine Freiheit wahren — es hieß also: muthig vorwärts und hinein in's Thüringerland!

Und sonderbar genug! Wie ich da im Gasthof zur „Sonne" mich mit einigen Herzklopfen allerdings, denn es war zum Erstenmale allein in meinem Leben! in den Speisesaal zur táble d'hôte begebe, höre ich hinter mir bekannte Stimmen — sie kamen von zwei jungen Professoren mit ihren Frauen aus Meißen, die mir nah befreundet. Sie machten eine Thüringer Waldreise zu vier zusammen, wie damals immer das Räthlichste war, weil es bei vielen Punkten nur möglich war, sie in einem Miethwagen zu erreichen und da zahlten ja 4 Personen nicht mehr als drei u. s. w. Wir freuten uns des Zusammentreffens und brachten den Tag in Jena gemeinsam zu — u. A. gesellte sich der Wiener Publicist und spätere

Reichtagsabgeordnete des Frankfurter Parlamentes Franz Schuselka zu uns, der damals hier als Verbannter aus Östreich lebte; wir waren als Gesinnungsgenossen schnell bekannt und blieben von da an als solche verbunden.— Am andern Morgen fuhren die beiden Paare weiter in den Wald, indeß ich, da ich noch eine Freundin besuchte bis zum Nachmittag blieb und dann nach Weimar fuhr. Dort kehrte ich im „Erbprinzen" ein — wie aus alter Erinnerung seitdem immer wieder bis zum heutigen Tag; nie aber bin ich dort, ohne daran zu denken, in welcher Verzweiflung ich an jenem Abend war, als ich im Mondschein von einem Spaziergang im Park zurückkehrte und mich nicht besinnen konnte, ob ich im „Erbprinzen" oder „Mohren" eingekehrt, da beide am Markt gelegen. Eine Empfehlung Klemm's an den Bibliothekar, verschaffte mir nicht allein Gelegenheit dort auf manchen Schatz in der Bibliothek aufmerksam gemacht zu werden, sondern man war sogar so freundlich, mich dort ein Stündchen, wo sie nicht geöffnet war, einzuschließen! Ich empfand dies damals als eine Gunst, die mich ganz stolz machte! Nachher sah ich auch Schiller's Todtenmaske beim Bürgermeister Schwab — war im Schloß in den Dichterzimmern, an denen man gerade damals erst zu malen und einzurichten begann — und pilgerte nachher wie zum heiligen Grabe zum Friedhof — „An Schiller's Grabe holt ich mir die Weihe!" sang ich nachher. Damals schloß sich noch keine griechische Kapelle daran, wölbte sich keine goldene Kuppel darüber, wie jetzt — es war eine schlichte Gruft, aber da die Schlüssel in der Hand des Todtengräbers klirrten und ich allein hineinstieg und zitternd den Sarg erblickte auf den der Name: „Schiller!" stand, da kamen nicht nur Schauer

der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und Zukunft über mich und ich betete voll seliger Inbrust! Den Rosenkranz, den ich mitgebracht auf den Sarg zulegen, erklärte da der Todtengräber für „nicht erlaubt.“ Da durchrießelte mich's heiß und kalt zugleich und ein bittres Lächeln drängte sich auf die Lippen die eben gebetet hatten — ich legte den Kranz außen vor die Eingangsthür in den frischen Morgenthau — was ich damals fühlte, betonte ich später in folgenden Versen, die zuerst in Leipzig zu einer vom ersten Schillerverein veranstalteten sommerlichen Schillerfeier 1847 gedruckt wurden, und deren letzten Vers Robert Blum von der Rednertribüne herab, wo ich unfern bei ihm stand, den versammelten Tausenden am Schluß seiner Rede entgegendonnerte. Und dazu hatte ich mir damals dort die Weihe geholt. Das Gedicht steht in meiner Sammlung „Lieder eines deutschen Mädchens“ (Leipzig 1847, A. Wienbrack), doch setze ich es hierher, da es Zeit und Situation kennzeichnet.

Weimar und Gohlis.

Es war ein Grab, dahin die Sehnsucht winkte.
Gleichwie in frommer Zeit dem Pilgerstabe
Ein Ziel nur der Begeisterung werth bedünkte,
So zog auch ich zu einem heilgen Grabe.
Ihr seht mich an, als fragtet Ihr erschrocken:
Wo willst Du hin, Du Kind der neuen Zeit,
Das nur zu ihrem Dienste sich geweiht,
Will es auch Dich vom Vorwärts — rückwärt's locken?

O fürchtet Nichts! im Grab, zu dem ich gehe,
Kann nur ein Bürge unsrer Hoffnung liegen,
Er starb der Zeit, für die ich kämpfend stehe;
Sein Name ist ein Zeichen, drin wir siegen.
An Schiller's Grabe hol' ich mir die Weihe
Um noch zu schlagen manche Liederschlacht,
Den Lerchengruß zu bringen nach der Nacht
Dem Tag entgegen, der die Welt befreie.

In Weimar, wo ein Sarkophag erhöht,
Dort, wo zwei Dichter schlafen, kniet ich nieder,
Dort lag ich lang im brünstigen Gebet,
Dort näßten Thränen meine Augenlider.
Ob Schillers Grabe keine Blumen blühen,
Nicht schmücken darf man es mit grünem Kranz,
Ihn deckt der Fürstenehren kalter Glanz,
Die Stein und Mauern um das Heilge ziehen.

Doch, wo ein Herz in Menschenliebe glüht
Und hoffend aufwärts zu dem Höchsten strebt:
Das ist die Blume seinem Grab erblüht
Die ihren Kelch dem Licht entgegenhebt.
Im Herzen seines Volkes wird er leben,
Ob auch sein Sarg bei Fürstengräbern steht;
Ihm ward ein sichrer, fester Thron erhöht,
Statt Kron und Purpur Lorber ihm gegeben.

Er lebt im deutschen Volke — das ist sein! —
Drauf kam ich in ein stilles Dörfchen wieder,
Es sang die Nachtigall im nahen Hain
Wehmüthig froh das schönste ihrer Lieder.

Da fand ich ihm ein Zeichen aufgerichtet,
An dessen Grabe ich noch jüngst gekniet,
Ich fand das Haus, drin er sein schönstes Lied,
Das Lied der Freude für sein Volk gedichtet.

Es klang sein Name aus der Kinder Mund,
Der Landmann wußte fröhlich ihn zu nennen,
Das Volk steht mit dem Dichter hier im Bund
Und lehrt ihn neu den zarten Enkeln kennen.
Da rief ich jubelnd in Begeistrung trunken:
An seinem Grab zu trauern ehrt ihn nicht!
Hier tönt ihm Ruhm sein ewiges Gedicht
Ihn feiernd: „Freude, schöner Götterfunken."

So tönt es heut, so tön es fort und fort!
Fremd mög es nie dem deutschen Volke klingen,
Doch Schiller sprach auch ein gefeites Wort,
Das mag vom Volk bis zu den Fürsten dringen;
Drin ruht des Vaterlandes tiefstes Leben!
Drum ruft es laut in alle Welt hinaus,
Bringt's an den Thron, bringt's in das Ständehaus:
„Gedankenfreiheit müssen sie uns geben!"

Die erwähnte Sammlung von mir enthält noch viele Gedichte, die zu jener Zeit in jener Gegend entstanden; Der Dom zu Naumburg — Rudelsburg und Saaleck — Auf der Saale — Wartburg — Weserlied — Weserfahrt — und noch eines an Schiller, das an jene damals zuerst auftauchenden „historischen Berichtigungen" anknüpfte nach welchen Tell und die Jungfrau von Orleans in's Reich der Mythe verwiesen werden sollten und das unter andern die folgenden Verse enthält.

So müßt Ihr leugnen auch die Schäferdirne
Die Euch auch fragt, wie sie voll heilgem Muth,
Bekämpfte ihres Landes Feindesbrut
Mit von Begeisterung umstrahlter Stirne:
„Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?"
Denn Euch ward kaum so hohes Wort bekannt.

Johannas Name wird zum Märchenklange —
Denn eine Jungfrau braucht kein Vaterland,
Sie liebe nur ihr Haus und Spiel und Tand,
So meint Ihr ja, so handelt Ihr schon lange.
Johanna aber stand in Gottes Hand.
Die niedre Magd ward von dem Herrn erkoren,
Weil Liebe sie dem Vaterland geschworen! —

Traun, Wahrheit könnt es wieder einmal werden
Daß, wie es Schiller uns im Bild gezeigt,
Ein zweiter Tell die Freiheitsalp ersteigt,
Den sichren Pfeil schickt auf Tyrannenfährten —
Daß eine Jungfrau nicht im Kampf erbleicht,
Dieweil es gilt aus schweren Druckes Ketten
„Das Vaterland, das theure, zu erretten!"

Diese Lieder charakteresiren die damalige Zeitstimmung und zumeist meine eigene, wie ich immer über Frauenwürde und Recht dachte und welche Mission ich schon in der Jugend und bei Beginn meiner literarischen Laufbahn mir zuertheilte. — Nach Weimar rastete ich in Erfurt, betrat den Dom und kletterte hinauf zur „Susanne", damals die größte Glocke in Deutschland und stand kopfschüttelnd am Grabmahl des Grafen von Gleichen und

seiner beiden Frauen — der Edelmuth der weißen Gemahlin wollte mir doch nicht recht zu Sinn! — Uebrigens aber schrieb ich von jener Reise Briefe für die Zeitschrift „Wandelstern“, die lange, bevor an eine „Gartenlaube“ zu denken war, der Redacteur derselben, Ernst Keil in Leipzig herausgab. Ich schrieb sie aber — obwohl meine Romane sogleich unter meinem Mädchen-Namen erschienen waren, unter dem halben Pseudonym Otto Stern und zwar weil es damals noch nicht vorkam, daß Schriftstellerinnen publicistische Artikel schrieben oder daß man dazu Vertrauen gehabt und jene Reisebriefe doch zunächst diesen Charakter hatten und nur den Tagesinteressen Rechnung trugen. — In Gotha war wieder ein Billet von Klemm der Schlüssel, mir alle Sammlungen zu öffnen und die bereitwilligsten Erklärer derselben zu schaffen. Die alten Herrn erschöpften sich förmlich in Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten gegen mich — war dies Klemm's Verdienst? war es das armselige Verdienst meiner — Jugend? war es doch Würdigung eines weiblichen Strebens nach wissenschaftlicher Belehrung, eines Sinnes, der nicht nur am bunten Flitter haftete? war eine alleinreisende Dame etwas Absonderliches? Diese Fragen kommen mir jetzt viel mehr als damals, wo ich im Jugendmuth das Alles, wenn auch dankbar, doch hinnahm als müsse es so sein. — Aber die alten Herrn sind längst heimgegangen, ich kann sie selbst nicht fragen, ob sie immer und ob sie auch gegen alte Damen so leutselig waren? Wie hab ich damals geschwärmt im Schloßpark und zumeist drüben auf „der Todteninsel“, auf die ich mich hinüberrudern ließ, hier, wo im Gegensatz von den Dichtergräbern der Fürstengruft, nur Blumenteppiche in

Herzform die Fürstensärge andeuteten, die darunter standen. Vorüber auch diese Romantik! Als wir im letzten Jahre in Gotha Frauentag hielten und ich nach der Todteninsel fragte, da erfuhr ich, daß man nicht mehr hinüber gefahren werde und daß auch dieser poetische an Jean Paul erinnernde Punkt und Cultus so gut wie in Vergessenheit gekommen. Damals hätte ich das so wenig gedacht wie daß ich dreißig Jahre später in eben dieser Stadt einen deutschen Frauentag erleben und ihn selbst eröffnen würde — solchem Fortschritt gegenüber kann man schon leichter auf das romantische Spiel verzichten und auch mit Schiller sagen: „Und der Lebende hat recht:"

Damals wohnte ich im Gasthaus „zum Riesen" am Markt und da mir mein Freund Klemm vorgeschrieben: von Gotha mit Gelegenheit oder Einspänner nach Reinhardsbrunn, Liebenstein, Altenstein, Eisenach und Wartburg „zwei Tage", so wich ich nicht von diesem Programm. Da es keine Gelegenheit gab, ließ mir der Wirth einen Lohnkutscher kommen. Der stämmige Thüringer erschien am Abend auf meinem Zimmer, auf mein leises Herein! und schrie mich mit Stentorstimme an: „Wo ist denn die Herrschaft, die ich zwei Tage fahren soll?" Ich mußte die Antwort: „ich bin's!" ein paar mal wiederholen, ehe er sie begriff und da ich, ungewohnt mit fremden Kutschern, besonders wie dieser im Genre der Fuhrleute, zu unterhandeln, leise und schüchterne Antworten gab, sein Jarjon und seine Rechnung auch nicht recht verstand, sagte er ärgerlich: „Kann ich denn nicht lieber mit dem Herrn sprechen?" In der Ueberzeugung, er meine den Wirth des Hôtels, sagte ich, so möge er

ihn rufen, da er doch wohl von ihm auf mein Zimmer geschickt sei. „Ich meine den Herrn, der mitfährt!“ polterte der Kutscher, ich dachte der Schlag rühre mich bei dieser Antwort: „Ich fahre allein oder gar nicht!“ rief ich mit vor Zorn zitternder Stimme. „Ich will den Thüringer Wald genießen und nun macht es kurz: wollt Ihr mich fahren oder nicht?“ „Ja wenn das Mamsellchen allein ist — mir kanns recht sein — aber passirt ist mir das noch nicht, da müssen's schon verzeihen!“ und nun wurden wir Handelseinig und die Wogen meiner Aufregung legten sich um so mehr, als ich vernahm, daß er eben der Fuhrwerksbesitzer war und mich nicht selbst fahren, sondern mir seinen besten Knecht schicken wollte, der mich recht beschützen und mir alles Sehenswerthe zeigen werde. Damit meint ich aus der Verlegenheit heraus zu sein. Ich hatte ja schon sehr an die gute bedenkliche Tante gedacht! Der Knecht aber war nun nach seiner Weise gemüthlich, als er am frühen Morgen peitschenknallend erschien. „Der Herr hat's mir schon gesagt, daß ich heut' was Appartes zu fahren krieche“ führte er sich ein, nun ich werd's schon gut machen! Und als ich nun so seelenallein im Einspänner, der Kutscher vor mir, zur Stadt hinausrollte in die Morgenfrühe und in den Wald hinein, wo die Morgennebel wie weißer Dampf in den Schluchten am Nadelholz hingen, und prismatisch flimmernde Thautropfen wie aufgeschichtete Edelsteine im Moose glänzten, bald kein Mensch mehr uns begegnete — da bekam ich erst wieder Herzklopfen von den Mahnungen der Tante — wie war ich so fern vom Hause, in vollständiger Einsamkeit und eigentlich auf Gnade und Ungnade einem fremden Mann in der Fremde übergeben! Aber der

Mann war ja ein Kutscher! er hatte auf sein Pferd, seinen Wagen zu achten — ich war ein thörichtes Kind mit meiner Angst. Sie verschwand auch — und als ich in Reinhardsbrunn ankam, genoß ich dort ganz den Anblick dieser „silbernen Perle in grüner Muschel" — und um so zauberhafter lag das Schlößchen da, als gerade ein Regenbogen über den See und seinen darinrudernden Schwänen sich wölbte. Damals war auch Friedrichsroda, worin jetzt die Fremden als Sommerfrischler so zu sagen über- und aufeinander sitzen, daß es unmöglich ist ihnen auszuweichen, nur ein harmloses Walddorf, darin nur die Thüringer Wald-Reisenden, besonders die Besucher des Inselberges, einen kurzen Aufenthalt nahmen. In Reinhardsbrunn aber weilte gerade die Königin Victoria von England — ich sah sie von fern auf einem Altan des Schlosses stehen; nur weil es englischer Sonntag, sei sie müssig, erklärte man mir, sonst sehe man sie oft auf einer Gartenbank sitzen und — Strümpfe stopfen für ihre Kinder. — Mir erschien dies doch sehr forcirte Mutterliebe für eine Königin! In Wilhelmsthal ward ich wieder an sie erinnert. Der Kutscher, der sich dort in gemüthlicher Thüringer Manier mit seinem Bierkrug an denselben Gartentisch zu mir setzte, daran ich vor dem Hôtel meinen Kaffee einnahm, flüsterte mir zu: „Man habe ihn gefragt, ob ich nicht vom Hofstaat der englischen Königin sei oder ob ich eine Audienz bei ihr gehabt —?" „Wohl um einen Bettelbrief abzugeben?" warf ich hohnlächelnd ein. Der Kutscher meinte, er habe längst erzählt, daß ich nur zum Vergnügen durch den Wald fahre und eine reiche Dame aus Sachsen sei — aus Sachsen! ich dachte an Minna von Barnhelm und erschrak nun wieder

über das „reich.“ Wenn man zu dieser Vermuthung kam, konnte man mich ja um dieses sonderbaren Verdachtes willen auf der einsamen Fahrt erschlagen oder ich war damit doch der gemüthlichen Thüringer Prellerei verfallen, obwohl sie damals noch nicht ihren jetzigen Höhepunkt erreicht hatte. „Sagen sie doch den Leuten: ich sei weiter nichts als ein deutsches Mädchen und besäße auch weiter nichts als meine Gedichte und das sei ein Reichthum, der leider für Niemand werth habe als für mich selbst.“

Als wir auf Altenstein ankamen, wo ich eigentlich übernachten wollte, schallte mir im Gasthaus bekanntes Gelächter entgegen. Da waren sie wieder, die Meißner Professorenpaare — aber in einer halben Stunde reisten sie weiter. Wir fanden es wieder lustig uns hier zu begegnen und nannten uns fortan nur die Thüringer Waldmenschen. Indessen, auch sie, obwohl an meine kleinen Extravaganzen gewöhnt, fanden es doch mindestens — komisch, daß ich mutterseelen allein mit meinem eigenen Geschirr reiste, indeß gab ich ihnen Grüße in die Heimath mit und that ganz heldenhaft, ließ mir von ihnen noch den Weg zur Riesen-Aerlsharfe beschreiben und lehnte nun jede andere Führerschaft dahin ab. Ich hatte auf Altenstein übernachten wollen — da aber der Herzog von Meiningen im Schloß anwesend, war das Hôtel von seinem Gefolge in Anspruch genommen und ich mußte nach Liebenstein fahren. Dort kehrte ich im Kurhaus ein. Es war Sonntag gegen Abend, als ich da vor einem geputzten Conzertpublikum sehr bestäubt von der Reise, abstieg, mein Pferd, während es der Kutscher ausschirrte mit Zucker fütterte und streichelte und dann meinen Thee an einen noch unbesetzten Tisch vor dem Kurhaus einnahm. Ein

Herr in den mittleren Jahren — da ich damals selbst jung war, rubricirte ich ihn zwischen 40 und 50 und darum ohne Weiteres als „alt“ — eine vornehme Erscheinung, die ein Ordensstern vervollständigte, begrüßte mich artig als neuangekommenen Kurgast und nahm an meinem Tische Platz. Ich sah darin nur eine Badefreiheit, das Gespräch drehte sich um die Gegend, ich fragte wie wie weit es nach der Burgruine sei? Er meinte, nur eine Viertelstunde. Dann kann ich ja die Partie noch heute machen und „oben die Sonne untergehen sehen“, sagte ich, stand auf und ging mit kurzem Gruß davon. Es war mir auf dem einsamen Promenadenwege doch wohler, als unter den bunten Menschenschwarm. Aber meine Einsamkeit dauerte nicht lange. Der Ordensherr tauchte plötzlich hinter mir auf und bat um Erlaubniß, mich zu begleiten, ich würde den Weg allein im Walde wohl nicht finden. Was konnte ich dagegen thun? Er war ja ein „alter“ Herr und gewiß gingen viele Leute dieses Weges, es war wohl herkömmliche Badesitte und Freiheit. Ja, aber alle Spaziergänger begegneten uns nur, des gleichen Weges ging Niemand, schon begann es zu dämmern, der Fremde ersuchte mich, vom Steigen auf einer Bank zu ruhen, da ich schwer athmete, er setzte sich neben mich, nahm jetzt einen zärtlichen Ton an und wollte meine Hand küssen, ich sprang auf, rief nur: „Sie täuschen sich in mir!“ und lief hastig denselben Weg zurück und hinunter. Zitternd und wüthend ging ich in mein Zimmer und verließ es bis zum andern Tag nicht wieder — von dem Kellner erfuhr ich, daß der Weg zur Ruine viel weiter war und ich sie also nur im Dunkeln hätte erreichen können — dann fragte ich auch nach dem Herrn mit dem

Orden — es war in der That ein vornehmer Herr am Hofe eines Kleinstaates — so viel ich weiß, lebt er nicht mehr. — Ich dachte wieder an meine Tante — war es denn in der That nur einer Abenteuerin, als welche ich ja wohl erschien, vergönnt, in Gottes schöner Welt sich umzusehen? und welches Recht haben die Männer, uns nur unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, ob es ihnen wohl vergönnt ist, ein unwürdiges Spiel mit uns zu treiben, wenn wir gerade im Bewußtsein unsrer sittlichen und weiblichen Würde, keines fremden Schutzes bedürfen und es verschmähen, immer eine Ehrendame oder einen Vormund und Wächter an unsrer Seite zu haben? Wie erbitterte mich schon damals eine solche Erniedrigung unseres Geschlechtes! Aber sei es wie es immer sei — ich wollte diesen albernen Vorurtheil keine Concessionen machen, diese Erniedrigung nicht auf mich nehmen.

Noch in mädchenhafter Entrüstung und nach einer schlaflosen Nacht verließ ich Liebenstein — wie edel erschien mir mein Kutscher dem Ordensherrn gegenüber! Dem Manne aus dem Volke konnte ich meine Person tagelang vertrauen — der feine Cavalier hatte keine Stunde gebraucht, meinen Abscheu hervorzurufen, mich tief zu beleidigen. Als dann auf der abschüssigen Chaussee das Pferd einen Seitentritt trat und plötzlich unter der Deichsel lag, eine kräftige Thüringerin herzusprang und mir aus dem Wagen half, Burschen herzukamen, Pferd und Wagen wieder auf- und einzurichten, da wollte dieser Schreck lange nicht so viel besagen wie jener — im Gegentheil: er zeigte mir das Volk von seiner liebenswürdigsten Seite, überall boten sich helfende Hände und freundliche Worte. Der Vorfall hatte nicht viel zu besagen, das Thier kam

bald wieder auf die Beine und ich in den Wagen. Ich hatte nach Schweina bei Glücksburg schicken lassen, daß die dortige Höhle Jemand zu sehen wünsche. „Eine Herrschaft“ war wieder der übliche Ausdruck gewesen, und wieder ward ich auch dort gefragt: wo die Herrschaft sei? und als ich sagte, daß die Bestellung von mir komme, ob ich nicht warten wolle bis Gesellschaft komme? Ich erklärte, daß ich das Uebliche allein bezahlen würde und eben Gott danke, wenn ich dafür auch allein sei — und ich war allein in dieser Unterwelt mit zwei halbwüchsigen Burschen, die da und dort Fackeln und Windlichter anzündeten, mich durch die wunderbaren Säulengänge führten und im Nachen fuhren über den finstern, unterirdischen See. — Damals erschien mir die Sache unendlich märchenhaft und großartig; gerade um mir diesen Jugendeindruck nicht zu verderben, bin ich später nicht hineingegangen, so oft ich auch in der Gegend war — es möchte mir doch nun vielleicht Alles klein und kleinlich vorkommen!

Aber mit welcher Ehrfurcht, welchem Triumph, welcher Seligkeit durchflammte es mich, als ich nun die Wartburg erblickte, als ich zu ihr hinaufwanderte! Da freilich nicht allein — es war die halbe táble d'hôte aus dem „Rautenkranz“, die sich da gemeinsam auf den Weg machte. — Damals war die Burg noch nicht „restaurirt“, sie trug noch ihr altes rundes Dach, man begann eben erst den großen Rittersaal freizulegen, den eine geschmacklose Zeit ganz vermauert. Das Lutherzimmer war in seiner alten Einfachheit, die weißgetünchte Wand mit dem Tintenklex, die alten Geräthe, der Leviathan zu Füßen — es heimelte dies Alles gar traulich an, ganz anders als heut. Heut ist aufgeputzte Reliquie, was damals ur-

sprüngliches Heiligthum. Noch gab es keine Gemälde an den Wänden, die Geschichte der Wartburg verherrlichend — aber vor mir stand sie lebendig. Es war ein Gewitter im Anzug — die Gesellschaft, die gemeinsam herumgeführt worden, trieb zur Eile, um vor dem Gewitter unten zu sein — aber für mich konnte es nichts Erwünschteres geben, als hier ein Gewitter abzuwarten — ich blieb im Zimmer des Castellans, an jenem Fenster, daran man heute noch in der altdeutschen Restauration so gern weilt und hinabschaut in das unendliche Grün. Da hab ich die Wartburg besungen, wie schon erwähnt, und ich lasse Einzelnes des größeren Gedichts aus eben jener Sammlung hier folgen, weil es die Zeit und meine Jugend charakterisirt, und weil ich mich darauf berufen darf, daß ich niemals den Idealen meiner Jugend untreu geworden! Das Motto dazu ergab sich dort auch:

„Hier, diesen Harnisch hat ein Weib getragen",
Sprach in der Burg der alte Castellan.
Wohl gilt's jetzt nicht, das Herz in Erz zu schlagen,
Daß nicht ermordend ihm die Feinde nahn!
Mein weiblich Herz wollt ihr mit Gift verwunden —
Wohl bitter hat es euer Thun empfunden!
Doch mag es nimmer andern Schirm und Schild,
Als die Begeistrung, die vom Herzen quillt.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Gleich einem Engel mit goldenen Flügeln
Ausgesendet vom Thron des Höchsten,
Zu segnen die Erde mit Glanz und Wärme.

Und der Engel breitete
Die strahlenden Arme weit aus —
Und es war als zög er die aufathmende Erde
Näher dem Himmel, näher der Gottheit.
Goldene Strahlenringe zog der Engel von seinen Fingern,
Vertheilte sie dahin und dorthin;
Und die Ringe wurden zu Heiligenscheinen,
Zu Himmelsglorien auf den Gipfeln der Berge,
Dahin sie der Engel geworfen.

Und solch eine Himmelsglorie,
Solch ein Heiligenschein krönte noch einmal
Die Krone der Burgen des Thüringer Waldes:
Die uralte Wartburg.

Ich stand und schaute.
So lang ich daheim verweilt
Ein spielendes Kind, eine sinnende Jungfrau
An den Ufern der Elbe, wo uralte Burgen
Verwitterte Klöster unheimlich mahnen
An des Mittelalters eiserne Gestalt:
An den Ufern der Elbe, wo grünende Reben
Mit reifenden Trauben verheißend mahnen
An der neuen Zeiten gährende Gewalt:
So lang ich daheim verweilt an den Ufern der Elbe
Den reben- und burgbegränzten, so lang auch weilte
Die Sehnsucht in meiner Brust nach der Krone der Burgen
Des Thüringer Waldes: der uralten Wartburg.

Nun stand sie in Himmelsglorie mit dem Heiligenschein
Vor den trunkenen Blicken.
Meine Hände waren gefalten,
Thränen mir aus den Augen wallten,

Im Herzen wallte ein Hochgefühl:
Ich war am Ziel.

Es folgen nun vier längere Abschnitte, deren Hauptinhalt der Schlußgesang kurz zusammenfaßt:

Sinnend trat ich hinaus
In den mauerumgebenen Schloßhof,
Wo junge Gräser sprossten, Kinder der neuen Zeit,
Die nichts gesehen von der vergangenen Tage Herrlichkeit,
Von der vergangenen Tage Leid.

Hinter den wallenden Wolken
Schaute noch einmal ruhig strahlend hervor
Die unvergängliche Klarheit der Sonne,
Und beleuchtete zu meinen Füßen,
Ein Werk der spielenden Natur,
Im dreigeblätterten Klee — ein Vierblatt.

Ich pflückte es als Angedenken — als vierfaches,
An diese Burg, die erinnerungsreiche
Und that dabei einen Schwur, einen vierfachen:

Elisabeth, die Heilige,
Sei mir ein Vorbild in stiller Demuth
In allumfassender Menschenliebe
Der Armen mich zu erbarmen.

Und in dem Sängerkrieg, dem neuen, heiligen
Will ich stehen und fechten, bis mit dem letzten Lied
Der letzte Odemzug der Brust entwallt!

Und protestiren will ich nach Luthers Wort,
Und für den freien Glauben
Mit freier Rede in die Schranken treten! —

Und fest verbrüdert mit der deutschen Jugend
Weih' ich dem Vaterlande all' mein Streben.
So steh ich ernst und frei vor allem Volk.

Und wollt Ihr nun mich höhnen und verdammen,
Weil nur die schwache Jungfrau zu Euch spricht:
Nicht löschen könnt Ihr der Begeistrung Flammen,
Könnt sie nur schmähen, aber dämpfen nicht!
Und wenn mein Herz von Euch verstoßen, bricht,
So bricht's mit Luthers Worten doch zusammen:
„Gott helfe mir! — doch anders konnt ich nicht!" —

Von Eisenach bis Kassel mit der Eilpost war damals eine lange Tour — eine Nachtfahrt. Da ich das Unglück hatte, wieder einen artigen alten Herrn darin zum Nachbar zu haben und Aussicht, die letzte Station mit ihm allein zu fahren, indeß vorher noch mehrere Passagiere darin saßen, so ersuchte ich den Schaffner, mich zu sich in's Cabriolett zu nehmen „um dort den Sternenschein besser genießen zu können!" Freilich ward mir da wenig Schutz vor der Nachtluft, aber doch Schutz vor männlichen Flegeleien der widerwärtigsten Art. Mit Tagesgrauen erreichte ich Kassel. Da es am Mittwoch war, so sprangen die Wasser in Wilhelmshöh und da mich an der table dhôte eine englische Familie, zwei Damen und ein Herr fragten, ob ich in ihrem Wagen dahin die vierte Person abgeben wolle? war mir dies gerade recht.

Allein sie machten dann die Sache in englischer Manier ab, fuhren nur zu den Wasserkünsten „um sie gesehen zu haben“ und ließen das ganze schöne Wilhelmshöh mit all den herrlichen Parkanlagen im Habichtwald unberücksichtigt. Da beschloß ich denn, noch einen Tag in Kassel zu bleiben und die Partie nochmals, aber zu Fuß zu machen. So geschah es denn; es war ein wundervoller Sommertag für meine Wanderung auf einer vielbesuchten Chaussee. In der Restauration ließ ich mir dann den Weg zur Löwenburg beschreiben und von da zum Herkules dem großen Christoph. Allein der Pfad, der Wald, die Höhe — Alles nahm größere Dimensionen an, als ich erwartet — kein Lüftchen wehte, kein Vogel regte sich im Wald, nur da und dort huschte und guckte ein Eichhörnchen neugierig herab — keine Burg, kein Herkules, kein Mensch ließ sich sehen — doch ja, da stand einer — als wär's der große Christoph selbst, so riesenmäßig und wie jener die mächtige Keule, eine große Axt auf der Schulter. Er grüßte und ich fragte, ob ich auf dem rechten Weg zur Löwenburg sei? Er sah mich verdutzt an: „Dahin gehen Sie so allein? — Es war immer dieselbe Frage! auch im Marienthal bei Eisennach hatten sie die Buschweiber gethan und als ich geantwortet: „Warum denn nicht? Ich denke es giebt in Thüringen nur lauter gute Menschen! da fürcht ich mich nicht!“ hatten sie geantwortet: „Das schon, aber es ist doch plaisirlicher mit einer Mannsperson!“ und da ich gesagt, daß ich das nicht fände, hatten sie mir ein schallendes Gelächter nachgesandt. Also überall derselbe Standpunkt. Jetzt war ich nun nicht mehr im gemüthlichen Thüringen, ich kam mir entsetzlich weit vom Hause vor und als der

lebendig gewordene große Christoph weiter erklärte, ich fände mich nicht allein, er müsse mitgehen und mir den Weg zeigen, war ich doch im ersten Augenblick froh darüber und unüberlegt genug, als er mich weiter examnirte ihm wissen zu lassen, daß ich allein gereist und weil er an der Sprache hörte, daß ich keine Kattentochter mich als sächsisches Mädchen verrieth — da erschrak ich plötzlich vor dem Blick mit dem er die Ringe an meiner rechten Hand betrachtete, von der ich den Handschuh abgezogen, eine mir unbekannte Blume zu pflücken — da dachte ich plötzlich: wenn dich der Mann hier erschlägt und ausplündert, denn zerlumpt und grimmig sah er aus, so erfährt kein Mensch etwas davon — er hat dich gewiß auf falsche Fährte gelockt, denn von der Burg ist ja nichts zu sehen! aber umkehren war so gefährlich wie weiter gehen — ich redete nur manchmal sehr laut, wenn doch vielleicht noch ein menschliches Wesen in der Nähe sei — schwül und endlos erschien Weg und Zeit — aber da kamen Stufen, dort oben lag die Burg! Ich athmete auf, bat in meinem Herzen meinem Führer jeden Verdacht ab und gab ihm ein reichliches Trinkgeld, das er freudestrahlend nahm — nur darum war es dem armen Holzfäller zu thun gewesen.

Damals war eben Ernst Bandel mit der Idee des Hermanndenkmals aufgetaucht — in der Keule des „Herkules" wieß man hinüber nach dem Teutoburger Wald. Dorthin solle der Hermann zu stehen kommen — und die beiden mächtigen Gestalten würden einander grüßen können. Wie Wenige glaubten damals daran! Wie konnte aber auch Jemand etwas ahnen von dem Humor der Weltgeschichte, daß erst ein Napoleon Kaiser und dann

Gefangener von Wilhelmshöh werden mußte, ehe das Hermannsdenkmal vollendet, aufgerichtet und würdig geweiht werden konnte! Das kleine Dampfschiff, das mich auf der Weser von Münden bis zur Porta stromab trug, hieß „Germania“ und eine Büchse zur Sammlung für das erwähnte Denkmal befand sich am Cajüteneingang. Ich steckte mein Scherflein hinein, aber die meisten lächelten darüber und sagten es sei eine romantische Grille. Ich sang in meinem „Weserlied“:

Ist denn kein Hermann da?
Kein Hermann und keine Germanen
Zu Schutz und Trutz bewehrt,
Die heilge Freiheit der Ahnen
Zu wahren mit dem Schwert?

Wie wunderte man sich auch auf dem Dampfschiff über die allein reisende junge Dame und meinte, ich wolle irgendwo in Bremen oder sonst mich einer auswandernden Familie zugesellen!

Von Hannover an gab es dann Eisenbahn und da war ja das Reisen ziemlich so wie jetzt, nur hatte man noch keine Damencoupees eingerichtet — sie sind erst in neuerer Zeit eingeführt worden, — seitdem man sich eben nicht mehr wundert, daß Damen allein reisen.

Ich habe dies hier so umständlich aus meinem eignen Jugendleben erzählt, um der jetzigen Generation zu zeigen, wie es noch vor dreißig Jahren gewaltig anders in der Welt war und wie, was mit Post u. s. w. eine große Reise, jetzt nur eine kleine Tour ist, zu der man kaum so viel Tage als damals Wochen brauchte. Zugleich mag auch daran sich nachweisen lassen — eine Mahnung

die auch nicht schaden kann — wie man damals noch unter andern Gesichtspunkten, gleichsam weihevoller, reiste nicht nur um die Mode mit zu machen und auch mit sprechen zu können. Auch meine ich man kann nicht oft genug daran erinnern wie damals engherzige Menschen durch das Alleinreisen die Weiblichkeit gefährdet glaubten und eine gewisse Sorte von Männern geneigt war, solche Damen für vogelfrei zu halten, wie man also von allen Seiten die Frauen von jeden selbstständigen Schritt, jeden Sichselbstgenugsein, jeden kleinsten entschiednen Sich-auf-sich-selbst-stellen und verlassen zurückzuhalten suchte. Gerade auf diesem Gebiet ist die Welt eine ganz andere geworden.

Ich reiste damals wie auch später, nicht um nach Stoffen zu jagen, nicht um bestimmte Studien zu machen, noch um zu dichten — ich reiste aus Liebe zu Gottes schöner Natur, zum deutschen Vaterlande, in reiner, fröhlicher Wanderlust und — um mindestens mir selbst und auch womöglich Andern beweisen zu können, daß auch Frauen dazu ein Recht hätten und nicht erst nöthig haben sollten, zu warten, bis ein Bruder oder später der Gemahl die Güte hätte, unter seinem Schirm sie mitzunehmen. Die deutschen jungen Männer — man war und ist ja noch heute so frech von „der deutschen Jugend" zu reden und dabei nur an Jünglinge, nicht auch an Jungfrauen zu denken — kannten ja kein schöneres Vergnügen und „Bildungsmittel" als zu reisen, warum sollte es den Frauen nicht zugänglich sein? — Freilich, damals wanderten jene noch gern mit dem Ränzchen und Knotenstock ihres Weges, was jetzt kaum noch auf der interessantesten Bergtour geschieht. Daß die Frauen gleiche Strapazen dieser

Art wie die Männer aushalten, finden wir nicht für nöthig, obwohl viele es können — und eben darum wurden die Eisenschienen auch zum besten Hilfsmittel „neue Bahnen" einzuschlagen auch für die Frauen. Das Reisen ward dadurch gleich, und gleich leicht für beide Geschlechter.

Wie man uns berichtet, betragen die Schienenwege auf dem Erdenrund jetzt schon mehr als 300,000 Kilometer — und am 27. September 1825 befuhr zum Erstenmale, wie damals ein Berichterstatter der „Times" meldet, „eine nur durch Dampf getriebene Maschine die ohne Pferde auf eisernen Schienen lief und noch 38 mit Kohlen beladene Wagen hinder sich herzog die 41 Kilometer lange Strecke von Stockton bis Darlington in England." Dasselbe Blatt warnte vor den Uebertreibungen und Hoffnungen, die sich hieran knüpften, denn eine Verallgemeinerung dieser Einrichtung und eine Verbindung großer Strecken in solcher Weise anzunehmen sei doch Ueberspannung. — Freilich waren es nicht die Regierungen, noch Gelehrte, welche diese Unternehmungen weiter förderten, sondern einfache Gesellschaften von Privatunternehmern, die endlich Georg Stephensons Erfindung und Idee verwirklichten und der Menschheit nutzbar machten und bald in Belgien und Mitte der dreißiger Jahre auch in Deutschland in Angriff nahmen.

Ich weiß, welche ernste Debatten und welche komische Geschichten von Mund zu Mund gingen, als die Leipzig-Dresdner Eisenbahn zu bauen beschlossen ward und als 1837 die ersten kleinen Anfangs und Endstrecken derselben: Leipzig-Machern und Dresden-Oberau befahren wurden, da war des Staunens kein Ende. Als dann im Frühling 1839 die Eröffnung erfolgte — da freute sich wohl

Jedermann des gelungenen Wunders, aber man hielt doch nur solche Haupthandelswege wie gerade dieser einer war, solchen Unternehmen günstig und trotz aller Feierlichkeiten und allen Menschenzusammenfluß an den betreffenden Tagen, hatten die wenigsten Menschen eine Ahnung von der Tragweite dieser Eröffnung. Ich war auch mit den Schwestern und Bekannten hinüber nach Oberau gefahren, diese Eröffnug zu sehen und den mit bunten Lampen erleuchteten Tunnel — ein neues Weltwunder. Ich liebte nie den Zusammenfluß von Menschen — aber ich vergesse die heiligen Schauer dieses Tages nicht, die da mein junges Mädchenherz bewegten!

Ich war still unter der heiter scherzenden Gesellschaft — aber daheim konnte ich nicht eher schlafen bis ich ein Lied geschrieben „Einst und jetzt“ mit den Schlußversen:

Seht dort den Greis in dünnen Silberhaaren,
Indeß die Wagen fliegen hört sein Flehen:
„Nun Herr laß Deinen Knecht in Frieden fahren
Nun er die Wunder dieses Tags gesehn!“

Er ahnt es wohl, doch wußt er's nicht zu sagen
Als ihn Bewunderung auf's Knie gesenkt:
Es weht ein neuer Geist um diese Wagen,
Der rastlos fort auf Eißenschienen drängt!

Rings lärmt er auf zum rüstigen Bewegen
Und dieses Läuten ruft: Habt Acht: habt Acht!
Mit jeder Schiene, die sie weiter legeu
Wird neues Leben in die Welt gebracht.

Und eh sie noch die Gotteskraft verstehen
Sind sich die Völker jubelnd nahgebracht
Und lassen ihre Freiheitsbanner wehen
Und durch die Lüfte saust's: Erwacht! erwacht!"

Gönne man und vergönne man einer Frau meines Alters diese Errinnerungen — nicht allein als Beweise, daß sie schon im zarten Mädchenalter sich ein Wenig auf ihre Zeit verstand, oder daß sie, wenn auch nur „ahnungsvoll", wie man das ja gemeinhin den Frauen zuschreibt oder ihnen allein vergönnen will, den Blick vertrauend und prophetisch in die Zukunft — in die Zukunft ihres Volkes, ihres Geschlechtes und der Menschheit richtete und Manches sah und empfand, was der Verstand der Verständigen nicht sah, was ihnen darum als Phantasie galt, als Schwärmerei im besten Falle — sondern auch als Trost: daß auch ihre jetzigen Zukunftshoffnungen, die gerade so wie jene belächelt, verspottet, bekämpft und selbst von Wohlmeinenden nur mit Achselzucken vernommen werden, in aber dreißig, funfzig Jahren nicht allein Wirklichkeit geworden, sondern von derselben noch überflügelt sein werden — : wir meinen die Ziele der Frauenbewegung, die Ueberzeugung, daß es über kurz oder lang doch zur vollständigen Gleichberechtigung beider Geschlechter kommen müsse, so daß man gerade so, wie man jetzt sich wundert, wie man einst geduldig und fröhlich im Postwagen reisen konnte und wenn man auch schon von der englischen Eisenbahn hörte, doch fest überzeugt war, daß dergleichen sich in Deutschland nicht verwirklichen werde, noch daß man je selbst auf einer fahren würde — sich dann auch wundern wird, wie die

Frauen je die heutige Nichtbeachtung vor Gesetz und Staat, die Zurücksetzung, die Schranken in Bezug auf ihre Bildung, ihren Wissensdrang, ihre Selbstständigkeit ertrugen — und wie sie so ängstlich und bescheiden nur begonnen auf „neuen Bahnen" zu wandeln — und wie es von uns selbst sogar ein Wagniß war, ein Frauenorgan zu gründen und so zu nennen, indeß wir doch uns schon um jener Erfahrung und der damit verknüpften Hoffnung Willen diesen Titel mit geheimer Simbolik wählten — die vielleicht Vielen noch gar nicht klar geworden!

Nicht minder freudig wie die erste Locomotive in meiner Heimath, ward auch — nicht lange vorher — das erste Dampfschiff auf der Elbe begrüßt. Als es da zuerst fröhlich läutend und grün und weiß bewimpelt daher gefahren kam, wo der Strom unweit unsres Weinberges vorüberfloß, da hatten auch wir dort die Flagge aufgezogen und wir Schwestern standen weißgekleidet am Ufer, wehten mit unsern Tüchern und warfen Blumen hinüber — es war dies eine von uns improvisirte, nicht etwa irgend eine officielle Huldigung, und als wir ein paar Tage darauf selbst mit der „Saxonia" fuhren, so ward dies wieder zu einem außerordentlichen Genuß. Freilich — wenn auch ein Schiff, das nicht, wie an der Elbe damals üblich, von Menschen gezogen zu werden brauchte, mit den plätschernden Radwellen und der funkensprühenden und eine Rauchsäule entsendenden Esse und nun überhaupt in so zierlicher Bauart und Ausstattung ein sehr holder Anblick ist, daran ich mich heute noch gern erfreue: die weißen Segel — in deutscher oder römischer Weise gespannt — waren doch eine romantischere Erscheinung, die nun immer seltener wird, seit auch die Güterschiffe

durch Kettendampfer befördert werden. Aber auch damit ist ein gutes Theil weiße Sklaverei und Rohheit aus der Welt gekommen! Wie es entwürdigend war, Menschen — wie anderwärts die Pferde — so zum Ziehen zu verwenden, so waren auch diese erniedrigten Menschen die gemeinsten und von allen Frauen gefürchtetsten. Es war in meiner Kindheit und Jugend bedenklich, an den Elbufern — die damals sehr vernachlässigt waren — auf den sogenannten „Leinenpfaden" zu wandern, welche die Schiffszieher, an die Leine gespannt und mit großen Stöcken, die sie vorwärts einstämmten und dazu oft im Takt das Schiffs „Hoi-ho" sangen, beschritten. Man suchte da immer eine Stelle zu erreichen, wo der Weg breiter ward oder sonst eine Gelegenheit zum Ausweichen sich bot. Allein, merkten sie diese Absicht, so machten sie rohe Bemerkungen, sperrten den Weg und suchten ihre Knüttel neckend zu gebrauchen. Ohne Schimpfworte und lautgerufene Zoten ließen sie selten Jemanden vorüber. Auch diese Zunft hat bald ihre Endschaft erreicht, auch diese Beleidiger der Frauenwürde werden bald nur noch der Culturgeschichte angehören. Die Fortschritte der Gesittung und damit das Aufhören der Verletzung der Sitte und speciell weiblichen Anstandsgefühls bemerkt man am Meisten, wenn man sich dessen erinnert, was in diesen Beziehungen noch vor dreißig Jahren ungestraft hingehen durfte und gleichsam als das Privilegium dieser Menschenclasse betrachtet ward. Man bekam von ihnen Worte zu hören, die seitdem selbst aus der gemeinen Volkssprache fast ganz verschwunden sind.

Je mehr die Menschen aufhören niedrige Dienste zu verrichten und erniedrigende Behandlung zu erfahren, je

mehr schreitet auch ihre Bildung nnd Gesittung vorwärts, Seit der Dampf einen großen Theil der Menschenarbeit übernommen hat, geschieht dies täglich mehr und mehr — die Menschen können sich ihrer Menschenwürde bewußt werden — und dabei darf und kann denn auch auf die Länge daß Bewußtsein der Frauenwürde nicht ausbleiben — und zwar von beiden Seiten. Jeder Mensch hat einen Selbstzweck, auch die Frau hat den ihrigen und beginnt ihm zu erkennen.

Es ist wahrlich anders geworden in der Welt und wie das Licht das Streichhölzchen in die Wirthschaft, in das Haus neuen, ungeahnten Segen trug, so trägt ihn der Dampf in die Volkswirthschaft in das ganze öffentliche Leben und die erste Locomotive ward der Bahnbrecher einer neuen Aera für Alle.

Gegenwart.

Das Haus der Gegenwart.

Im ersten Theil unsres Buches haben wir in flüchtigen Jugenderinnerungen zu zeigen gesucht, wie es im deutschen Frauenleben vor funfzig bis dreißig Jahren etwa zuging, — wie es im Hause aussah ohne — Streichhölzchen, ohne Maschine für die Wirthschaft, für die Näharbeit ohne Unterstützung des Handwerkes, der Industrie für unzählige Bedürfnisse des täglichen Lebens — nun liegt, uns noch ob einen Blick auf die Gegenwart zu werfen, die sich all dieser Hilfsmittel erfreut.

Gerade diese Fortschritte der Cultur und ihrer hauptsächlichsten Trägerin, der Industrie, haben die sogenannte Frauenfrage — nicht geschaffen aber doch — zu einer brennenden, einer Tagesfrage gemacht.

Blicken wir jetzt in das Haus der Gegenwart, zumal in das desselben Mittelstandes, wie wir in ein solches — in mein Elternhaus — in der Vergangenheit blickten, in das Haus z. B. von Kaufleuten, die nicht zu den reichen, Beamten, die nicht zu den ersten zählen, von Gelehrten, Aerzten, Juristen, Offizieren, Künstlern u. s. w.

Da finden wir überall einen gewissen Comfort und Schimmer — eine, meist niedliche, aber bequem eingerichtete Küche mit Wasserleitung, bequeme Feuerungsanlagen und Beleuchtungsapparate, sonst aber fast gar

keine Wirthschafts und Vorrathsräume, weil man dieselben nicht nöthig hat; man bezieht die meisten Lebensbedürfnisse gleich fertig aus den verschiednen Geschäften, läßt die Wäsche außerhalb des Hauses waschen, hat nicht die unzähligen Scheuertage u. s. w. der früheren Zeit. Da hat man denn in solcher Wohnung etwa ein Speisezimmer, einen Salon, ein Zimmer für den Hausherrn und ein Wohn- oder Arbeitszimmer, vielleicht eine Kinderstube und die nöthigen Schlafräume, alles wie gesagt theils elegant, bequem und wirklich comfortabel — theils aber nur auf den Schein berechnet und in den Einrichtungen auffällig contrastirend — in den einen Pièцen zur Schau getragener Prunk und Versuche mit den neuesten Moden Schritt zu halten, in den andern Aermlichkeit und ein ängstliches Sichbehelfen, wie es die frühere Zeit nicht kannte.

Man hält auch keine Vorräthe mehr und kann auf keine halten, weder an Wäsche noch an Lebensmitteln — schon weil der Raum dazu fehlt, denn bei den immer höher hinaufgehenden Miethen, muß man sich damit beschränken und nun vollends in den großstädtischen Miethkasernen fehlt es ganz an geeigneten Räumen zu dergleichen. Ohne Luft und Licht, ohne Schutz im Sommer vor der Hitze, im Winter vor Frost und Kälte müsten ja doch alle Vorräthe zu Grunde gehen — und da man wie gesagt Alles und Jedes sich jeden Tag fix und fertig, fast zu denselben Preisen, holen lassen kann, statt es sich erst mühsam selbst bereiten, so wäre es ganz unwirthschaftlich — und am meisten unvolkswirthschaftlich dies noch zu thun.

Aber daher kommt es auch, daß die Gastfreiheit der

früheren Zeit fast ganz verschwunden ist. Nicht allein, daß es selbst bei größeren Wohnungen oft an einem Gastzimmer fehlt und daher seltner Besuch übernachtet, sondern auch jene gemüthliche Gastlichkeit ist dahin, wo Bekannte und Freunde „ohne Umstände" und ohne förmliche Einladung sich in der Familie einstellten und behalten wurden. Nur in den allerwenigsten Familien hat man in diesem Sinn noch das frühere schöne Familienleben und die Ausübung dieser Art von Gastfreiheit und Geselligkeit beibehalten; in den meisten ist man aber nicht auf solche Gäste eingerichtet. Sonst trug man da eben auf „was das Haus vermochte", man hatte Vorräthe und öffnete gern die gefüllte Speisekammer, wenn ein lieber Besuch zum Abend erschien — jetzt, wo man es zwar eigentlich bequemer hat und Alles was man nur wünscht im nächsten Laden kann holen lassen, berechnet die Hausfrau vielmehr die Unkosten eines solchen Abends — zumal bei den jetzt immer sich steigernden Ansprüchen — und findet sich bei ihren Bekannten durch ein paar eingeladene Gesellschaften ab. Sie sind unter den Namen von „Abfütterungen" längst verspottet, aber dennoch in gewissen Kreisen an der Tagesordnung, mögen sie nun den Damen allein oder beiden Geschlechtern gelten. Da sucht man sich dann oft durch die Zahl und Wahl der Genüsse und Gänge zu überbieten und macht sich auch dies oft noch so bequem, daß man gleich das ganze Dinér oder Soupér außerhalb des Hauses bestellt oder bringen läßt. Außer diesen Gesellschaften von möglichst forcirter Großartigkeit sehen solche Familien dann keinen Menschen bei sich — der Gemahl bringt seine Abende, gleich den meisten Herren, lieber in einer Restauration zu, wo ihn

ja auch die Auswahl der Speisen und Getränke zu Gebote steht, die Gemahlin besucht Conzerte oder Theater und andere Gesellschaften im Winter und wenn sie einmal unter den Kindern zu Hause ist, erschrickt sie, wenn ein Besuch gegen Abend kommt, der möglicherweise bleiben könnte und noch mehr, wenn der Gemahl unerwartet einen Gast zum Mittag mitbringt — ja es ist bereits dahin gekommen, daß auch solche Ehepaare, welche die Kosten nicht zu berechnen brauchen, es bequemer finden mit ihren Bekannten in einer Restauration selbst im Winter zusammenzukommen, als in der eignen Wohnung —

Im Sommer aber reist man oder geht in eine Sommerfrische mindestens auf einige Wochen — schon lautet die Frage im Frühling nicht mehr: „Verreisen Sie diesen Sommer?“ sondern vielmehr gleich: „Wohin gehen Sie diesen Sommer?“ Die Gärten am Hause, die man selbst bepflanzte, die Sommerwohnungen in den nächsten Dörfern der Wohnstadt: sie sind theils gar nicht mehr zu haben, theils gewähren sie Niemand mehr Befriedigung. Man sucht Erholung und Naturgenuß nur in der Ferne — man geht auch gesund in ein Bad, einen Kurort, man reist — und geht die Reise nicht gleich hunderte von Meilen weit in die Schweiz, nach Italien, Schweden, an das Meer — so verlohnt es sich nicht der Mühe davon zu sprechen, so ist man „nur ein Bischen fort gewesen“ — und so thut und redet Alt und Jung, Männer und Frauen und schon die Kinder sind unglücklich, wenn ihre erste Schularbeit nach den Ferien nicht die Beschreibung einer Ferienreise sein kann.

Ich will diese einfachen Thatsachen hier nicht kritisiren — ich will nur die einzige Frage daran knüpfen:

was hat denn nun jetzt die Frau des gernerwähnten Mittelstandes zu thun, wenn sie sich trotz all dieser Erleichterungen in der Hauswirthschaft doch ein Dienstmädchen hält, das die Küche und Zimmer und Wege besorgt? Zumal die junge Frau, die all ihre Wäsche und Sachen in Ordnung hat. Ist sie nicht ein Luxusartikel für den Mann? hat sie Kinder, dann freilich mehrt sich ihre Arbeit — aber meist auch ihre Dienerschaft durch ein Kindermädchen oder eine Amme — und damit der Luxus für den Mann! Und dann währt es nicht lange, dann nimmt ihr schon der Kindergarten, den die Vergangenheit auch nicht kannte, einen großen Theil ihrer Mutterpflichten ab, die Nähmaschine einen Theil ihrer Näharbeit.

Es liegt ein Segen in jeden Fortschritt — es kommt nur darauf an, daß man ihn benutzt, daß man sich sein würdig zeigt. Ist die Frau von der groben und kleinlichen Arbeit befreit, die früher im Hause auf ihr lastete, ist sie nicht mehr genöthigt, selbst Magd, kaum noch Wirthschafterin zu sein, haben ihr Handwerk und Industrie all die Arbeiten abgenommen, die früher nur in ihr Bereich gehörten: nun, dann mag sie suchen sich auf andere Weise nützlich zu machen, so muß sie um so mehr bedenken, daß sie berufen ist, die Gehilfin und Gefährtin ihres Mannes zu sein und nicht nur eine Last mehr für ihn und das erste der vielen unnützen Möbel und Luxusgegenstände, die mit seiner Verheirathung in sein Haus gekommen.

Denn was thut den jetzt eine Hausfrau, die durch keine kleinen Kinder in Anspruch genommen wird? Wenn sie aufsteht, findet sie so gut wie der Gemahl das Frühstück fertig und nimmt es mit ihm ein — ist er dann

an seine Berufsarbeit gegangen, führe sie ihn aus dem Hause oder nur in sein Zimmer, so sieht die Hausfrau vielleicht einmal nach und zu wie das Dienstmädchen Zimmer und Küche in Ordnung bringt, bespricht mit ihm das Mittagessen und giebt noch einige Aufträge. Dann beschäftigt sie sich mit ihrer Toilette, besonders mit dem Aufbau der Frisur aus fremden Menschenhaaren und verschiednen Surrogaten, die dem Gemahl ein Gegenstand des Ekels und Aergers sind — dennoch thut sie, als geschähe es aus Liebe zu ihm, daß sie ihr Haupt möglichst verunstaltet, bald mühsam aufbaut, bald wieder so zurecht macht, als wäre es tagelang nicht von Kamm und Bürste berührt worden, wenn gerade die Laune der Mode dies als „elegant" bezeichnet. Dann geht sie aus, um einige unnöthige Geschäftsgänge, vielleicht einen Besuch zu machen. Kurz vor Tische kommt sie heim einen Blick in die Küche zu werfen und am gedeckten Tisch im Speisezimmer den Gemahl zu erwarten. Darauf folgt ein Stündchen Mittagsruhe mit einem Journal in der Hand, nachher zündet sie die vom Dienstmädchen bereitgestellte Wiener Kaffeemaschine an und der Gemahl muß ihr versichern, daß der von ihrer Hand bereitete Kaffee am Besten schmecke — dann geht er wieder seinem Berufe nach — und dann sieht sich das Paar vielleicht vor Nacht nicht wieder wenn der Gemahl gleich aus seinem Comtor, Bürau u. s. w. in seinem Klubb, eine Versammlung oder um es burschikos zu bezeichnen in „seine Stammkneipe" geht. Und sie! sie näht und stickt ein wenig, geht spazieren, läuft in der Stadt umher, indem sie sich selbst und Andern glauben macht, sie „besorge" dabei etwas — oft geht sie zu einem Kaffee,

Thee, in ein Conzert, in's Theater — und wo dies die Verhältnisse nicht erlauben, so speist das Paar vielleicht zum Abend zusammen zuhause, dann geht er in ein Bierlokal, wo ihm Bier und Cigarre besser schmeckt als zuhause, und die Frau geht vielleicht mit — vielleicht aus Langerweile, vielleicht aus Liebe zu dem Gemahl, um in seiner Gesellschaft zu sein oder aus kluger Berechnung, weil sie hofft, ihr Gemahl geleite sie dann früher heim und trinke in ihrer Gegenwart ein paar Töpfchen weniger — sie hält das für ihre Pflicht und überwindet aus diesem Pflichtgefühl den natürlichen Abscheu, den jede an bessere Lebensformen gewöhnte Frau vor der Existenz in einer durch Tabakrauch und allen möglichen Gerüchen von Speisen, geistigen Getränken, Stiefelwichse und Ausdünstungen aller Art, wie vor der ganzen Ungenirtheit solchen Wirthshausleben empfindet. Oder wenn die Frau daheim bleibt und der Gemahl ihr Zeit läßt bis Mitternacht oder länger auf ihn zu warten —: was hat sie da weiter zu thun als ein wenig zu musiziren oder zu lesen, zu sticken — und all dies zweck- und ziellos, nur — um sich die Zeit zu vertreiben!

Die Zeit zu vertreiben! Dieses edelste Gut, das mit jeder Minute unersetzlich verloren geht! — Und was denkt denn eine solche Frau, die sich allein und auf ein Hauswesen angewiesen sieht, darin es so wenig zu thun giebt? Ist ihr Herz von Liebe erfüllt, dann stellt sie wohl Vergleiche an, wie sie sich vor der Hochzeit die Ehe dachte, wo sie meinte, der Gemahl werde dann mindestens jeden Abend an ihrer Seite sein und die Zeit dahin schwinden wie im bräutlichen Zusammensein unter Kosen und Küssen und trautem Austausch der Erzählungen des Erlebten!

Dann fühlt sie sich enttäuscht und niedergedrückt, daß es nicht so ist und daß es dem Gemahl wo anders besser gefällt, als daheim an ihrer Seite — dann kommt wohl auch das Gespenst der Eifersucht! Es kommt mit jeder späteren Stunde etwas wie Angst, daß er noch nicht heimkehrt, Besorgniß, daß ihm das Sitzen und Trinken in der ungesunden Restaurationsluft schädlich, Aerger wohl auch über das so vergeudete Geld, das besser, edler verwendet werden könnte — so steigert sich die Aufregung, sie lauscht auf den still gewordnen Straßen auf jeden Tritt — und endlich wenn er kommt — muß sie ihn ja noch mit holdem Lächeln willkommen heißen, sonst begrüßt er sie mürrisch und spottet über „Gardinenpredigten“, wie schon seine Wirthshausbrüder im voraus mit ihm darüber gespottet.

Ist die Gattin bereits ein solches Leben gewöhnt, ist sie abgestumpft dagegen und sitzt sie mit einer Handarbeit allein mit ihren Gedanken, so sind dieselben bei der oberflächlichen auch sehr oberflächlicher Natur. Sie mustert ihre Einrichtung, ihre Toilette, sie denkt über Aenderungen daran nach, sie denkt an das, was sie bei Andern gesehen und wie sie es sich auch erschaffen kann — und indem sie sich in diesen Nichtigkeiten verliert, unnütze Ausgaben projectirt und über deren Erreichbarkeit sich sorgt, bildet sie sich noch ein, damit die Pflichten einer trefflichen Hausfrau zu erfüllen. So ist es noch in den besseren Ehen — wir wollen nicht fragen, wie es in den schlimmeren ist! Fühlt sich die Frau von ihren Gatten vernachläsigt — mit Recht oder Unrecht — und vielleicht nur, weil sie ein Ideal von Liebe in ihrem Herzen trägt, das nicht das seine ist und weil sie eben

nichts weiter zu denken und zu thun hat als wie sie durch ihre „Weiblichkeit“ durch ihre Hingebung, ihre Reize beglücke — wie man ihr ja gesagt hat, daß allein dieses Beglücken der Zweck des ganzen Frauendaseins sei nnd wie dies Bewußtsein eben so beglücken zu können auch allein selbst glücklich mache und Befriedigung gewähre — : dann wundere man sich nur nicht und verdamme nicht, wenn die Frau, die ihr Dasein öde und zweckloses findet, weil sie ein solches Glück vergeblich von dem Gatten forderte und erträumte — es nun von einem Andern hinnimmt, der es ihr bietet, oder wenn sie es doch als Triumpf, gleichsam als Genugthuung empfindet wenn ihr vou andern Seiten geschmeichelt, gehuldigt wird, wenn sie daran ein Interesse findet. Es ist ein Zeitvertreib für die Eitelkeit, es ist die Sehnsucht nach Herzensbefriedigung — beide entstanden und genährt durch Mangel an andern geistigen Lebensinhalt, an Arbeit und Berufspflichten — eine Frau muß schon tief sinken, in Leidenschaft und scham- und würde-loser Haltung sich verlieren, ehe sie den Ehebruch begeht, den das Gesetz als solchen erkennt, aber jene Gefahren der Koketterie, des Interesses, der Liebelei mit andern Männern liegen nahe, so lange man den Satz aufrecht erhält: daß ein Weib nur da sei zu lieben und geliebt zu werden und so lange man sie ohne andern Beruf ihren Sehnen und Träumereien auf edlerer Stufe, auf niederer ihrer Sucht zu gefallen und sich angenehm zu unterhalten, überläßt.

Trifft unsere Schilderung natürlich nicht zu bei allen Ehen und deren häuslichen Einrichtungen in der Gegenwart so doch bei einen guten Theil derselben und noch dazu derjenigen, die als glücklich gelten! Aber dabei ward

erst gezeigt, wie eine Hausfrau der Gegenwart allein aus Langerweile, aus Mangel an nützlicher und befriedigender Thätigkeit sich und ihrem Gatten das Leben schwer machen kann, auch wenn sonst gar keine äußere Veranlassung dazu vorhanden ist, in sogenannter gut situirter Lebensstellung — aber wo nun diese nicht vorhanden, wo die Frau sich sagen muß, daß ihr Gatte arbeitet und sich plagt ein gut Theil mit deshalb, damit sie ein angenehmes müssiges Leben führen und modisch sich einrichten und kleiden kann und wo sie, selbst wenn Sorgen und Schulden anwachsen, nicht weiß wie sie es anfangen soll, dieselben zu verringern: da muß es ja doppelt schrecklich sein wenn sie fühlt, daß sie nur so wenig zu leisten vermag für das, was sie empfängt.

Was wir da sagen gilt allerdings zumeist von der Gattin, so lange sie keine Kinder hat. Aber selbst die Mutterpflichten werden in der Gegenwart anders angesehen und gehandhabt als in der Vergangenheit, wie wir das schon andeuteten — und da die Führung des Hauswesens eine so leichte geworden, bleibt selbst einer Mutter noch genug Zeit übrig — besonders da die Kinder ja nicht immer klein bleiben — nur daß eine Mutter ihr Herz ausgefüllt sieht durch die Liebe zu ihren Kindern und deren Gegenliebe, daß sie, sobald sie nur eine rechte Mutter ist, die eben in erster Linie an ihre Kinder denkt und für sie sorgt, nicht auf andere Gedanken und Empfindungen kommt die ihr Leben verdüstern, den Frieden ihrer Seele zerstören könnten.

Hat nun aber jetzt eine Hausfrau, Gattin, Mutter kaum die Hälfte der Arbeiten zu übernehmen, welche ihren Vorgängerinnen oblagen, so kann man denken, daß

sie auch nicht mehr „Gehilfinnen“ bedarf, wie jene sie gern und dankend um sich sahen: Schwestern, Tanten und Basen, Mütter und Schwiegermütter, erwachsene Töchter — und ist es überhaupt für den Mann ein Luxus geworden, sich zu verheirahten und eine Frau zu ernähren, so wird so Mancher auf diesen Luxus verzichten — am Wenigsten aber kann ihm zugemuthet werden, sein Haus auch andern weiblichen Wesen zu öffnen, damit sie sich darin „nützlich machen“, wie dies früher geschah, — denn es findet sich eben nichts für sie zu thun.

Die Frauenfrage.

Und wohin nun mit diesen Allen, die sonst das Haus beschäftigte: den erwachsenen Töchtern, den Unverheiratheten — deren Zahl um so mehr wächst, als die Männer sehen, wir kostspielig es ist, verheirathet zu sein — den Wittwen?

Diese Frage ist als sogenannte „Frauenfrage“ mit in das Programm der Gegenwart gesetzt worden, ganz dicht neben die sociale Frage.

Es ward darüber bereits viel geschrieben und geredet, sodaß im letzten Jahrzehnt ein ganzer Zweig der Literatur entstanden, für den sogar eine besondere Fachrubrik im Meßcatalog eingerichtet worden ist — : wir wiederholen hier nicht weitläufig das Allbekannte und gedenken dessen, was die Gegenwart in dieser Beziehung entstehen sah und sieht, nur flüchtig, weil wir einfach auf die 10 Jahrgänge einer Zeitschrift verweisen können, die diesen Interessen gewidmet ist: „Neue Bahnen“, Organ des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, herausgegeben von Louise Otto und Auguste Schmidt. Hier findet

man alles Bezügliche näher erörtert und geschildert und kann sich auf den Laufenden über all das erhalten, was auf diesem Felde gestrebt, geleistet und errungen wird. Ebenso verweisen wir zur Ergänzung unsres vorliegenden Buches auf die kleine Schrift: „Zweck und Wirksamkeit des Allgemeinen deutschen Frauenvereins seit seiner Gründung am 18 Oct. 1865" und auf die größere „Das Recht der Frauen auf Erwerb" von Louise Otto (Hamburg, Hofmann und Campe 1866) und auf das umfangreichere Buch: „Der Genius der Menschheit" von Louise Otto. (Wien und Leipzig A. Hartleben.)

Schon im Februar 1865 war in Leipzig ein Frauenbildungsverein gegründet worden, aus welchen dann jener sich an alle gleichgesinnte Frauen Deutschlands wendende Verein durch einen von jenen einberufenen Frauentag hervorging. Dergleichen Frauentage sind seitdem durch ihn abgehalten worden in Leipzig (3) Braunschweig, Cassel, Eisenach, Stuttgart, Gotha, (je 1) und wenn es dadurch gelungen ist, eine große Anzahl auf der Höhe ihrer Zeit stehende Frauen zu verbinden, um erweckend und anregend zur Verbesserung des Frauenlooses zu wirken und begeisterungsvoll sich nach Kräften mitzubetheiligen an der Aufgabe des Jahrhunderts, der Lösung der Frauenfrage, so sind andrerseits auch ohne jeden äußeren Zusammenhang mit diesem Verein so viel Schritte zu dieser Lösung, namentlich zur Beantwortung jener obigen Frage: wohin mit Allen, die sonst das Haus beschäftigten? geschehen, daß dies eine Jahrzehent schon Vieles von dem in unserm socialen Leben verwirklicht hat, was vor demselben nur erst als schüchterne Forderung, als bescheidener Wunsch und Vorschlag hervorzutreten wagte.

Während es bisher nur in den sogenannten „arbeitenden Classen“ als unerläßlich galt, daß die Töchter so gut wie die Söhne einem Erwerb sich widmeten, daß die Gattin dem Gatten entweder in seinem Geschäft mit half, oder auch einen andern eignen Verdienst hatte, beginnt dieser Brauch auch in den Familien des Mittelstandes mit Nothwendigkeit sich einzuführen. Und nicht allein mehr sind es wie sonst die weiblichen Handarbeiten, die als ein Nebenverdienst gepflegt werden, nicht mehr geht allein alles Weiterstreben zum Lehrberuf im Haus oder in der Schule, oder zur Kunst; Schauspielerin, Sängerin, Tanz- und Musiklehrerin, Schriftstellerin sind nicht mehr die einzig erreichbaren Fächer.

Unsre zum Realismus neigende Zeit erfaßte auch diese Sache zuerst von der Seite des Erwerbes, der Existenz — wo die Noth herantrat, die Noth um das tägliche Brot, erschien sie selbst dem Philister plausibel.

Man sah ein, daß die weibliche Arbeitskraft in andere Bahnen geleitet, daß ihr Gebiet erweitert werden mußte und daran knüpfte sich von der andern Seite her die Nothwendigkeit, auch für ihre Ausbildung Sorge zu tragen, neue Bildungsstätten für sie zu gründen oder vorhandene ihr zu öffnen. Auch die Volkswirthschaft begann ihr Veto dahin abzugeben nach dem Grundsatz: daß alle vorhandenen Kräfte auch dem Ganzen zu Gute kommen müßten, und die Statistik bewies mit ihren Zahlen, wie viele Procent der weiblichen Bevölkerung — unverheirathet blieben und wie viele davon dem Laster verfielen.

Die Frauenbildungsvereine gründeten — freilich unter großem Widerspruch und unter manchem Hohnlächeln „praktischer“ Leute beiderlei Geschlechts — die ersten Fort-

bildungsschulen für unbemittelte Mädchen — und allmälig schlagen nun andere Vereine und auch die Stadtgemeinden denselben Weg ein. Sie gaben die erste Anregung für Norddeutschland, Frauen für das Post- und Telegraphenwesen auszubilden wie für den kaufmännischen Beruf, darin sie bisher nur die untergeordnete Stelle der Verkäuferin eingenommen. Viele Zweige der Fabrikation bieten den Frauen lohnende Beschäftigung, ohne sie zu Fabrikarbeiterinnen im gewöhnlichen Sinne zu machen: die Blumen-, Couvert-, Handschuh-, Schuhfabrikation, Holzschneiden, Porzellan- und Glasmalen, Malen von Papp- und Galanteriearbeiten, Posamenten und Wollarbeiten, Haarflechtereien, Phothographieren und Retouchiren, Setzen, Vorzeichnen — dies Alles sind Arbeiten geworden, für welche die Frauenhand die beste Geschicklichkeit entwickelt und bei welchem allen es sich gezeigt hat, daß sie sich sehr wohl mit der sogenannten „Weiblichkeit“ verbinden lassen.

Im Erziehungs- und Lehrfach ist den Frauen ein viel größerer Spielraum eröffnet worden, werden zugleich viel höhere Anforderungen an ihre Fähigkeiten und deren Ausbildung gestellt als die Vergangenheit mit ihrem „Bonnen-“ und „Gouvernanten“wesen sie kannte. An die Stelle der ersteren ist die praktisch und theoretisch vorgebildete Kindergärtnerin des Fröbelsystems getreten, an die der letzteren die gewissenhafte in einem Lehrerinnen-Seminar vorgebildete und vom Staate geprüfte Lehrerin. Die Gouvernanten aus der Schweiz, Frankreich und England, die früher in den vornehmen Häusern Deutschlands eine so große Rolle spielten und stets den Vorzug erhielten vor den deutschen Erzieherinnen, sind jetzt von diesen fast

ganz überflügelt und verdrängt und finden nur noch dort eine Stelle, wo sie hingehören: in den großen Erziehungsinstituten und Pensionen, in denen man gern die Ausländerin anstellt, damit jede Sprache von einer Lehrerin gelehrt werde, deren Muttersprache sie ist. Der Aufschwung des deutschen Reichs und das damit verbundene nationale Bewußtsein, haben es ja endlich dahin gebracht, daß man es auch in den höheren und höchsten Ständen nicht mehr als Hauptsache weiblicher Bildung betrachtet, elegant französisch zu parliren — und umgekehrt wieder ist mau doch so weit in allen Kreisen international geworden und in stetig wachsenden Verbindungen mit dem Ausland, daß die Erlernung fremder lebender Sprachen fast für Jedermann nothwendig oder doch wünschenswerth erscheint, nur nicht so, wie es früher war, daß die fremde Sprache bei den Mädchen der höheren Stände immer in erster Linie gepflegt ward, zu keinem andern Zweck, als um dadurch den Nimbus feiner Bildung zu erhalten oder bei den minder Bemittelten, um sie im Nothfall zu befähigen auch als Gouvernante sich durch die Welt zu helfen. Heutzutage reicht eben ein Bischen Französisch oder Englisch nicht mehr wie sonst aus, um als Erzieherin Stellung in einer Familie zu finden. Man verlangt mit Recht geprüfte Lehrerinnen, man läßt die Lehrerinnen ein immer schwierigeres Examen ablegen, man gründet — allerdings doch erst nach den, durch die Frauenvereine gegebenen Anregungen Forderungen und Petitionen — ein Lehrerinnen-Seminar nach dem andern, ungeachtet der sich mehrenden Privat-Seminare und man stellt immer mehr Lehrerinnen an, nicht nur an

Privat-Instituten wie sonst, sondern auch an städtischen Töchterschulen, neuerdings auch an Volksschulen.

Eben so sind — allerdings wie anfänglich Alles, was für das weibliche Geschlecht geschieht, vorerst nur von Privaten — Handels- und Gewerbe-Schulen für Mädchen gegründet worden, ihnen den Eintritt in den kaufmännischen Beruf und die Erlernung eines Gewerbes zu erleichtern. Nicht nur wie früher als Verkäuferinnen, die nur in ganz empirischer Weise in jedem beliebigen Geschäft je nach Bedarf eingerichtet wurden, sondern als Buchführerinnen und Cassirerinnen, als Directricen in verschiednen Geschäften findet man sie angestellt und Gewerbefreiheit wie Gewerbeordnung ermächtigen jetzt die Frauen selbstständig Geschäfte zu gründen und zu führen, während sonst nur (und selbst dies bloß in manchen Ländern, z. B. dem Königreich Sachsen) den Wittwen vergönnt war das Geschäft ihres Mannes fortzuführen. Durften doch sonst bis zum Jahre 1848 z. B. Damenschneiderinnen ihre bei einem Damenschneider erst durch bezahltes Lehrgeld erlernte Kunst nur dann ausüben wenn sie in die Häuser der Familien auf Tagearbeit gingen, nicht aber in ihrer eignen Wohnung. Jetzt klingt es lächerlich — aber es gehört auch zu meinen selbsterlebten — beinahe tragikomischen Erinnerungen wie damals jene Kleiderverfertigerinnen fortwährend in Angst und Zittern lebten vor den gestrengen Herrn Damenschneidern und der Polizei — denn beide vereint, durften bei ihnen an jedem beliebigen Tage Haussuchung halten und die Stoffe oder angefangenen Kleider confisciren, an denen sie die Schneiderin daheim arbeitend trafen — die sie vielleicht nur aus Gefälligkeit mit nach Hause genommen, weil sie in der betreffenden

Familie nicht fertig geworden. Es ward da auch erst die Presse in Bewegung gesetzt, beim Landtag petitionirt, gegen die männlichen Concurrenten, die Herren Schneider, welche auch die Nähnadel nur zu ihrem Dienst den Mädchen gönnen wollten, gekämpft, dem Ministerium Vorstellung gemacht, ehe dieser Zopf nur sank! Ich weiß und erzähle es wohl einmal in meiner Lebensgeschichte, wie ich mich damals so abgearbeitet nur im Interesse der Schneiderinnen! — Ich hatte damals keinen Verein um mich, keine Genossinnen und Genossen zur Seite, ich war keine erfahrene bejahrte Frau, wie jetzt, nur ein junges Mädchen, eine angehende Dichterin! Und die Sache war ja so prosaisch, daß auch die meisten meiner Colleginnen im Dienst der Musen sich mit dergleichen gar nicht befaßt hätten — was gingen den feinen Damen, die nur gern im Salon der vornehmen Welt sich Sitz und Stimme erringen wollten, die armen Nähmädchen an? galt es ihnen doch für weiblicher fashionabler, sich von einem Damenschneider ihre Kleider fertigen zu lassen, als von einer Schneiderin! Es war auch hierin wie es leider so vielfach ist: die Damen hatten mehr Vertrauen zur Leistung des Mannes — und auch selbst, wo es sich um die Nähnadelhandhabung handelte, als zu der des Mädchens. Ich ward damals fast zur Märtyrerin „für die Schneidermamsells“ wie man jene halb altmodisch, halb vulgär und spöttisch — etwa so wie jetzt die Telegraphistinnen ein hochgeachtetes Blatt „die Blitzmädel“ — zu nennen beliebte. Ich wiederhole: jetzt klingt dies Alles lächerlich und unglaublich und daß es so klingt, nach noch nicht dreißig Jahren, ist mir ein Beweis mehr dafür, daß es in aber dreißig Jahren ebenso lächer-

lich und unglaublich klingen wird, daß wir uns jetzt erst darum bemühen müssen, den Frauen neue Berufszweige zu eröffnen, wie die obenerwähnten, das Recht der Bildung, der Selbstständigkeit, des Studiums und der Ausübung des so erlernten nur unter Wiederspruch und Kämpfen nehmen können und daß ein gut Theil Muth dazu gehört dies zu thun!

Eines der Hauptbegehren des weiblichen Geschlechts nicht allein im Interesse eignen Studiums, sondern im Interesse der Würde des ganzen Geschlechtes war und ist nun der Ruf nach weiblichen Aerzten. Es ist demselben bisher nur in Amerika und England, in Deutschland dagegen nur erst in sehr beschränktem Grade Rechnung getragen worden. Es haben deutsche Frauen in Amerika studirt und dort eine große Praxis erlangt, diejenigen aber, welche von dort zurückkehrten, sehen sich in ihrem Wirkungskreis nur auf einzelne Fächer angewiesen und den Aerzten untergeordnet. Als Zahnärztinnen, als Orthopädinnen, als Heilgymnastinnen haben bereits einzelne, die sich ihre Kenntnisse nur in der Minderzahl in Amerika holten, in der Mehrzahl aber in Deutschland durch Selbst- und Privatstudium mühsam zusammentrugen, außerordentliche Praxis und verdienten Ruf erworben. Die Naturheilkunde, die immer mehr sich ausbreitende Turnkunst und die daran sich knüpfende Heilgymnastik haben den Frauen neue Gebiete der Thätigkeit eröffnet und zugleich Tausende ihrer Schwestern von der niederdrückenden Nothwendigkeit befreit sich Männerblicken und Händen zu überlassen wo dies nicht ohne tiefe Scham geschehen konnte. Es wurden sonst Tausende von jungen Mädchen nur dadurch schief, weil es keine Frauen gab, sie zu behandeln

und sie sich nicht vor Männern entkleiden und von ihnen berühren lassen wollten — und wenn nun gegen diese Uebel jetzt weibliche Hilfe vorhanden, so ist sie es doch nicht für tieferliegende, innere, und es sterben noch heute Tausende von Frauen, weil sie erst wo die Gefahr zu dringend ward sich entschließen konnten der Untersuchung des männlichen Arztes sich preis zu geben. Einer Frau würden sie das Uebel gleich bei den ersten Symptomen geschildert und gezeigt haben und es wäre in der Entstehung oft leicht zu beseitigen gewesen — der männliche Arzt wird erst zu Rathe gezogen, wenn es meist zu spät ist, wenn es soweit vorgeschritten, daß es sich nun schon um Leben und Sterben handelt.

Man hat jetzt dem Drängen der Frauen nachgegeben und ihnen einige deutsche Universitäten geöffnet — d. h. es ist von einer jeden einzelnen Universitätsbehörde abhängig, ob sie Frauen zum Studium zu lassen wollen oder nicht, wo es aber auch immer geschieht, betrachtet man sie nur als außerordentliche Hörer, sie werden nicht inscribirt und welches Studium sie auch erwählen mögen, es kann für sie kein Brodstudium werden, denn sie erlangen durch kein Examen das Recht zur unbeschränkten Praxis. Da man von den männlichen Studenten den vorher in aller Form absolvirten Gymnasialcursus verlangt, so ist es allerdings nur in der Ordnung, wenn man in dieser Beziehung mit den weiblichen keine Ausnahme macht und es ist also die nächste Nothwendigkeit daß für die Mädchen — und zwar von Seiten des Staates — Schulen eingerichtet werden, welche sie in gleicher, wenn auch der Weiblichkeit besonders entsprechender Weise auf die Universität vorbereiten, wie die Jünglinge.

Da man doch erkannte wie die Frauenhand und wie weibliche Hilfe gerade den Leidenden willkommen, so hat man zunächst durch die Noth im Kriege angeregt die Frauen zur Krankenpflege herangezogen und auch durch Frauenvereine Anstalten geschaffen, sie für diesen Beruf im Krieg wie im Frieden auszubilden. Man hat auch z. B. in Sachsen, darauf hingeführt durch eine Petion des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, die Institute für Geburtshelferinnen erweitert, so daß auch von dieser Seite her die Bahn des nothwendigen Fortschritts in obiger Richtung eingeschlagen ist.

War der Krieg von 1866 uur geeignet das Mitleid der Frauen aufzurufen und nach den Beweggründen der Humanität und den schmerzlichen Aufregungen der so unerwartet hereinbrechenden Ereignisse die Sehnsucht in ihnen zu wecken, da und dort mit lindern und helfen zu können, wie es das Bedürfniß des Augenblickes mit sich brachte: so waren die gewaltigen Ereignisse des Krieges von 1870 und 71 und der damit verbundenen Erhebung Deutschlands dazu angethan, den Patriotismus der Frauen zu entflammen und ein thatkräftiges Walten und Wirken auch in ihnen zu wecken. Und da gab es denn doch genug zu thun! Wir wissen Alle noch aus frischer Erinnerung wie die Zahl der Verwundeten und Kranken, der Gefangenen bald nach Tausenden zählte, wie, obschon der Sieg immer auf der deutschen Seite war und blieb, es überall genug Noth und Elend gab draußen im Felde, wo neben den Kampf mit dem Feinde auch Hitze und Kälte drohten und es beiden zu trotzen galt!

Wie viel haben da die Frauenhände gearbeitet und

geschafft, erst nur die Lazarethe auszustatten mit dem Nöthigsten zur Pflege für die verwundeten, dann mit Wäsche für sie, wie viel wollene Strümpfe u. s. w. gestrickt für die im Felde Frierenden, wie waren die Frauen unermüdlich im Sammeln, wie im Arbeiten, im Sorgen für die armen Familien der ausgezogenen Krieger, wie ersannen sie immer neue Unternehmungen, um zu all dem die nöthigen Mittel zusammen zu bringen, wie unterzogen sie sich den undankbarsten und schwierigsten Geschäften!

Dann, als der Tod die entsetzliche Ernte auf den Schlachtfeldern hielt und die schrecklichen Mordgeschosse Tausende von Männern trafen, ohne sie zu tödten — da eilten die Frauen als Krankenpflegerinnen und „barmherzige Schwestern“ in der That, wenn auch nur die wenigsten von ihnen den Orden dieses Namens angehörten, mit in das Feld zu dem schwersten Geschäft, das es geben kann, unter den rings um sie herrschenden grauenvollen Verwüstungen die Sterbenden aufzusuchen und zu erquicken, die Verwundeten zu verbinden und zu pflegen. Und wie da die heimischen Lazarethe sich füllten, wie große Eisenbahnzüge ankamen, die allein besetzt waren von den verstümmelten Opfern des Krieges — wie waren es da doch die zur Pflege bereiten Frauen, die von ihnen zumeist gesegnet wurden!

Aber — wir dürfen es nicht verschweigen! — auch dies ganz weibliche Geschäft, dies echt weibliche Walten ward den Frauen schwer genug gemacht, von den Männern einer gewissen Art, besonders als die erste Noth aber auch der erste Enthusiasmus vorüber waren, als man sich an Krieg und Sieg gewöhnt hatte und Alles anfing einen geregelteren Gang zu gehen. Nicht etwa seitens

der Verwundeten oder Gefangenen: es hat ihnen nie ein andres Zeugniß gegeben werden können, als daß sie den Pflegerinnen voll Dank und Achtung begegneten, daß sie der zarten weiblichen Hand den Vorzug gaben vor der rauhen männlichen, aber daß sie nie durch Wort oder Betragen sich gegen die weibliche Würde vergingen — : dagegen erschienen den Männern, deren Concurrentinnen die Frauen waren auch im Dienst der Humanität dieselben unbequem. Die höheren wie niederen Beamten in den Lazarethen und Gefangenenlagern hätten dann gern wieder ihr Feld allein behauptet, manche Officiere der anmaßenden, bramabrasirenden Art, die immer nur an's Befehlen gewohnt ist, wurden verdrießlich, wenn sie nicht auch den Frauen gegenüber diesen Ton anschlagen konnten — und wären nicht fürstliche Frauen unter diesen gewesen, deren Ansehen und Willen doch respectirt werden mußte und von denen einige in der That die größte Thätigkeit und Opferfreudigkeit entwickelten — man hätte von jener Seite noch weit früher die weibliche Hilfe zurückgewiesen. Galt es ja nicht allein die Pflege der Verwundeten, für welche allerdings nur die zu so schwerem Amt besonders berufenen, geschickten oder vorgebildeten sich eigneten und wo im Anfang wohl manche Dame im schnellen Enthusiasmus ein Amt übernehmen wollte, dem sie nicht gewachsen war und dadurch mehr Verwirrung als Nutzen stiftete — diese Dienste bestanden auch in der Ueberwachung der Lokale in Bezug auf Ordnung und Reinlichkeit, in der Verwahrung und Verwendung der Vorräthe, der Uebernahme der sogenannten „Liebesgaben“ die in Speisen und Getränken, wie in Sachen bestanden — durchaus weibliche Geschäfte, auf welche sie ja als ihr

eigentliches Amt sonst immer hingewiesen werden, wenn sie es wagen wollen, sich auf andere zu begeben. Die Jahrgänge der „Neuen Bahnen“ von 1870 und 71 sind angefüllt mit Berichten die „Aus dem Felde“, wie aus den verschiedensten Städten immer dieselben Klagen in dieser Beziehung brachten: wie man anfing der Frauen nicht mehr zu bedürfen, hätte man sie gern wieder heimgeschickt und machte ihnen, wo das nicht gleich ging, nach Kräften das Leben schwer. Es war auch hier die alte Geschichte vom Mohren, der seine Schuldigkeit gethan hatte und gehen konnte.

So auch in anderer Beziehung. Es fehlte überall an Lehrern, es fehlte an Beamten bei der Post und den Telegraphen bei letztern sogar so sehr, daß man ganze Telegraphenämter einstweilen einzog (die städischen in Berlin z. B.) — vergeblich erboten sich die Frauenvereine Mädchen, welche fähig waren dies Amt zu versehen und bis zur Prüfung von ihnen dazu vorbereitet, dazu zustellen, vergeblich wies man auf die große Zahl von Lehrerinnen hin, welche Stellen suchten —: man ließ die betreffenden lieber unbesetzt, als daß man sie den Frauen übertragen hätte — es schien man fürchtete die daraus entstehenden weiteren Consequenzen. So finden und fanden wir überall bis auf wenige Ausnahmen den Widerstand der Männer gegen den Eintritt weiblicher Elemente, in die von ihnen in den letzten Jahrhunderten — nicht etwa von je her — usurbirten Wirkungs- und Erwerbskreise — nur, wenn es gar nicht mehr anders geht und wo sie trotz allen Widerstandes sich ihren Platz erkämpft, wird er ihnen gelassen, aber fast auf jedem Gebiet unter ge-

wissen einschränkenden Bedingungen, wie man sie keinen Mann stellen und keiner sich ihnen unterwerfen würde.

Von den niedrigsten Fabrikarbeiter angefangen bis zum wissenschaftlichen Lehrberuf und Alles was dazwischen liegt mit eingerechnet, hält man an dem Grundsatz fest, daß die Frauen geringer zu bezahlen seien als die Männer und gewöhnlich haben es jene nur den Principien des Sparsystems zu danken wenn sie zu einem Erwerbsgebiet Zutritt finden, das bisher die Männer als das Ihrige betrachteten. Ueberall geschieht es noch, daß man entschieden bei vollständig gleicher Leistung von Frau und Mann oft aber auch noch wenn die erstere die letztere übertrifft, dieser noch gerne unterordnet und das selbstverständlich findet. Ueberall noch dominirt das männliche Element und wenn man herumfragt selbst unter denen, welche sich dem Anschein geben auf der Seite der nach höheren Bildungs- und Berufszielen strebenden Frauen zu stehen, so wird man bis auf einige wenige Ausnahme immer die Bemerkung machen, daß sie doch zu ihrem eignen Beruf den Frauen die Befähigung absprechen, oder wenn dies nicht geht sie darin doch niederzuhalten suchen. So wird der Arzt die Frau eher zu allen andern befähigt halten, als zur Ausübung der ärztlichen Praxis und doch müßte gerade er sich sagen, daß, da die männlichen und weiblichen Körper eine theilweis verschiedene Organisation mit verschiednen Functionen haben und der weibliche Körper sogar ein paar mehr hat als der männliche, in gar vielen Verhältnissen eine Frau denselben und seine Empfindungen und Leiden besser verstehen müßte, da es sich eben um Vorgänge handelt, die ein Mann gar nicht empfinden und darum nicht richtig

beurtheilen kann — wie wir ja auch verlangen daß Frauen nur Frauen und Kinder, Männer nur Männer und Kinder behandeln sollen. So suchen selbst die Lehrer immer den Lehrerinnen gegenüber ihre Männerwürde geltend zu machen, so hat man an allen öffentlichen, selbst Töchter=Schulen nur Direktoren, statt, wie doch viel richtiger wäre, entweder nur oder daneben eine Directorin und so ist es erst ganz neuerdings dahingekommen, auch den Lehrerinnen Pension zuzusprechen und hier und da bei besonderen Schulcommissionen ihnen mit eine Stimme zu geben. So zweifelt der Kaufmann — trotzdem, daß in dieser Sfäre hundertmal vorgekommen ist, daß sogar nur eine Wittwe, die allein durch die Erfahrung, ohne alle Vorbereitung das Geschäftsleben kennen gelernt, daß von ihrem Mann vielleicht heruntergebracht übernommene Geschäft wieder zu neuem Flor gehoben hat — doch daran daß eine Frau im Handel und in größeren Geschäften dasselbe zu lernen und zu leisten vermöge wie der Mann — und so geht es fort durch alle Stände und Branchen, je in seinem eignen hält der Mann die Collegenschaft der Frau für unangemessen, will ihr nur eine untergeordnete zugestehen, auch wenn er sie für jeden andern männlichen Wirkungskreis bald für diesen, bald für jenen geeignet erklärt. Bei dieser Gelegenheit geschieht es denn natürlich, daß von irgend einer Seite her nun jeder einzelne Beruf einmal als für die Frau passend erklärt wird und so wäre es am Ende zu jeder! So bleibt denn die Frage eine offene und muß es um so mehr bleiben, als bei den allerwenigsten Fächern, selbst in denen nicht, in welchen die Frau dem Manne bereits Concurrenz macht, beiden Geschlechtern die

gleiche Vorbereitungszeit gegönnt ward, noch ihnen die gleichen Lern= und Bildungsmittel geboten werden. Erst in den letzten Decennien hat man Fortbildungsschulen höheren wie geringeren Grades für Mädchen gegründet, Handels und Gewerbeschulen, Zeichnen= und Oekonomie=schulen u. s. w. Private und Vereine sind damit voran=gegangen und nachdem sie erst Jahrelang Widerspruch, Widerstand erfahren, folgen Staat und Gemeinde mit diesen Einrichtungen nach — so wird es auf allen Ge=bieten gehen! Die so für ihr Geschlecht wirkenden Vereine haben eben nur die Aufgabe Pioniere zu sein, gewisser=massen Versuchsstationen im Interesse der Frauenfrage zu errichten — : was da sich bewährt, muß dann später endlich doch der Staat, die Gemeinde je nach freiwilliger Einsicht oder gezwungen von den Verhältnissen ebenfalls gründen und einführen. Bis jetzt fehlt fast noch Alles für Mädchen was den jungen Männern von dieser Seite geboten wird, mühevoll und unter tausend Kämpfen, auf beschwerlichen Umwegen nur können sie irgend ein Bildungs= und Erwerbsziel erreichen. Man sagt die Kunst stände den Frauen ganz in gleicher Weise offen und von Rechts=wegen sollte es so sein, da gerade die Kunst dem weib=lichen Wesen unbestreitbar näher verwandt ist als dem männlichen — aber eigentlich ist es nur die Schauspiel=kunst in der die Bildungsmittel gleich sind und da ist es denn auch allbekannt, daß es gegenwärtig mehr große und treffliche Schauspielerinnen giebt als Schauspieler, mag dies auch mit darin seinen Grund haben, daß dem männ=lichen Genie noch alle andern Bahnen des Erfolges zu ruhmwürdiger Leistung sich öffnen, den Frauen vorzugs=

weise nur diese — so entkräftet dies nicht unsre Behauptung, sondern läßt es um so wünschenswerther erscheinen, daß ihnen vergönnt werde, auch auf andern Kunstgebieten den gleichen Wettkampf zu versuchen. Wenn auch in der Musik, z. B. in den Conservatorien die Bildungsmittel ziemlich gleiche sind, so ist es doch dann im Leben und seiner Praxis auch hier nicht der Fall — brauchen wir doch nur daran zu erinnern, daß ein Damen-Orchester erst von Schweden her und als eine ganz abnorme Erscheinung zu uns gekommmen ist. Auch die Kunstschulen, Akademien und Malerateliers, zu welchen die Frauen ja Zutritt haben, öffnen sich ihnen überall doch gewissermaßen nur unter erschwerenden Umständen, noch mehr ist dies bei der Bildhauerei der Fall und selbst der Schriftstellerin tritt noch das Vorurtheil hemmend entgegen, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher.

Das Vorurtheil! das ist es vor Allen das bekämpft werden muß bei Männern und Frauen — und es ist zunächst die Noth gewesen, die es bekämpfen half.

Wir haben gesehen wie die Bedürfnisse, die Ansprüche gewachsen sind, wie die Hausarbeiten der Frauen sich verringert haben und so das Haus kaum noch ein Zehntheil der weiblichen Kräfte in Anspruch nimmt und wie die dadurch überschüssigen meist in einer für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit gleich unwürdigen Weise verschwendet werden. Doch wir fordern nicht allein weil die Noth dazu drängt, sondern im Interesse des Gemeinwohls, der Humanität, der Sittlichkeit und der männlichen wie der weiblichen Würde, daß man die Frauen wie in der guten alten Zeit zur Arbeit erzieht wie die Männer, aber zur Arbeit, die, wo das Haus und die Familie

ihrer nicht bedarf, fröhlich und getrost hinausschreite auf den großen Markt des Lebens, an der Stätte, welche ihren Fähigkeiten und Neigungen die angemessenste ist sich selbst durch ehrliche Arbeit die Existenz zu erwerben auf irgend einer Stelle, durch irgend welche Leistungen sich selbst vor einem verlornen Leben zu behüten und ein würdiges, nützliches Glied zu sein der ganzen menschlichen Gesellschaft. Man frage die Tochter wie den Sohn: was willst Du am liebsten lernen und werden? und erwarte von jener nicht die für naiv geltende, in Wahrheit aber nur durch verkehrte Erziehung künstlich beigebrachte Antwort: „Heirathen und sein was Mama ist.“ — Soll ich erst noch erklären, daß auch ich mir ein weibliches Leben ohne Liebe kaum denken kann — daß ich es für das höchste Glück des Lebens halte zu lieben und geliebt zu werden und mit dem Geliebten einen Bund für's Leben zu schließen — soll ich es widerholen und mich auf mein eignes glückliches Liebe- und Eheleben berufen, nur um nicht mißverstanden zu werden und auf spottsüchtigen, verleumderischen Lippen das Wort zu ersticken als wollten wir durch Obiges uns zu den Verächtern der Liebe und Ehe, zu den Thoren gesellen, die von der Aufhebung der Familie fabeln und darin einen Fortschritt sehen möchten: Aber die Liebe und die Ehe kommen schon allein und ungesucht — und wehe wenn es nicht so ist, wenn sie eben nur gesucht kommen. Eine Liebe auf Befehl, auf Veranlassung entweder der Verhältnisse oder Ueberredung und Ueberlegung ist eben gar keine Liebe und eine Ehe ohne Liebe aus Berechnung geschlossen und sei's auch nur die, welche man den unter solchen Grundsätzen erzogenen Mädchen leicht verzeiht: um einen Beruf zu haben, seine

„Bestimmung zu erfüllen“, ist eine Blasphemie, wenn nicht noch ein schlimmeres Verbrechen, auf jeden Fall aber die tiefste Erniedrigung, die einem Weibe auferlegt werden kann. — Dafür und dafür allein die deutschen Mädchen zu erziehen, ist wahrlich eines Volkes sehr wenig würdig, das sich immer so viel gewußt hat mit der Reinheit und Gemüthlichkeit seines Familienlebens, denn die Ehe ist von vornherein unsittlich und das Haus ist unterhöhlt, wenn eines wie das andere gegründet worden auf Berechnung oder Herkommen, ohne Wahl und ohne Weihe. Dadurch aber eben wird die Ehe so erniedrigt, daß sie, oft von beiden Seiten, als ein Geschäft eine Handelsspeculation betrachtet wird und dadurch wird dem Mädchen alles höhere Streben und alle Kraft der Selbsterkenntniß und Prüfung der Fähigkeiten genommen, aller Muth, das Schicksal sich selbst zu gestalten, daß immer seine Blicke auf die Ehe als Lebensziel gelenkt werden. Es bleibt sich vollkommen gleich in Bezug auf Naturbestimmung und vom rein menschlichen Standpunkt, ob der Mann oder das Mädchen unverheirathet bleiben — und gerade in der Gegenwart haben unsere socialen Verhältnisse eine Gestalt angenommen, welche die Aussicht auf die Verheirathung als eine höchst zweifelhafte erscheinen läßt. Die Ansprüche, welche von beiden Seiten auf Comfort und Lebensgenuß gemacht werden, sind eben so groß, daß ein nur irgend überlegender, noch gar nicht darum egoistischer Mann nicht wagt, sich mit einer Frau zu verbinden, die seine Ausgaben so erhöhen würde, ohne irgend eine Einnahme beifügen zu können — aber selbst davon abgesehen, so wissen wir, wie allein durch den letzten Krieg, der die Zahl der Männer gerade in ihrer

Blüthe so entsetzlich lichtete, tausende von Mädchen auf Verheirathung verzichten müssen, weil eben ihre Zahl um so viel größer, selbst wenn alle Männer den Ehestand wählen würden Geht ihnen somit die Möglichkeit verloren zur Mitschöpferin einer Familie zu werden, so ist es ja sehr unlogisch, sie dafür zu erziehen. Nicht für die Ehe, für das Leben müssen in der Gegenwart die Töchter eine Ausstattung an Geschicklichkeiten und Kenntnissen, welche sie befähigen, sich selbst ihren Unterhalt zu erwerben, eine Ausstattung an Charakter vor allen Dingen, damit sie in sich selbst genug Halt und Stütze finden, um nicht erst bei andern Menschen eine solche suchen zu müssen.

Wenn der im deutschen Reich mit der römischen Herrschaft begonnene „Culturkampf" die Klöster aufhebt und das Cölibat für Tausende abschafft, so hindert er doch nicht, das wieder andere Tausende und aus andern Gründen freiwillig darin leben; wenn er die Frauen überhaupt aus den Klöstern treibt und ihnen den Wirkungskreis entzieht — barmherzige Schwestern für die Krankenpflege, Schulschwestern für den Unterricht, Klosterpensionate u. s. w. — den ihnen die katholische Kirche einst geöffnet und bisher bewahrt — so ist, sollten wir meinen, derselbe Staat, wenn er mit Recht eines Culturkampfes sich rühmen will, auch verpflichtet, wenn nicht diesen einzelnen, doch den Frauen in ihrer Gesammtheit auf der andern Seite auch wieder zu geben und zu ersetzen, was er ihnen auf der einen Seite genommen. Waren die Klöster für viele Frauen Versorgungsanstalten und Pfründen, so ist es im Hinblick auf das Alter schon hart, wenn diese nun dem Geschlecht entzogen werden,

so lange ihm nicht solche Stellungen eröffnet sind, welche, nachdem die betreffenden lange genug in ihnen gewirkt, dem arbeitsunfähigen Alter Pensionen bieten, noch härter aber ist es, den Tausenden von Frauen, welche — durch kein Gelübde und nicht immer durch freie Wahl — sich auf das Cölibat angewiesen sahen (da es mehr Frauen als Männer in unseren Staaten giebt und so lange geben muß als es Kriege giebt, welche Tausenden von Männern das Leben rauben, aber die Frauen verschonen) nicht nur die Versorgung, sondern den Beruf, den Wirkungskreis zu rauben, welchen die Klöster ihnen boten. Es kann mir nicht einfallen den Klöstern das Wort zu reden und Niemand wird wohl mir zutrauen, daß ich den Kampf gegen den ganzen Ultramontanismus und gegen „Rom in Deutschland“, mißbillige, da ich mich selbst daran, seit ich die Feder führe, betheiligt habe, damals, als es zugleich beinahe als Hochverrath und Umsturz galt, wie die Romane bezeugen, die ich schrieb (und die ich besonders der Jahreszahlen ihres Erscheinens willen hier verzeichne: „Schloß und Fabrik“ 1846. 2. und 3. Aufl. 1868, „Römisch und Deutsch“ 1847, „Cäzilie Telville oder Jesuiten und Pietisten“ 1852. 2. Aufl. 1870, „Eine Grafenkrone“ 1857, „Die Erben von Schloß Ehrenfels“ 1860, „Rom in Deutschland“ 1873.) Aber es muß immer daran erinnert werden, daß die Klöster, weil sie Institutionen sind, die sich eben ausgelebt und überlebt haben, durch andere, dem Guten, das sie einst boten und vertraten, entsprechende Institutionen ersetzt werden müßten. Einst waren die Klöster in den Zeiten roher Barbarei die Zufluchtsstätten für Gewerbe und Kunst, für Bildung und Wissen-

schaft und zwar für Frauen, wie für Männer, sie boten beiden Geschlechtern das Gleiche — sie erklärten nicht allein in den transzentalen Charakter christlichen Aufschwunges die Seelen von Frauen und Männern für den Himmel berufen, sie gaben ihnen auch die gleichen Bildungsmomente und die gleichen Rechte — die Nonnen webten, stickten, malten, spannen, schrieben, lehrten, pflegten die Kranken, die Aebtissin hatte die gleiche Macht wie der Abt — die gefürstete hatte sogar gleich ihm auf dem Reichstag Sitz und Stimme — solche Rechte, und zugleich das Bewußtsein, eine hohe Bestimmung zu erfüllen, dankten die Frauen der römischen Kirche. Sie wurden auch von den Priestern derselben nie zu gering geachtet sich ihrer Klugheit, ihrer Begeisterung, ihrer Energie, Opferwilligkeit zur Ausführung großer Pläne zu bedienen, sie wurden nie von ihnen zurückgewiesen, sondern ihre Hilfe dankbar angenommen, in alter wie in neuer Zeit —: und darin liegt nahe die Erklärung der oft ganz falsch beleuchteten Thatsache, daß ein großer Theil der Frauen zu den Ultramontanen, zu den treuesten Anhängerinnen Roms und seiner Priester gehört. Man hat sich in der Neuzeit über diese Erscheinung gewundert, man hat über sie zum Theil gespottet, zum Theil sie sehr ernsthaft als Argumente benutzt gegen die weibliche Fassungskraft, das weibliche Erkennungsvermögen überhaupt, als Argumente zu zeigen, wie die Frauen dem Denken das blinde Glauben vorziehen, wie sie willige Werkzeuge sind in der Hand sie fanatisirender Priester und man hat daraus weiter den Schluß ziehen wollen, wie nöthig es sei, aus eben diesen Gründen die Frauen

nieder und fern von der Ausübung jeden bürgerlichen Rechtes zu halten.

Aber ich frage: wenn es so ist: wer trägt davon die Schuld? Die Männer sind weiter vorgeschritten und haben die Frauen zurückgelassen, haben sie — in katholischen wie häufig in protestantischen Ländern — dem Einfluß der Geistlichkeit überlassen — denselben nur einen verletzenden Spott entgegengesetzt, der nur das Gegentheil von dem bezweckt, was er bezwecken will. Nicht die schlechtesten Eigenschaften der Frauen sind es, welche sie jenen Einfluß so zugänglich gemacht. Der Drang zum Idealen, der von dem Materialismus der Gegenwart sich stets abgestoßen, verletzt fühlt, der Wunsch etwas zu sein und zu leisten im Dienst höherer Interessen, die Wahrnehmung hier willkommen zu sein als Bundesgenossin und Gehilfin zu solchen Zielen — und daneben die Bemerkung von den Meisten Derer, welche an der Spitze des Staatslebens stehen, wie Derer, die sich auf der Seite der Opposition oder der Revolution oder einfach des Fortschrittes befinden nicht beachtet und auf Haus und Familie zurückgewiesen zu werden, dies Alles hat dazu gedient, daß sich die Frauen in großer Zahl halb bewußt, halb unbewußt auf die Seite Derer gestellt haben, denen der jetzige Culturkampf gilt. Die Staatsmänner, die Politiker ernten auch hier was sie gesäet. Es ist sehr wunderlich dagegen zu eifern und darüber zu spotten, daß die Frauen hier bald die eifrigsten Anhänger des Jesuitenordens waren, sich gern selbst zu Märtyrerinnen hätten machen lassen, wie sie in den Würdenträgern ihrer Kirche den gefangenen und entsetzten Bischöfen Märtyrer sahen — daß sie bald dort für innere Mission schwärmen

und den Pietisten die Hand zum Bunde reichen, daß sie mit einem Worte im Kampfe zwischen Staat und Kirche so gern auf der Seite der letzteren stehen. Was hat denn der Staat für die Frauen gethan? Volksschulen gegründet, in denen die Mädchen bis zur Confirmation den Knaben so ziemlich gleich unterrichtet werden — denn man kann sicher sein: es wäre nicht eine einzige weibliche Fortbildungsschule in's Leben gerufen worden, wenn nicht Private und vorzugsweise Frauen dies zuvor gethan hätten. Damit aber und mit den Pensionen für Beamten- und Officierswittwen glaubt der Staat seine Pflichten gegen die Frauen genügend erfüllt zu haben — in der Zeit die dazwischen liegt vom 14.—60. Jahre überläßt er sie der Fürsorge seiner Staatsbürger, den Vätern und den Gatten und wo diese fehlen sich selbst. Er fragt dann nur nach ihren Existensmitteln, um von ihnen die Steuern zu erheben, so gut wie von den Männern, aber ohne ihnen die Rechte zu gewähren, welche von diesen auch der geringste besitzt; er baut hier und da Armenhäuser und Hospitäler für sie und privilegirt sie in ganzen Häusern und Straßen zum gewerblichen Verbrechen. Für seine Söhne hat der Staat Schulen umd Bildungsstätten jeder Art gegründet und ist immer darauf bedacht, sie in ihrem Fortkommen zu fördern, ihnen Wege des Berufs und einer nutzenbringenden Thätigkeit zu eröffnen, ihre Kräfte für das Gemeinwohl in Anspruch zu nehmen. Er setzt voraus, daß Keiner ein Genüge darin finde nur für sein Weib, nur für eine Familie zu leben — aber die Frau soll nur für den Mann da sein, für das Haus und wenn auch beide dieser ausschließlichen Hingabe gar nicht bedürfen und

wenn auch — wir haben es tausendfach erlebt — unter solcher Erziehung und solchen Bedingungen die Frau nur ein Hemmschuh wird für den vorwärts strebenden Mann. Es wird immer noch fest gehalten an diesen Grundsatz wie an dem andern: über die Tausende von Mädchen, welche nicht Frau werden, zur Tagesordnung überzugehen und die Augen zuzumachen, damit man sie um so besser ignoriren könne.

Wenn je, wir wiederholen es, so hat jetzt der Staat, da er den Culturkampf begonnen, die Pflicht noch ein anderes Culturwerk auf sich zu nehmen und die Frauen auf eine solche Stufe zu erheben, daß auch sie davon Nutzen haben, und ihn erkennen, daß auch sie so mit ihn hineingezogen werden, daß er ihnen und damit dem Staat und der ganzen Menschheit zum Heil gereiche.

Es muß den Frauen Alles das, was ihnen von jener Seite gegeben ward, auch — nur eben auf anderem Gebiet und in anderer Weise — auch von dieser wiedergegeben werden, von der man es ihnen nimmt. Also: hatten sie in den Klöstern das Recht der Erziehung des Unterrichts, der industriellen Arbeit, der Krankenpflege, so berufe man nun die Frauen (natürlich meinen wir nicht dieselben) zu eben dieser nützlichen und sie selbst befriedigenden und selbstständig machenden Thätigkeit außerhalb der Klöster, wie es ja theilweise schon geschehen; aber noch mehr gebe man der noch Aufschwung zu idealen Zielen bedürftigern Frauenseele solche Ziele im Dienste der Humanität, man gebe dem äußeren Leben der Frau einen Halt und ihrem inneren einen Inhalt, wie ihn bis jetzt nur einzelne auf der Höhe ihrer Zeit stehende Frauen gefunden. Damit: ihnen den Halt zu nehmen,

den ihnen sonst die Kirche und die Priesterschaft boten, ist es nicht abgethan und nur wenig gewonnen. Man predigt ja von der Seite des Conservatismus und der Regierungen immer gegen alle revolutionären Bestrebungen den Gemeinplatz: Man dürfe nicht niederreißen, wenn man nicht auch aufbauen könne und wolle — so richte man sich denn auch jetzt und hier danach.

Kommen wir wieder auf unsern Anfang zurück und verlieren wir uns nicht jetzt schon in Betrachtungen der Zukunft, da dieser Abschnitt der Gegenwart gehört.

Es ist, wir haben es schon oft gesagt, nicht die Frage des Erwerbes, die wir bei den Bestrebungen im Interesse unsers Geschlechtes in den Vordergrund stellen, diese drängt sich nur zuerst auf und ist in Zeitverhältnissen, welche die materiellen Interessen als Hauptsache betrachten, den Zeitgenossen am plausibelsten zu machen. Sie ist auch als Fundament der weiblichen Selbstständigkeit zuerst zu betonen, denn wer zu seinem Fortkommen in der Welt einzig und allein auf die Hilfe Anderer angewiesen ist, kann ja niemals zum Vollgefühl der eigenen Kraft, noch der Würde der Unabhängigkeit und damit des wahren Menschenthums kommen. Die Hauptsache ist, die in den Frauen schlummernden Anlagen zu entwickeln, Charaktere zu bilden, ihr Leben inhaltvoll und nutzbar zu machen für sie selbst und für Andere.

Wir schilderten schon wie in der Gegenwart so viele Mädchen die Zeit vertändeln mit Stickereien, die viel kosten und wenig nützen, nicht einmal immer gefallen, mit einem Dilettantismus, welcher selten zur wahrhaft harmonischen Bildung führt, sondern meist berechnet ist, damit kokettiren zu können, wie sie oft nur von einem

Vergnügen zum andern eilen, was man „die Jugend genießen“ nennt, und wie selbst die Hausfrauen in einem arbeitslosen Hausstand ihre Zeit nicht viel besser anzuwenden wissen — wie die tiefer angelegten Naturen Gefahr laufen, sich unbefriedigt und unglücklich zu fühlen, die oberflächlichen aber ihr Sinnen und Denken auf lauter Nichtigkeiten zu richten.

Nun kann man unsrer Zeit trotz aller Unbeschäftigtheit der Mädchen und Frauenwelt nicht eben den Vorwurf machen, daß die viel gescholtenen „Romanideen“, daß die Liebe mit ihren Schwärmereien und hochgehenden Erwartungen eine große Rolle in ihr spiele — man hört viel seltner von „unglücklicher Liebe“ als von unglücklicher Heirath, man findet bei unsrer Mädchenwelt viel seltner die Sehnsucht nach einem gleichgestimmten Herzen, nach Sympathie der Seelen und Liebesglück als vielmehr nur den Wunsch der Eitelkeit, zu gefallen und Freier zu finden, die Sehnsucht nach einer „vortheilhaften Partie“ — das entspricht dem herrschenden Zeitgeist, denn „der Profit regiert die Welt“ — ! Wird das auch den jungen Mädchen nicht mit so dürren Worten gesagt, so wird es ihnen doch unter der Verhüllung lebenskluger Regeln geflissentlich beigebracht. Der Werth des Geldes und zwar nicht dessen, das man selbst durch Fleiß und Arbeit erwirbt, als vielmehr solcher Mittel, über welche man ohne Arbeit verfügen kann, der Werth von Vermögen und Capital wird sogar den jungen Mädchen schon als Grundpfeiler allen Lebensglückes hingestellt, daß sie viel häufiger in ihren müssigen Stunden davon träumen, wie schön es sein müsse, in das Haus eines Gatten einzuziehen, darinnen ihnen eine Reihe elegant

eingerichteter Zimmer, dazu die nöthige Dienerschaft zu Gebote steht, wo sie über seidne Kleider und Sammetmäntel, Conzert- und Theaterbilletts noch nebenbei verfügen und im Sommer schöne Reisen machen können, als daß ihr Herz höher schlage vor Sehnsucht nach einer Liebe, die dasselbe ganz ausfüllt durch Seelenharmonie und Gegenliebe und der gegenüber alle anderen Freuden und Genüsse ihren lockenden Glanz verlieren! Und wenn wir im Anfang schilderten, wie die unbeschäftigten Frauen, die sich von ihrem Gatten vernachlässigt vorkommen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht in eines andern Mannes Freundschaft oder Liebe oder auch nur Unterhaltung Ersatz zu suchen und zu finden, Gefahr laufen, so müssen wir auch hinzufügen, daß sie in der gegenwärtigen Zeit oft noch weit mehr die sich ihnen bietende Muße zu Plänen verwenden — wie sie um die Bedürfnisse des Luxus zu befriedigen, ihre Einnahmen vermehren können Aber auch nicht durch Arbeit — das, meinen sie, entspräche ihrer Stellung nicht und der Gemahl würde es mißbilligen — aber die kleinen oder großen Ersparnisse, das eigne Kapital wie den zurückgelegten Nothpfennig, zum Actienankauf und zum Börsenspiel zu verwenden, damit sich Alles verdoppele und verdreifache — das ist ihr Sinnen und Denken und Thun! Frauen aller Stände und aller Lebensalter, junge wie alte Mädchen, verheirathete Frauen, wie Wittwen, Mütter im Interesse ihrer Kinder, ja selbst Großmütter, alte Frauen, die sonst so bedächtig und sorglich ihr Vermögen anlegten und mit den geringen, aber sichren Interessen zufrieden waren — sie alle wurden zu Tausenden angesteckt von der über Deutschland hereingebrochenen

Schwindelperiode. Sie, die es sonst nicht der Mühe werth hielten, eine Zeitung zu lesen und denen man spöttisch nachsagte, daß sie in ihnen nur die Familiennachrichten und höchstens die Plaudereien des Feuilletons gelesen — sie studirteu jetzt in ihnen den Curszettel und die Einladungen zu neuen Actienunternehmungen. Das Trockenste von allen, was die Zeitungen zu bieten hatten, dasjenige, was bisher der „zarten Weiblichkeit" am Fernsten gelegen, das todte Zahlengebiet war plötzlich zu ihrer Domaine geworden! Und Niemand verargte es ihnen so lange sie glücklich speculirten, im Gegentheil, manche Männer belächelten sogar diejenigen Frauen, als in veralteten Anschauungen befangen, welche ihre alten Staatspapiere und Hypotheken nicht auch gegen neue Actienpapiere umsetzten — und erst als das Unglück da war, als es sich zeigte, daß die kühnen Spielerinnen ihr Kapital verschwendet und sich indeß selbst an jede andere Verschwendung zu Luxusgegenständen gewöhnt hatten, erst da entsetzte man sich, daß sogar Frauen sich zum Börsenspiel herbeigelassen. Da vergaß man, daß man sie erst mit dazu ermuntert, da bedachte man nicht, daß man es ihnen gerade um deshalb viel eher hätte vergeben sollen, als den Männern, weil diesen ja alle Mittel und Wege offen stehen, sich Kenntnisse zu erwerben und durch sie wie durch eigne Kraft und Arbeit sich geachtete und einträgliche Lebensstellungen zu erwerben, indeß man den Frauen dies Alles vorenthielt, es für unweiblich, unschön und unpassend, mindestens in vielen Lebenslagen erklärte, wenn sie sich um Arbeit und Erwerb bemühten. Eben dies, wie die innere Leere, die Unbeschäftigt-

heit, das Ausgeschlossensein von großen Lebensinteressen hatte sie auf diesen Abweg geführt.

Man verdammte sie mehr als die Männer — und doch hatten sie hundert Entschuldigungen, wo der Mann kaum eine hatte — und das war gewöhnlich die: daß er sich in den Schwindel gestürzt, um die Ansprüche an den Luxus zu erfüllen, den Frau und Töchter trieben — wären aber diese nach dem Grundsatz erzogen gewesen. daß es für sie einen höheren Lebenszweck gäbe als allein sich und das Haus zu schmücken, hätten auch sie gelernt, sich selbst zu erhalten, so fiele damit auch diese Entschuldigung hinweg.

Aber, wir wiederholen es noch einmal: nicht allein auf den Erwerb ist es bei unsern Bestrebungen abgesehen. Im Gegentheil! Gerade uns mit unseren Erinnerungen an eine Vergangenheit in der man einer Kunst oder Wissenschaft aus innerem Drange sich widmete, ohne erst zu fragen: ob man damit eine einträgliche Carrière gewählt, wo man schrieb um zu schreiben, sich selbst zu genügen und weil man etwas zu sagen hatte — nicht aber nur für's Geld, ja, wo man am Anfang einer literarischen Laufbahn schon froh war, nicht allein sich gedruckt zu sehen, sondern ein Organ zu haben seine Ansichten auszusprechen und wo es noch als Wagniß und als kühnes Heraustreten aus dem Kreise der Weiblichkeit galt, wenn man sich mit seinen Namen in die Oeffentlichkeit durch die Presse wagte — uns hat es unzähligemale verletzt, wenn heutzutage die Frauenhand die Feder nur ergreift, um damit Geld zu verdienen und wenn selbst Gedichte und Artikel im Interesse der eignen Meinung, gelte sie nun dem politischen oder dem weib-

lichen Parteistandpunkt, nur im Hinblick auf das Honorar geschrieben und eingesandt werden — es hat dies immer etwas unendlich Verletzendes, Herabziehendes und nichts könnte mir ferner liegen, als auch in Bezug auf die höhere weibliche Entwickelung die materiellen Interessen an die Spitze zu stellen. Wer einer Kunst oder einer Wissenschaft — und ich rechne hier das rechte schaffende Schriftstellerthum mit hinzu — wer einem edlen Beruf, wie z. B. der Lehrberuf sich widmet, ohne zugleich den inneren Beruf dazu mitzubringen, d. h. den Wunsch und Drang, auf diesem Gebiete zu wirken, gleichviel ob man es nöthig hat dabei auch an den Erwerb zu denken oder nicht, als vielmehr an das, was man dadurch anderen zu geben und für das Allgemeine zu leisten gesonnen ist — der wird, ob Mann oder Weib, in diesem Berufe auch niemals das Höchste erreichen, weil diesem Streben die wahre Weihe fehlt. Es handelt sich aber nicht darum allein, dem Weibe einen Erwerb, als vielmehr eine Mission zu geben und zu sichern.

Es genügt nicht, wie man lange Zeit gethan, die Liebe und das erhaltende Wirken in Haus und Familie als solche zu bezeichnen. Gerade an der Liebe in ihrer ganzen Hohheit und veredelnden Kraft versündigt man sich am Meisten dadurch — denn wo sie nicht mit einem gebildeten von hohen Idealen genährten Geist zusammenhängt, wo sie nichts ist als der menschliche Drang der Natur nach Ergänzung und darum nicht wählerisch in Bezug auf ihrem Gegenstand, da kann sie unmöglich ein ganzes Dasein ausfüllen und verklären und selbst in der Ehe weder dem einen noch dem andern Theil Befriedigung gewähren, auch nicht der Familie zum Segen werden.

Denn eine oberflächliche beschränkte Gattin, die eben dadurch, daß sie Mutter geworden, auf einem Ehrenplatz unter ihrem Geschlecht Anspruch machen zu können meint, aber unfähig ist, ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, verfehlt auch ihre Mission in der Familie.

Wie die Kirche, in'sbesondere die christliche, Frauen und Männer zu gleicher Mission berief: sich selbst zu veredeln, sie die Brüder und Schwestern in dem erreichbaren Kreis der Gemeinde zu Ehren der Kirche und zur Ausbreitung des Reiches Gottes: so sollte jetzt der Staat das gleiche thun — wie wir es ausdrücken wollen: zu Ehren des Staates und zur Ausbreitung des Reiches der Humanität.

Unser deutsches Reich sollte es nicht verschmähen, auch den Frauen eine solche Mission zu übertragen.

Als der Krieg kam und der Ruf zum Kampfe und Schutze des Vaterlandes an alle wehrhaften Männer erging: da forderte man damit ja auch viel von den Frauen, denn man forderte zunächst ihre Väter, Gatten, Söhne, Geliebten, Brüder — man legte ihnen damit ein entsetzliches Martyrium auf, weil es viel schwerer ist, still und unthätig daheim die Angst um ferne Lieben zu tragen, als wie selbst thatkräftig sich mit in die Gefahr zu stürzen. Man forderte, daß sie dem Vaterland freudig dies schwere Opfer brachten, man wandte sich an ihren Patriotismus, da man auch seiner bedurfte. Gleichwohl war vorher wenig, oder so gut wie nichts gethan worden, diesen Patriotismus zu nähren. Die Frauen, fern gehalten von allen öffentlichen und Gemeindeangelegenheiten, unberücksichtigt, oder wo es geschehen, meist nur zu ihrem Nachtheil von der Gesetzgebung, ausgeschlossen von allen

Bildungsanstalten, welche der Staat nur für seine Söhne errichtet und so von allen Rechten in ihm, nur nicht vom Recht der Steuerzahlung — von ihren eignen Männern oft geflissentlich und noch öftrer von den Erziehern in Schule und Haus in Unkenntniß gelassen über die Vorgänge der Politik — : sie hatten allerdings im Grunde sehr wenig Veranlassung, patriotisch zu sein und alle die Opfer zu bringen, die man jetzt von ihnen forderte. Daß sie es dennoch waren — auch diejenigen, die immer ein Herz für ihr Vaterland gehabt und nicht erst der Anregung ihrer Männer und — der Mode dazu bedurften, spricht am Besten für das warme Gefühl und die Begeisterungsfähigkeit der Frauen, die sich noch in jeder großen Zeit bewährte, spricht noch mehr für ihre Uneigennützigkeit, ihre Selbstlosigkeit, ihre Großmuth.

Daß sie nun doch, wie wir schon erwähnten, ihre Aufopferungsfähigkeit so glänzend bewährten und was in ihren Kräften stand, thaten, das Elend des Krieges zu mildern und ihre weibliche Hilfe zu bieten — das hätte auch einen größeren Spielraum dazu verdient, als man gewährte, das hätte dann nicht der Belohnung durch Medaillen und Orden bedurft, wohl aber der Anerkennung, die darin geruht nun auch im Frieden diese Kräfte im Dienst des Vaterlandes und der Menschheit zu verwerthen. Statt dessen schickte man dann gern die Frauen wieder nach Hause und verwieß sie in die alten Schranken. Die immer mächtiger werdende Herrschaft des Militärismus und auf der andern Seite die durch den Krieg großgezogene Rohheit und Sittenverwilderung, zeigten sich dem Hervortreten und Berücksichtigen

des weiblichen Elementes sehr wenig günstig. Es kam dazu eben jene Zeiten der Gründungen und eines gewissen selbstgefälligen nationalen Uebermuthes, deren wir bereits gedacht.

Nur der deutschen Dichtung und ihrem Schiller und seinem Cultus in Schule und Haus, nicht aber den staatlichen und socialen Berücksichtigungen, haben es die Frauen und hat es auch wieder der Staat zu danken, wenn sich bei ihnen Blüthen und Früchte patriotischer Begeisterung zeigten. Aber daß die Theilnahme der deutschen Frauen an der Politik eine so geringe, daß sie für sie oft keine Interesse und kein Verständniß haben, daß sie in dieser Beziehung hinter den Frauen fast aller andern civilisirten Länder zurückstehen, das hat auf der einen Seite vielleicht die frühere deutsche Kleinstaaterei und die Philisterhaftigkeit häuslicher Erziehung und der Vorstellung, daß sich eine Frau, die sich um Politik bekümmere, schon der Unweiblichkeit verdächtig mache, verschuldet, als vielleicht auch, — obwohl „unbewußt“ — die sehr trivial klingende und doch gewissermaßen berechtigte Alltagsmoral: was geht mich der Staat an, der mich nur als untergeordnetes Wesen betrachtet? was habe ich davon, wenn mein „Volk“ groß dasteht und neue Rechte erhält, so bald ich unter dem Begriff „Volk“ nicht mit zähle, sondern nur die Männer, sobald man nur Bürger und nicht Bürgerinnen kennt und die Frauen unberechtigt bleiben?

Und darum — obwohl meistentheils auch noch unbewußt — stürzten sich die Frauen in Zeiten politischer Aufregung und Erhebung, wie z. B. 1813, 1830, 1848 und 1870 auch mit in den Strom der Politik: durften

die Männer hoffen, deutsch und frei zu werden und eine bessere Zeit heraufführen zu helfen: so konnten ja auch die Frauen ihr Theil mit fordern und zu verdienen trachten? Aber schon vor dreißig Jahren schrieb ich in diesem Sinne: „die Zeiten stehen nie still und Geschichte wird alle Tage!“ Es war uns schon damals und ist auch noch heute eine traurige Wahrnehmung, daß die Frauen, die in solchen Zeiten, z. B. enragirte Zeitungsleserinnen wurden, nachher wieder zurücksinken in die alte Apathie. Wenn das auch jetzt abermals so gekommen, wo im deutschen Reich ja sogar der weitaus größte Theil der Männer befriedigt durch die deutsche Einheit und die geachtetere Stellung Deutschlands dem Ausland gegenüber nun alles Weitere dem Reichskanzler in Berlin überläßt und nur den materiellen Interessen nachgeht — so ist, das zwar nicht zu verwundern, aber immer traurig genug!

In der Hand der Frauen liegt ja immer ein großer Theil der indirekten Macht, an deren Ausübung sie noch keine Macht der Erde hat hindern können: nicht allein vermag die Mutter ihre Kinder, auch die Freundin, die Geliebte, die Gattin, den Mann zu beeinflussen — es geschah und geschieht das überall durch natürliche, durch erlaubte, wie durch unerlaubte Mittel, und weil man dies weiß, hat man es unzählige Male schon ausgesprochen: wie wichtig es um dieses Einflusses willen sei, die Frauen in den edelsten Grundsätzen zu erziehen, zu bilden und zu befestigen. Aber es wäre wirklich an der Zeit, daß man dieser Einsicht gemäß nun auch in der That die weibliche Erziehung leitete und daß man diesen indirekten Einfluß der Frauen, auch als einen direkten Eingang gestattete. Man

würde dann nicht mehr erleben, daß Frauen zu niedrigen Mitteln, zu Koketterie und sittlicher Entwürdigung, zu Intriguen jeder Art ihre Zuflucht nehmen, um einen Mann zu gewinnen, den sie nach ihrem Sinne leiten und *durch* ihn in größeren Kreisen wirken können!

Man gebe allen Frauen diese Möglichkeit sich nützlich zu machen und den Männern *gleich geachtet* zu werden nicht allein in der Familie, sondern auch in der Gemeinde, im Staate. Nicht um das männliche Element zu *verstärken*, vielmehr gerade um es zu *paralisiren* durch das *weibliche*. Was die Frau der Familie zu sein vermag, das vermöge sie auch einem größeren Gemeindekreise zu sein, nicht etwa auf *Kosten*, sondern gerade durch *Entfaltung der edelsten Weiblichkeit*. Nicht um des Erwerbes und im Dienste spezieller eigener Interessen, sondern um der inneren Befriedigung willen, die nur im Wirken für Andere liegt und im Dienste der Humanität sei der Kampf aufgenommen für die veränderte Stellung der Frau!

Im Zeitalter der materiellen Interessen ist ihr von dieser Seite auch zuerst die helfende Hand geboten worden. Die Maschinen, die Fortschritte der Industrie und ihrer Cultur, haben die Frau von unzähligen untergeordneten, schmutzigen und schädlichen Arbeiten befreit, ihr auch manche zierliche, der Kunst sich nähernde entzogen, die Maschinen haben ihr Concurrenz in fast allen *Handarbeiten* gebracht und sie genöthigt, nun auch mit dem *Kopfe* statt mit der Hand zu arbeiten, wenn sie nicht zurückbleiben will hinter den Forderungen der Zeit. Der Dampf hat Unmöglichscheinendes möglich gemacht — *auch*

für sie — die Eisenbahnen haben auch ihnen die Welt geöffnet. Die Einengung der alten Zeit, der kleine Horizont von früher, die Ansicht, daß die Frau als Schnecke an ihr Haus gefesselt sei, wie die, daß sie überall außerhalb desselben einer Aufsicht, eines männlichen Schutzes bedürfe, daß sie ein Wagniß begehe, wenn sie ohne einen solchen sich unter fremde Menschen begebe — diese und noch viele andere Vorurtheile sind bereits in der Gegenwart gefallen und fallen täglich mehr, sammt all den lächerlichen und beleidigenden Schranken, mit denen man die „Weiblichkeit" sichern wollte und damit gerade sie jedes wahren Werthes beraubte.

Die Industrie webte die erste Siegesfahne der Frauen.

Der Dampf, der Weltbezwinger, der die Völker zu einander brachte und durcheinander rüttelte und sein „erwacht!" durch die Welt rief: er rief es auch den Frauen zu!

An ihnen war und ist es nun auch diese helfenden Mächte zu benutzen. Die Eisenbahnen haben nicht nur die Männer verbrüdert — sie haben auch die Frauen verschwistert! Sie lernten sich kennen aus nah und fern, sich und ihr Sehnen und Streben und ihre Macht. „Wir müssen nur wollen!" rief einst ein großer Volksführer seinem Volke zu.

Wir müssen nur wollen! ist auch das Losungswort für die Frauen.

Es ist aber noch nicht viel was durch die Vereinigungen von Frauen, die sich vor 11 Jahren aufrafften „zu wollen" und ihre eigne Sache zu führen an wirklichen Erfolgen erreicht worden — aber es ist unendlich viel

mehr, als das was man vor 11 Jahren nur zu fordern und zu denken, geschweige denn nur auszuführen wagte —

Indem wir voraussetzen, daß unsere Leser diese Erfolge kennen oder wenn dies nicht der Fall, indem wir bitten sie in den 11 Jahrgängen der Neuen Bahnen nachzulesen, werfen wir noch einen Blick auf die häusliche Mädchenerziehung.

Zur häuslichen Mädchen-Erziehung.

Wenn wir unsrer Betrachtung der Gegenwart einige Winke zur häuslichen Mädchenerziehung zufügen, so meinen wir sowohl damit die Erziehung im Hause, wie für das Haus, und wollen hier nicht vom Kindergarten, der Schule, dem Pensionat sprechen; nicht etwa, daß wir davon absehen, weil wir diese der Mädchenbelehrung und Bildung gewidmeten Anstalten unterschätzten, auch in ihrem erziehlichen Einfluß. Allein es wird über sie gerade jetzt so viel geschrieben und verhandelt, daß es uns angemessen scheint, auch einmal an die häusliche Erziehung zu erinnern, weil in manchen Familien die Ansicht einzureißen droht, es genüge, ihre Kinder in den besten Kindergarten und die beste Schule zu schicken, um sie zu guten, nützlichen und glücklichen Menschen werden zu sehen, während wir der Ansicht sind: das Beste hierzu müsse doch im Hause geschehen.

I. Die Spielzeit der Mädchen.

Wie im Kindergarten die Spiele eingetheilt sind in Bewegungsspiele — womöglich im Freien — wie in Phantasie- und Handarbeitsspiele beim Stillsitzen im Zimmer, so möge es auch damit gehalten werden, bis das Ende der Schulzeit näher herangerückt ist. Nicht allein, weil das Leben ohnehin bald genug ernst und

arbeits- und sorgenvoll wird, gönne man den Mädchen die harmlose Spielzeit, sondern auch um ihres physischen und psychischen Gedeihens willen — nur im rechten Wechsel von Arbeit und Genuß, von freier Entfaltung und einsichtsvoller Leitung des Willens und der Kraft vermag ein Charakter zu jener Harmonie zu gelangen, die das Gesetz der Welt und somit auch das alles menschlichen Seins und Lebens ist.

Die Spiele des Kindergartens, diese symbolischen Bewegungsspiele mit ihren sinnigen Liedern, diese Bauklötzchen und farbigen Bälle und Flechtarbeiten sollen den ersten Grund zu dieser harmonischen Entwickelung legen und mögen immerhin aus dem Kindergarten mit hinüber genommen werden: aber weder Eltern noch Kinder dürfen sich daran genügen lassen.

Da ist denn nun das Hauptspielwerk für die Mädchen: die Puppe.

Wir wollen nicht so grausam sein, den Mädchen alle Puppen zu entziehen, die Puppen überhaupt ganz aus der Welt zu schaffen, wie neuerdings von denkenden Frauen und Müttern vorgeschlagen ward; aber wir wollen doch zur Vorsicht rathen bei der Wahl der Puppen und auf den Einfluß aufmerksam machen, den auf die weibliche Charakterentwickelung gerade die Puppe hat — so seltsam dies klingen mag.

Der Realismus ist leider die Signatur unserer Gegenwart, und so hat er sich denn auch des Spielzeugs bemächtigt und unsere, bis zur Kunst fortgeschrittene Industrie gefällt sich darin, alles Wirkliche nachzuahmen und so alle Moden der Erwachsenen auch auf die Puppen-

welt zu übertragen, alle Hausgeräthe in minutiöser Form nachzubilden.

Man muß in der That selbst über diese Puppen staunen, die als Wiegenkinder schreien, die Augen öffnen und schließen, mit Armen und Beinen zappeln oder „Papa" und „Mama" sagen, im Zimmer umherkriegen oder eine Fülle von Haaren haben, aus denen jede beliebige Frisur sich herstellen läßt — man muß lächeln über diese Küchen mit Spiritusfeuerung in Maschinen und Kochherden, mit allen nöthigen Kochgeräthen und Vorräthen der Speisekammer; echten Schinken, die nach Zollen messen, Flaschenkörbchen mit echten Champagnerflaschen u. s. w. — man kann sie reizend finden, diese Puppenhäuser mit dem elegantesten Salon, indem weder die Stutzuhr, noch das Album auf dem Lesetische, wie das Schlafzimmer, in dem weder das Waschservice, noch die Wachsstockschachtel von Silber fehlt, und Alles nach neuester Façon — und ebenso kann man diese Puppendamen anstaunen, die nach der neuesten „Modenwelt" gekleidet sind und einen Koffer mit vollständiger Garderobe für jede Saison besitzen: — aber es sind doch zwei sehr wichtige Bedenken dabei:

Das eine: daß der Phantasie Nichts mehr übrig bleibt hinzuzuthun, daß ihr jede Arbeit erspart wird und sie so ungeübt verkümmern muß;

das andere: daß durch das Puppenspiel der Mädchensinn nur auf Aeußerliches gelenkt und mit Gewalt darauf hingedrängt wird, an Mode und Luxus Gefallen zu finden und die eigenen Bestrebungen und Wünsche allein auf dies Gebiet zu concentriren.

Das eigentliche Spiel, wie sein Zweck hören fast auf

bei dieser Nachahmung des Wirklichen. Statt die eigene Kraft zu üben, selbst zu denken, zu erfinden, zu schaffen, wird dieselbe eingeschläfert und an die Stelle belebenden Interesses tritt sehr bald Langeweile. Daher kommt es, daß gerade diejenigen Mädchen, welche die schönsten und vollständigsten Puppen und Spielsachen haben, des Spiels damit am schnellsten überdrüssig werden, oder immer noch mehr und Neues verlangen, mit anderem einfacherem Material aber gar nichts anzufangen wissen; sie dünken sich zu vornehm und klug dazu, dasselbe zu benutzen, sind aber in Wahrheit nicht allein zu verwöhnt, sondern vielmehr zu dumm, zu phantasie- und gedankenlos, sich Etwas anders vorzustellen, als es in Wirklichkeit ist, sich mit Händen greifen und auf den ersten Blick mühelos erkennen läßt. Durch dies Ertödten der Phantasie wird der Grund gelegt zu der künftigen, sich selbst und Andere langweilenden Damenwelt, deren Interessen sich nur um realistische und materielle Dinge drehen, die im besten Falle nur Sinn haben für Kinder, so lange sich dieselben auch nur als neue Puppen betrachten lassen, und für die Küche, so lange es nur darin anzuordnen gilt; im schlimmeren für den Salon und Alles, was von Putz, Mode und Luxus damit in Verbindung zu bringen ist.

Will uns vielleicht manche Mutter widersprechen und sagen: ihr Töchterchen verliere ihre Zeit nicht beim Spiel mit ihrer eleganten Puppe, all' deren moderne Anzüge als Ball- und Salondame oder im Haus und Negligé seien von den eigenen Händchen gefertigt, so geben wir gerade ihr zu bedenken, wie das kleine Mädchen, das die Anzüge der Erwachsenen und der Modezeitungen studirt, um sie an der Puppe zu probiren, dadurch am sichersten

sich zur künftigen Modenärrin vorbereitet, zur Verschwenderin, der, wie erst für die Puppen, dann für sich selbst nichts gut und elegant genug ist, zu einem Geschöpf, mit einem Worte, das kein höheres Interesse kennt, als das der Mode und des Luxus, das ihm nur Zeit und Jugend opfert — vielleicht sich selbst in einer aus Berechnung geschlossenen Ehe oder in einem noch unwürdigeren Verhältniß.

Man verklagt die Mädchen so oft um ihrer Aeußerlichkeit, ihres beschränkten Horizontes willen — und bedenkt nicht, daß man in der Kinderstube selbst den Grund dazu gelegt.

Viel ungefährlicher als diese realistischen, sind die idealistischen Spielsachen: die Theaterpuppen und Puppentheater; hier wird das subjective Element in den Hintergrund und dafür das objective in den Vordergrund gedrängt — das Mädchen identificirt sich nicht mit den Puppen, es regiert sie und steht darum über ihnen. In einer romantischeren Zeitrichtung, als die jetzige, fanden unsere Classiker in den Hauptpersonen ihrer Werke sich in den Puppen und Spielen der Mädchen vertreten, und jene oft eigenhändig historisch richtig und glänzend zu costümiren, war ein poetischeres und selbstloseres Vergnügen, als das Befragen des Modejournals für die Puppentoiletten, und übte nicht minder die kleinen Hände.

Viel mehr aber als das Spiel mit der Puppe möchten wir die Beschäftigung mit Blumen und Thieren als Freudenquelle empfehlen, wo das passend ist. Ein wenig Gärtnerei zu treiben im Garten oder im Zimmer, fördert den Natursinn, ohne welchen auch später kein reiner Naturgenuß möglich ist, und die Fürsorge für Thiere

zu übernehmen, seien es Hühner oder Kaninchen im Hofe, sei's ein Hund im Hause, eine Katze, ein Vögelchen im Zimmer, giebt gerade Gelegenheit, den edelsten Trieb der weiblichen Natur zu entfalten: für Andere zu sorgen, zu schaffen, sie zu behüten, zu lieben. Natürlich darf das nicht in jene Hyperzärtlichkeit ausarten, welche die Thiere nur quält, statt ihnen wohlzuthun; sondern es muß darin jene Liebe vorwalten, die dem geliebten Gegenstande seine Wünsche ablauscht und sie zu befriedigen sucht.

Das Mädchen, das ihr Vögelchen gut abwartet, die brütende Henne behütet, die Katze und den Hund füttert, wird dadurch die eigene Liebesfähigkeit steigern, sich zur Rücksichtnahme auf Andere für alle Zeit gewöhnen.

Ueberhaupt: es ist durchaus nicht nöthig, das man die Mädchen beständig zum Spielen anleite, sondern nur, daß man ihnen Zeit und Gelegenheit dazu gebe, sie still gewähren lasse und nicht immer dabei beobachte — denn ohne Freiheit und Selbstbestimmung geht nicht nur die Freude am Spiel, sondern auch das Beste seines bildenden und bestimmenden Einflusses auf den Charakter verloren.

Auch die Mädchen sollen und müssen jetzt viel lernen und darum bedürfen auch sie mehr als ihre Vorgängerinnen der Zeit zur Erholung und zum Spiel. Stetes Sitzen bei Schul- und Handarbeiten oder am Piano gefährdet ihre Körper- wie Geisteskräfte — darum laßt auch sie sich spielend tummeln in Hof und Garten, so viel als möglich, und gönnt ihnen nicht allein regelmäßige Spaziergänge auf besuchten Promenaden, sondern sucht ihnen Gelegenheit zum ungezwungenen Umhertummeln zu verschaffen, am liebsten auf dem Lande, in Wald und Feld.

II. Häusliche Beschäftigungen.

Das Schlimmste, was der Kindheit und Jugend geschehen kann, ist wenn sie Mangel an Beschäftigung hat und wenn sie nicht gelernt, sich selbst zu beschäftigen.

Das gute alte Sprichwort, daß Müßiggang aller Laster Anfang, hat auch noch heute seine volle Geltung — und umgekehrt legt die Fähigkeit, sich nützlich und schön zu beschäftigen, nicht allein den Grundstein zu jeder Tugend, sondern auch zum eigenen Glück und zum Beglücken Anderer.

Es ist daher nur nöthig, diese Fähigkeit zu wecken und zu üben — so wird sie zur Gewohnheit und, wie man sich auszudrücken pflegt: zur andern Natur. Es gehört mit zum höchsten Lobe, das man einem Mädchen, einer Frau ertheilen kann, wenn man sagt: sie könne nicht müßig gehen. Freilich giebt es auch einen geschäftigen Müßiggang, der sich das Ansehen der Arbeit zu geben sucht, es demnach mit dem Schein, statt dem Sein zu thun hat und darum für die Umgebung oft noch lästiger ist, als der wirkliche Müßiggang. Auch vor diesem Zerrbilde der Arbeit sind Diejenigen bewahrt, die früh dazu angeleitet worden, sich nützlich zu beschäftigen.

Wenn wir absehen von dem, was die Schule und was die mehr und mehr sich auch für die Mädchen als nöthig herausstellende Berufsbildung außer dem Hause erheischt, so lenken wir unsere Blicke gerade auf die häuslichen Beschäftigungen, nicht etwa, weil wir der täglich mehr und mehr veraltenden Ansicht huldigten, welche die Mädchen auf das Haus beschränkt wissen und sie aus jedem Wirkungskreise, der sie über dessen Schwelle hinausführt, verbannen möchte, sondern vielmehr, weil wir überzeugt

sind, daß bald mindestens die Hälfte derselben einen solchen verlangen und erlangen wird und damit jene Harmonie des ganzen Menschenlebens vorbereiten, der wir schon im Eingang als eines Weltgesetzes gedachten.

Damit aber diese Harmonie wirklich erreicht und gewahrt werde, ist es nöthig, daß sie jedes einzelne Wesen zunächst für sich selbst und seine Umgebung wahre, mit ihr sich im Einklang befinde und sich nicht einbilde, einen großen Kreis würdig zu erreichen, wenn der nächste kleine, in den wir gestellt sind, verschoben und verzerrt worden. Um noch deutlicher zu reden: wir halten das Haus und die Familie für die stille Pflanzstätte alles gedeihlichen und segensreichen Waltens, wie weit es sich auch über die Grenzen desselben erstrecken möge, und wir halten es darum für die erste Pflicht aller Frauen, zuerst das Haus sich und Andern angenehm zu machen, und finden, daß dies gar wohl zu erreichen ist in den meisten Verhältnissen, ohne deshalb selbst im Hause zu verkümmern oder über seinen kleinen Anforderungen die größeren des Lebens draußen, die sich doch immer wieder darauf zurückbeziehen, zu verabsäumen.

Lieb aber kann das Haus nur Denen sein, welche gelernt haben, sich in ihm zu beschäftigen und es sich selbst schön und traulich zu gestalten.

So muß denn vor Allem im Mädchen die Geschicklichkeit gepflegt und hierzu der Sinn für Häuslichkeit geweckt werden. Das Beste hierzu thut freilich immer das Beispiel der Mutter. Alle mit Worten gegebenen guten Lehren, mögen sie aus dem Munde der Eltern oder Anderer kommen, oder aus Büchern herausgelesen werden, nützen wenig im Vergleich zu dem, was Beispiel und

Gewöhnung thun. Eine Mutter, die auf Ordnung und Schönheit in ihren Räumen hält und gleichviel, ob dieselben, je nach den Verhältnissen, elegant oder einfach eingerichtet sein mögen, keine Unsauberkeit und kein Stäubchen darin duldet, sondern selbst mit Hand anlegt, dieselben zu vertilgen, wird auch ihren Töchtern, ohne große Rede darüber zu halten, denselben Sinn einpflanzen und sie nicht allein dahin bringen, daß sie sich mit ihr den gleichen Beschäftigungen, welche dazu dienen, das Haus wohnlich und angenehm zu machen, unterziehen, sie nicht gering achten, sondern um ihrer Resultate willen liebgewinnen.

Leider freilich kommt es häufig vor, das manche Mütter, weil ihre Töchter mehr lernen müssen, als sie selbst gelernt, oder vielleicht auch nur aus einer affenartigen Mutterliebe, die dem lieben Töchterchen nicht zu viel zumuthen will, oder aus mütterlicher Eitelkeit, die es nur zur Salondame zu verziehen und so zu glänzen sucht, — lieber selbst alle häuslichen Arbeiten verrichten, als sich von ihren Töchtern darin beistehen lassen, sie selbst verwöhnen und verzärteln, oder jenen thörichten Hochmuth in ihnen nicht bekämpfen, der sich einbildet, die Hand, welche Piano spielt oder den Pinsel führt, werde verdorben, wenn sie einmal Feuer anmache; oder der Kopf, der sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, sei nun mit zu erhabenen Gedanken erfüllt, um noch die Unordnung eines Zimmers zu bemerken; oder die Phantasie die sich bis zum Dichten versteige, dürfe nun nicht von den Alltagsbedürfnissen des Lebens in Anspruch genommen werden.

Es ist nothwendig, solche verkehrte Ansichten zu berichtigen und ihre ganze Hohlheit nachzuweisen.

Der wahre Sinn für das Schöne, der besonders in

den Mädchen gepflegt werden muß, zeigt sich nicht nur darin, daß man Geschmack beweist, in der Art sich zu kleiden und einzurichten oder daß man Sinn für die Kunst hat, oder selbst in der einen oder andern dilettirt: sondern er zeigt sich in der Harmonie, die uns umgiebt, deren Grundsatz die Ordnung, deren erstes Erforderniß das Maßhalten ist; er zeigt sich darin, daß wir auch mit den einfachsten Mitteln diesen Eindruck der Schönheit hervorzubringen wissen und daß wir unser Verständniß des Schönen in Allem, was wir selbst thun und schaffen, in unserm Haushalt, unsern Handarbeiten, die einfachsten nicht ausgenommen, offenbaren. Es ist um unsern ästhetischen Sinn sehr schlecht bestellt, wenn wir ihn nur durch Eleganz und Luxus offenbaren zu können glauben, und sehr schlecht auch um unsern poetischen, wenn wir ihn nur in der Schwärmerei für Gedichte oder durch eigene zu bewähren wissen, ihn aber nicht so in uns selbst aufgenommen haben, daß er uns auch die prosaischsten Arbeiten des Alltagslebens verkläre.

In unserer Zeit, wo der Luxus eine schwindelhafte und zum Schwindel führende Höhe erreicht, wo — und dies ist berechtigt — die Arbeitslöhne wie auch die Löhne der weiblichen dienenden Classe immer höher steigen, ist es besonders wichtig, daß die Töchter des Hauses, besonders dann, wenn sie sich nicht zu einem speciellen Erwerbs- und Fachberuf bestimmen, im Hause selbst mit einzugreifen, sich selbst zu bedienen und ihre Toilettenbedürfnisse zum größern Theil sich selbst anzufertigen verstehen. Nahm, wie wir schon erwähnten in früherer Zeit das Wäschenähen mehr als jetzt — wo die Nähmaschine, diese Arbeit verkürzt — die weibliche Thätigkeit in Anspruch, so

ist es jetzt wünschenswerth, daß die Mädchen ihren Putz und ihre Kleider selbst verfertigen, daß sie wenigstens verstehen, was ihnen auch später in den verschiedensten Lebensverhältnissen die besten Dienste leisten wird. Die Muster- und Modezeitungen ermöglichen ja auch den in die kleinste Stadt oder das entlegenste Dorf Verschlagenen, immer die nöthigen Schnitte zu haben. Damit wollen wir nicht etwa der Modenarrheit und dem steten Beschäftigen mit der eigenen Toilette das Wort reden, im Gegentheil: wir hoffen, wer sich Alles selbst arbeitet, wird den unnützen, mühevollen Firlefanz am ehesten weglassen, halten es aber jedenfalls für besser, wenn die eigene Arbeit die großen Putz- und Schneiderrechnungenun möglich macht, als wenn sie an unnützen und kostspieligen Stickereien sich erschöpft. Zu Geschenken für Weihnachts- und Geburtstagsfeier schätzen wir auch diese nicht gering, doch die Uebertreibung darin, das stete Beschäftigtsein damit, das meist in Spielerei ausartet, erachten wir als Zeit- und Geldverschwendung.

Was wir aber bei den häuslichen Beschäftigungen am meisten im Auge haben, ist nicht allein ihre ökonomische Ersparniß, sondern der Wunsch, daß jede Tochter es verstehe, sich selbst und Andern das Haus angenehm und wohnlich zu machen, daß jedes weibliche Wesen im Hause sich am wohlsten fühle, am liebsten immer wieder dahin zurückkehre, daß es im Hause sich nicht langeweile, vielmehr gerade ihm die liebsten und schönsten Stunden danke.

Wenn wir die Frauen auch erwerbsfähig und selbstständig machen, jede Bildungsstätte der Kunst und Wissenschaft ihnen öffnen wollen, so hindert uns das Alles nicht,

das Haus als die Stätte zu erklären, die durch das Walten der Frauen so bereitet und geordnet sein soll, daß sie ihnen und durch sie auch den Männern die Stätte sei, in der sie nicht nur am liebsten ausruhen von allen Anstrengungen, Kämpfen und Stürmen des Lebens draußen, sondern in der sie sich dazu vorbereiten und in der Gemüthlichkeit der Häuslichkeit sich die Kraft, die Weihe dazu holen. Gerade diejenigen Mädchen, die genöthigt sind, sei es noch als Lernende oder schon Ausübende eines Berufes, sei es als Lehrerin, Künstlerin, in einem Geschäft u. s. w., den größten Theil des Tages außer dem Hause zuzubringen, bedürfen dann der geordneten Häuslichkeit, eines traulichen Daheim, und wenn sie von der eigenen Familie losgerissen sind, so ist es für sie ein doppelter Segen, wenn sie gelernt haben, auch allein „in ihren vier Pfählen", wie man es gern ausdrückt, mögen dieselben auch noch so eng gesteckt oder mögen sie freundlich erweitert sein, sich glücklich zu fühlen, und sie werden dies um so mehr, je mehr sie gelernt haben, in den häuslichen Beschäftigungen zu ihren andern, vielleicht gelehrten und aufregenden, ein gutes Gegengewicht zu finden, und als sie dadurch selbst gelernt, ihr kleines Daheim auch mit kleinen Mitteln sich behaglich zu gestalten.

III. Alleinsein und Geselligkeit.

Wie es für die Kinderjahre angemessen, wenn sie im Wechsel von Spielen, Lernen und Arbeiten vergehen, so vertritt später die Stelle des Spiels die gesellige Unterhaltung, in der zum eigentlichen Spiel — Gesellschaftsspiel meist nur dann gegriffen wird, wenn man fürchtet, das Gespräch — dies höhere Spiel der Erwachsenen — könne in's Stocken gerathen, aus Mangel an Stoff oder

durch die verschiedenen und fremden Elemente, die, weil sie nicht recht zusammenpassen, durch gemeinsames, festgeregeltes Spiel einander näher gerückt und zur harmonischen Vereinigung gebracht werden.

Im Wechsel von Familienleben, Alleinsein und Geselligkeit entwickelt sich jede Individualität, gedeiht jeder Charakter am besten, und es empfiehlt sich namentlich für jedes Mädchen, auf diese drei Zustände vorbereitet zu sein, da es oft nicht in der Frauenhand liegt, sie sich selbst zu schaffen und zu wählen, sondern nur bald in dem einen, bald im andern sich zurecht finden.

Das Familienleben selbst betrachten wir als das glücklichste, welches es schon den jungen Mädchen möglich macht, innerhalb desselben auch den Wechsel von Alleinsein und Geselligkeit zu finden, beides im Hause selbst haben zu können, und was das Wichtigste ist: zum Genuß von beiden auch befähigt zu sein.

Man muß darum schon die Kinder dahin bringen, daß sie auch allein, für sich spielen und ihre Schularbeiten machen, überhaupt sich beschäftigen können. Mag man auch schon größere Kinder nicht gern allein im Zimmer lassen, oder nicht allein lassen können, weil man nicht über die dazu nöthigen Räume zu verfügen hat: so muß ihnen dennoch zuweilen sein, als wären sie allein. Man muß sich scheinbar nicht um sie bekümmern, sie im Glauben lassen, daß man sie nicht beobachte, damit sie sich frei fühlen, frei entfalten können. Und wenn sie kommen und Hilfe wollen, so muß man sie auf sich selbst verweisen, so werden sie schon allein spielen, sich selbst zu helfen, allein zu arbeiten lernen und werden schließlich das höchste Vergnügen, die beste Befriedigung darin finden. Eine Mutter,

die ihre Kinder dahin gebracht hat, daß sich ein jedes von ihnen auch allein beschäftigen kann, sei es im Spiel, sei es später mit nützlichen oder unterhaltenden Arbeiten, erleichtert sich nicht allein selbst ihre Mühe, indem sie nun auch Zeit gewinnt zu eigenen Arbeiten oder auch ruhiger einmal ausgehen kann, so bald doch noch eine Aufsicht im Hause; sie erleichtert auch ihren Kindern nicht nur die Gegenwart, sondern ihre ganze Zukunft, da sie nicht weiß, in welche Lage sie später kommen. Sie legt damit den Keim zur Selbstständigkeit, zur Vertiefung des Charakters in das Kind, sie giebt ihm Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, Gelegenheit, das Nachdenken zu üben, sie entfalten dadurch den bescheidenen genügsamen, zufriedenen Sinn, der jedes Menschen beste Mitgift auf dem Lebenswege ist. Sie erzieht die Ihrigen zu dem Glück: sich niemals zu langweilen.

Wie viele Mädchen werden nur deshalb oberflächliche, vergnügungssüchtige Geschöpfe, weil sie nicht gelernt haben, allein zu sein! Wie viele kommen nur deshalb auf thörichte Gedanken und Wünsche, weil sie nicht gelernt haben, allein zu sein; ja, wie viele fühlen sich nicht dann gerade als junge Frauen unglücklich nur aus eben diesem Grunde? Wie jene ihrer Mutter, so machen diese ihrem Gatten das Leben schwer — sie sind unglücklich, wenn er sie allein läßt, selbst wenn dies durch seinen Beruf bedingt ist, sie erschweren ihm denselben durch kindisches Klagen über sein Fortgehen, oder gönnen ihm keine Unterhaltung, die sie nicht mit ihm theilen — und zwar geschieht dies Alles am seltensten aus wahrer Liebe, sondern nur weil sie im Alleinsein mit sich selbst nichts anzufangen wissen.

Wir aber möchten eigentlich fragen: wie das möglich

sei? Wozu nützt alles Gelernte, alle Bildung, wenn nicht dazu, zuerst und zumeist uns selbst Genuß und Befriedigung zu gewähren?

Wir betrachten es als selbstverständlich, daß jedes weibliche Wesen, das sich im Mittelpunkt eines Hauswesens befindet, es sich zuerst angelegen sein läßt, den Pflichten, die dessen Erhaltung und Führung fordert, zuerst zu genügen; ist dann aber die dazu nöthige Arbeit gethan am rechten Ort und zur rechten Zeit, so giebt es gerade für ein gebildetes Mädchen so unendlich viel Beschäftigungen, die viel mehr den Charakter eines Vergnügens, als einer bloßen Arbeit haben, so daß sie geeignet sind, jedes Alleinsein zu einem genußreichen zu machen. Jeder Dilettantismus in der Kunst — Zeichnen, Malen, Musiciren, Singen —, jede zierliche Stickerei oder Kunstarbeit, die eigentlich mehr Spiel als Arbeit ist: dies Alles bietet Unterhaltung in einsamen Stunden; diejenigen aber, die wir überall bei uns haben und uns ihr widmen können, ohne erst besondere Vorbereitungen dazu treffen oder eine baldige Unterbrechung fürchten zu müssen, ist die Lectüre.

Die Zeiten liegen glücklicher Weise hinter uns, in denen es für eitle Zeitverschwendung galt, wenn Frauen viel lasen, und dennoch lesen jetzt unsere jungen Mädchen oft gerade weniger, als früher, wo ihre Bildung durch die Schule eine minder vollständige war und der Lectüre und dem Selbststudium es überlassen blieb, die Lücken derselben in den stillen Stunden der Häuslichkeit auszufüllen. Wohl werden jetzt viel mehr Zeitschriften gehalten, wie früher, und wohl sind viele gediegene unter ihnen, die gerade die weibliche Lesewelt mit am nächsten berühren

und unentbehrlch für sie sind — aber leider gewöhnen sich durch sie Manche nur an oberflächliches Lesen und Blättern und Illustrationsbetrachten, und begnügen sich häufig damit, nur über ein neues Werk zu lesen, anstatt dies selbst zur Hand zu nehmen. Ebenso wird von manchen Seiten gegen das Poesie und Romanlesen junger Mädchen geeifert — und andererseits finden manche, nur ganz durch Geselligkeit absorbirt, weder Zeit zum Lesen, noch Geschmack daran. Wir aber halten es für einen großen Vortheil, diesen Geschmack zu pflegen und zu bilden, und das Lesen eines poetischen Werkes daheim erscheint uns ungleich würdiger, als das Herumflattern auf der Straße oder von einer geisttödtenden Gesellschaft zur andern. Mädchen, deren Erziehung auf reinem Grunde ruht, werden ganz von selbst keinen Geschmack finden an frivolen und gehaltlosen Büchern, sondern gerade wenn man ihren Geist früh mit Schiller genährt hat, widerwillig von platten, materialistischen Romanen sich abwenden und nach reiner idealer Kost verlangen, wie ja auch viele unserer zeitgenössischen Schriftsteller sie bieten. Mädchen, die sich gern in Romane vertiefen, finden darin zugleich Beschäftigung für ihre Phantasie, die sie gerade ohne diese viel eher verleitet, im Leben selbst kleine Romane zu spielen. Ja, sie finden gerade viel eher einen sittlichen Halt und idealen Schwung durch vieles Lesen und das dadurch entstehende Vertiefen in fremde, poetisch erfundene Schicksale und deren Fügungen, als wenn sie nur Interesse haben für das, was ihnen in Wirklichkeit begegnet, oder für Stadt- und Klatschgeschichten, aus denen sie viel häufiger nur das Schlechte kennen lernen, als das Gute, Schöne und Veredelnde.

Aber auch die Geselligkeit behauptet immer neben dem stillen Glück des Alleinseins ihren bildenden und erheiternden Werth. Die Geselligkeit innerhalb der Familie und der eigenen Häuslichkeit ist die höchste Würze des Familienlebens, und wenn in einem solchen Kreise beide Geschlechter in allen Altersstufen vertreten sind, so ist er am geeignetsten, jedes seiner Mitglieder vor Einseitigkeit zu bewahren, jedem Element darin zu seiner Geltung zu verhelfen. Es ist für junge Mädchen die größte Wohlthat, in einem solchen Kreise sich bewegen zu dürfen, sofern eben darin jene Harmonie herrscht, die wir als höchstes Lebensziel und als eigentlichstes Lebenselement für die ganze Menschheit in Anspruch nehmen. Ist sie in dieser noch nicht zu erreichen, so doch eben innerhalb der Familie.

Hier sei die Stelle, in der sich zuerst die Tochter vorbereiten lerne, auch im größeren Kreise der Gesellschaft den rechten Platz für sich zu finden und angemessen auszufüllen. Ein zu schüchternes, linkisches Betragen ist gerade so unpassend, als ein zu selbstbewußtes und keckes Auftreten, Stummsein und Steifheit gerade so unpassend, wie stetes Geschwätz und laute Ungenirtheit. Aber nicht durch Regeln und Vorschriften, zumeist durch eigenes Beobachten und durch Uebung schleifen Ecken und Auswüchse sich ab.

Es ist das höchste Glück der Mädchenjahre, vertraute Altersgenossinnen zu haben und sich mit ihnen im öfteren innigen Verkehr zu treffen; aber es ist daneben bildender, auch den Umgang gereifterer Frauen zu genießen, in ihnen edle Vorbilder zu sehen, bewußt oder unbewußt sich von ihnen leiten zu lassen, und es ist äußerst förderlich, in der Familie wie im geselligen Kreise sich auch der Unter-

haltung junger Männer in jener harmlosen Weise zu erfreuen, die in ihrer Theilnahme eine geistige Ergänzung des eigenen Wesens sieht und freundlich hinnimmt, ohne sinnliche Regungen oder Zukunftsprojekte einzumischen. Es ist das Unglück beider Geschlechter, wenn sie nur solche Interessen für einander haben können, und müssen wir endlich suchen, diesen für beide Theile unwürdigen Standpunkt zu beseitigen. Das geschieht aber nicht, wenn der Tanzsaal der einzige Ort ist, darin junge Damen und Herrn einander kennen lernen — innerhalb des Hauses wie in gemeinsamen Bestrebungen nach Bildung und Kenntnissen muß sich diese Besserung unserer geselligen Verhältnisse vollziehen.

IV. Selbstständigkeit.

Es ist mindestens sehr — sonderbar, daß man es als Pflicht betrachtet, die Knaben zur Selbstständigkeit zu erziehen, bei den Mädchen dies aber nicht für nothwendig hält. Vom menschlichen Standpunkt aus erinnern wir nur an den alten Spruch: „was Einem recht ist, ist dem andern billig!“, und daß doch jedes Individuum das Recht haben muß, die ihm angeborenen Anlagen und Kräfte sich frei und eigenthümlich entfalten lassen zu können, um dadurch die Kraft zu erringen, frei nach dem innewohnenden Sittengesetz über sich selbst zu bestimmen und zu entscheiden. Vom practischen Standpunkt, der uns das Leben und die Gesellschaft nach der Gestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse ins Auge fassen läßt, haben wir darauf hinzuweisen, wie so sehr nothwendig es ist, daß auch die Mädchen selbstständig werden in jeder Beziehung, da ihnen ja, wenn sie sich verheirathen, mindestens die Leitung eines Hauswesens, meist auch die Erziehung

von Kindern obliegt, und wenn sie sich nicht verheirathen — ein Fall, den man in unsern jetzigen Verhältnissen immer im Auge behalten muß —, doch nur dann ein würdiges Dasein führen können, wenn sie befähigt sind, sich selbst durch das Leben zu schlagen, einen Beruf zu ergreifen, durch eignen Erwerb sich die nöthigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Tritt doch auch an die verheirathete Frau, an die Wittwe noch oft genug diese Nothwendigkeit heran — und wie sehr ist dann jede alleinstehende Frau zu beklagen, welche erst durch die Noth, durch den Kampf des Lebens sich zum selbstständigen Auftreten und Handeln emporraffen lernt — oder noch schlimmer, dies niemals lernt, sondern ohne einen Halt in sich selbst zu finden, wenn sie den verloren, den ihr andere, sie stützende oder bevormundende Menschen bis dahin verliehen hatten.

Aber wie sehr fehlen die Eltern — und zwar oft in der besten Absicht — in dieser Beziehung und setzen die Zukunft, das ganze künftige Wohl ihrer Töchter gerade dadurch auf das Spiel, daß sie selbst nie aufhören möchten, sie zu behüten und zu beschirmen, für sie zu denken, zu sorgen, zu entscheiden.

Es wird meist als selbstverständlich betrachtet, daß schon in den Kinderjahren der Knabe ein größeres Maß von Freiheit und Berechtigung genießt, als das Mädchen; dies möchte hingehen, insoweit es sich auf die größere Körperstärke des Knaben bezieht, so z. B. daß man einen solchen eher unbeaufsichtigt allein durch die Straßen gehen, außer dem Hause, auf öffentlichen Plätzen, in Feld und Wald sich tummeln läßt, während man die zarter organisirten Mädchen lieber daheim hält und sie nicht mit Theil nehmen läßt an dem roheren Getriebe der Straßenjugend.

Zart und sittsam und echt weiblich wollen auch wir die Mädchen behandelt und erzogen wissen — aber das schließt nicht aus, daß auch ihr Charakter ein selbstständiges Gepräge erhalte, daß auch ihre Willenskraft geübt und gebildet werde; nur dadurch wird einem launenhaften Eigenwillen und Eigensinn vorgebeugt. Pflichten und Rechte muß man den Mädchen zuerst auch im Hause vergönnen und gleich damit die künftige würdige Reorganisation der ganzen Gesellschaft vorbereiten.

Bei Allem, was uns gelehrt wird, ist es ja doch die Hauptsache, daß wir wissen, wie und wann etwas so und nicht anders gemacht wird, und daß wir uns die nöthigen Kunstgriffe — bei einer Handarbeit z. B. — nicht nur darum aneignen, weil man sie uns so gezeigt hat, sondern weil wir selbst einsehen, auf diese Weise geräth die Arbeit am besten. Nur wenn wir den Geist einer Sache, das Warum begreifen, nur wenn wir durch eignes Nachdenken, durch selbstgemachte Erfahrung etwas einsehen und ausüben gelernt, können wir es zu Tüchtigkeit in der Lösung einer Aufgabe bringen, sei dieselbe nun nur mechanischer oder geistiger Natur. Ueberall macht dann nur Uebung, aber selbstthätige und mindestens zum Schein unbeaufsichtigte Uebung, die Meisterschaft.

Mütter, die ihren Töchtern eine Handarbeit gelehrt, fehlen meist darin, daß sie dann auch bei späteren Ausführungen Alles daran genau angeben: Zuschneiden, Zusammenstecken, Einrichten u. s. w., daß sie ihre Töchter nur Handlangerdienste dabei verrichten lassen, was ihnen meist alle Freude an der Arbeit nimmt und diese, die eine Freude am selbstgeschaffenen und vollendeten Werk, an der Bewährung der eignen Kraft sein sollte, in der

That nur zu einer lästigen Aufgabe macht. Eine solche Arbeit drückt nieder, statt zu erheben, stumpft das eigne Nachdenken ab, anstatt es zu schärfen. Noch viel öfter und mehr fehlen viele Mütter, wenn sie die Hilfe der Wirthschaft und Küche nur zu gleicher Handlangerweise in Anspruch nehmen. Es mag dies natürlich anfänglich geschehen. Ist aber eine Tochter einige Zeit der Mutter in solcher Weise zur Seite gegangen, so möge ihr auch einmal ohne specielle Aufsicht und stetes Comando, die Wirthschaft, die Küche anvertraut werden. Es bleibt ihr ja immer noch unbenommen, in einem zweifelhaften Fall um Rath zu fragen; aber nur das Bewußtsein: ein Geschäft allein verrichten zu können, allein gethan zu haben, giebt Liebe zur Arbeit, Freude am Gelingen und Neigung, sich ihm zu widmen. Nur eine Tochter, die in dieser Weise in die Führung des Hauswesens eingeweiht, wird, wenn die Mutter verreist oder krank ist, sie zuverlässig vertreten, wird bei Beginn eines eignen neuen Hausstandes keine Fehlgriffe thun. Ebenso muß Erziehung zur Schönheit von Kindheit auf den Geschmack bilden und ihm dann die Gelegenheit nicht versagt werden, sich zu bewähren in freier Wahl, so z. B. in weiblichen Handarbeiten, in Stickereien bei eigner Entwerfung der Muster, der Wahl der Farben u. s. w.; auch im Putz, in der Art sich zu kleiden, in Schnitt Stoff und Farbe. Wohl hat die Mutter darüber zu wachen, daß ihre junge Tochter nicht verschwende, nicht unhaltbare und unzweckmäßige Stoffe wähle, nicht auffallend, weder luxuriös noch nachlässig sich kleide; aber sie thut Unrecht, wenn sie innerhalb des durch die Familienverhältnisse gebotenen Toilettenbudgets die Tochter in der Freiheit der Wahl

beschränken will. Wenn Jemand eine Vorliebe für Himmelblau hat und statt dessen gezwungen wird, Gelb oder Rosa zu tragen, so ist das ein Eingriff in das Recht der Selbstbestimmung, der Unbehagen erzeugt — ein Mädchen nöthigen, etwas gegen das eigne Gefühl, den eignen Geschmack zu thun, und sei's nur in einer solchen scheinbaren Kleinigkeit Unterwerfung unter einen fremden Willen zu fordern, ist keineswegs ein Mittel zur Charakterveredlung, im Gegentheil, es macht denselben im besten Falle haltungslos und schwankend, im schlimmeren aber verbittert, ränkesüchtig, heuchlerisch. Wir wiederholen es: wo der Wille, statt in sich gekräftigt und zum Edeln gelenkt, nur niedergehalten, unterdrückt oder gar gebrochen wird, da wuchert gerade der Eigensinn, der kindische Eigenwille: da erzieht man jene unzufriedenen Geschöpfe, die ihr ganzes Lebenlang nicht wissen, was sie wollen, niemals selbst entscheiden, sondern andere für sich bestimmen lassen wollen und dann doch über die getroffene Entscheidung sich beklagen und, wenn es zu spät ist, erklären daß sie gerade das Gegentheil gewollt. Solche unselbstständige, scheinbar fügsame, hingebende Frauen sind sich selbst zur Last, wie der Familie, in der sie leben, zumeist natürlich dem Gatten, obwohl sie sich ihm meistens sklavisch unterordnen.

Denn Mädchen, die nicht zur Selbstständigkeit erzogen sind, fühlen sich fast in allen künftigen Lebenslagen unglücklich, werden es wohl auch wirklich, und Andere dazu.

Wie oft geschieht es nicht, daß solche Mädchen, die entweder ganz ohne Selbstständigkeit und Freiheit im Elternhause leben, sich — wenn sie das als einen Druck

empfinden, wie auch dann, wenn sie eine Wohlthat darin erblicken — mit dem ersten besten Manne verloben, der um sie wirbt, um im erstern Falle aus der Tyrannei des Elternhauses erlöst, als Frau selbstständig und frei, wenigstens in Bezug auf häusliche Einrichtungen und Neigungen, zu werden; im andern Fall, um sich einen Beschützer zu sichern, da der elterliche Schutz doch einmal enden wird. Man kann wohl annehmen, daß weitaus die meisten Ehen seitens der Mädchen aus diesen Motiven ganz wahllos geschlossen werden. Gehorsam gegen die Eltern, der Wunsch aus dem Hause zu kommen, die Berechnung, versorgt zu sein, Schutz und Schirm für's Leben zu haben — das sind die herkömmlichen und als ganz „honnett" geltenden Motive, welche die meisten Mädchen zum Jawort bestimmen. Hat das junge Herz noch nicht geliebt, dann redet es sich aus Pflichtgefühl, Eitelkeit, in poetischem Sehnen, in erweckter Sinnlichkeit in eine Art von Liebe hinein, die aber doch durchaus nichts gemein hat mit jenem allmächtigen Gefühl, das stark genug ist, alle großen und kleinen Prüfungen zu bestehen, wenn es sein muß eine Welt zu überwinden und für ein ganzes Leben auszureichen.

Unserer Ansicht nach vermag nur ein selbstständiges Wesen ganz und voll zu lieben, und ruht die Ehe nur dann auf einer sittlichen Basis, wenn sie aus reiner, gegenseitiger Liebe und Ebenbürtigkeit, fern von allen Nebenabsichten und Erwägungen geschlossen worden ist.

Damit dies möglich werde, müssen die Töchter zur Selbstständigkeit erzogen werden — sie müssen diese Selbstständigkeit vor Allem da bewähren können, wo es sich

um die Freiheit der Wahl und um einen Bund für's Leben handelt.

Wohl mögen Eltern das Recht haben, ihre Kinder von einer übereilten Wahl, ein Sich-stürzen in gefährliche Verhältnisse zurückzuhalten; niemals aber haben sie es, dieselben wider ihre Neigung zu einem Bündniß zu überreden oder gar — moralisch oder gewaltsam — zu zwingen, das gegen ihre Neigung ist; ein solches Thun sollte ohne Weiteres unter die Rubrik der Verbrechen verzeichnet werden.

Aber gegen alle diese Mißstände und Irrthümer, durch welche heutzutage noch so viel unglückliche und unsittliche Ehen geschlossen und dadurch so viele Familien elend gemacht werden, giebt es ein sicheres Mittel: es ist, die Töchter nicht allein zur häuslichen und geistigen, sondern auch zur ökonomischen, bürgerlichen Selbstständigkeit zu erziehen.

Hat sich ein Mädchen die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet, sich durch Verwerthung derselben in ehrlicher Arbeit in oder außer dem Hause den eignen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und in der Hingabe an eine nützliche und würdige Berufsthätigkeit ein frohes und erhebendes Bewußtsein zu finden, so wird kein anderer Grund mehr zur Schließung einer Ehe bestimmend sein, als wahre, innige Liebe. Und sie wird auch dann viel eher eingegangen werden, auf viel weniger finanzielle Hindernisse, viel geringeren Widerspruch seitens sorgenvoller Eltern stoßen, wenn nicht nur der Gatte, sondern auch die Gattin in der Lage ist, durch eignen Erwerb zur Begründung und Sicherung des Hausstandes beizutragen.

Um dies schöne Ziel einer Reorganisation der Familie zu erreichen, wird man sich gewöhnen müssen, auch die Töchter gleich den Söhnen zur Selbstständigkeit zu erziehen, sie schon von Kindheit auf ihnen neben-, aber nicht unterzuordnen, wie jetzt so häufig geschieht. Man muß beide Geschlechter schon im Kindesalter einander als gleichberechtigt achten lehren und mit der alten Anschauung brechen, nach welcher den Söhnen in der Familie und im Leben eine vor den Töchtern bevorzugte Stellung zukommt. Erst wenn es zum Grundprincip der häuslichen Erziehung geworden, Knaben und Mädchen zu gleich guten und tüchtigen Menschen zu bilden, die bereit sind, sich selbst und ohne eine andere Stütze als diejenige, welche gute Grundsätze verliehen, durch's Leben zu helfen, erst dann werden unsere ganzen socialen Verhältnisse sich harmonisch ordnen lassen.

V. Weckung und Pflege des Schönheitssinnes.

Den Sinn für Schönheit und Harmonie ist man nicht allein gewohnt, vorzugsweise bei dem weiblichen Geschlechte zu suchen, — man verlangt ihn auch von demselben.

Man erträgt es beim Manne, wenn er wenig, vielleicht gar keinen Sinn hat für das Aeußerliche, wenn er sein eigenes wie das seiner Umgebung vernachlässigt und gleichgiltig darüber hinwegsieht. — Wir wollen keineswegs damit sagen, daß dies angenehm sei, oder daß wir in solchem Mangel einen männlichen Vorzug finden, aber wir können ihn entschuldigen, belächeln, ohne uns dadurch verleiten zu lassen, die Berufs- und Charaktertüchtigkeit des Mannes in Frage zu ziehen. Herrscht in seiner Studirstube ein etwas wunderliches Chaos, kann sich zu

dem Lächeln darüber sogar noch ein wenig Respect gesellen. — Herrscht aber ein ähnliches unharmonisches Durcheinander im Zimmer einer Frau oder gar in ihrem ganzen Hauswesen, so ist es mit dem Lächeln nicht abgethan. Dann fühlen wir uns angewidert, verletzt; wir ziehen daraus bedenkliche Schlüsse über das ganze Wesen der betreffenden Frau; — wir finden, daß sie ihre Weiblichkeit verletzt hat, mit ihr in Widerspruch gerathen ist. Sie bringt sich dadurch um alles Vertrauen bei Männern und Frauen, sie ist ihrer Mission untreu geworden!

Denn — wir wiederholen es — es besteht die höchste und ihm eigenste Mission des Weibes im Streben nach Schönheit und Harmonie, eine Mission, die es aus den Händen des Schöpfers selbst empfangen hat, und wenn es ihr untreu wird, so versündigt es sich an der Natur selbst und an der ganzen sittlichen Weltordnung.

Die Natur wie die Kunst sind dem weiblichen Wesen näher verwandt als dem männlichen. Die Frau steht nach ihrer physischen Bestimmung der Natur näher und nach ihrer psychischen der Kunst.

Das ist aber so zu verstehen, daß die Beschäftigung mit der Kunst, dennoch weniger dazu dienen soll, sich selbst speciell dieser oder jener Kunst zu widmen, als vielmehr das Gemüth zu vertiefen, alle Seelenkräfte harmonisch zu entwickeln, dem Inneren edle Freuden und ein Streben nach dem Schönen und Idealen zu geben, das des Weibes höchste Zierde ist. Es soll diese Bildung und Beschäftigung dazu helfen, alle Härten und Ecken des weiblichen Charakters abzuschleifen und das Weib zu unterstützen in seiner höchsten Bestimmung: — überall mit Anmuth,

Liebe und Begeisterung zu walten; die Harmonie und die Schönheit, welche Weltgesetze sind, zunächst an sich, im Hause und im Familienleben zur Geltung zu bringen, bis es möglich sein wird, dazu auch in den weiteren Kreisen des Lebens, des Vaterlandes, der Menschheit direct mit beizutragen, wie es bis jetzt eben indirect geschieht.

Die Erziehung zur Schönheit, wie sie schon unser Schiller forderte, muß im frühen Kindesalter beginnen. Reinlichkeit, Sauberkeit, Ordnung sind — so trivial dies auch für unklar ästhetisirende Damen klingen mag — dennoch die ersten nothwendigen Grundlagen zu einer ästhetischen Erziehung. Sobald das Kind sich verständlich machen kann und entweder durch Geberden oder Worte seine Wünsche auszudrücken pflegt, zeigt sich sein ästhetischer Sinn darin, daß es selbst verlangt abgewischt zu werden, wenn es schmutzig ist, daß es nach reiner, glatter Wäsche verlangt, sich daran freut u. s. w.

So hat denn die Mutter die hohe Aufgabe, nicht nur ihr Kind zu nähren und für dasselbe physisch zu sorgen, sondern auch, indem sie zugleich ihr Hauptaugenmerk auf die gesunde Entwickelung des kindlichen Organismus richtet und alles, was diese fördern kann, dem Kinde zu verschaffen sucht, — Reinlichkeit, frische Luft und Sonnenschein, Bewegung kräftige Kost, jeder Jahreszeit ensprechende bequeme Kleidung, — in und mit neben dem allen zugleich den Grund zu legen zur ästhetischen Erziehung ihres Kindes. Das Gute, das Schöne und das Wahre, das die Grundlage jeder Charakterentwickelung bilden sollte, muß von der Mutter zuerst auch in der kleinsten Regung ihres Kindes beobachtet, gestärkt und entfalter

werden. Hier hat sie ihm zugleich die erste geistige Nahrung zu bieten, auf deren kräftigende Beschaffenheit nicht weniger ankommt, als auf die der körperlichen.

Alles, was in dieser Beziehung im frühesten Alter unterlassen wird, ist in einem späteren niemals vollständig nachzuholen, noch zu ersetzen; jede Versäumniß hinterläßt eine bemerkbare, ja widerwärtige Lücke, die kaum jemals auszufüllen ist.

An die Entwickelung des Sinnes für Reinlichkeit knüpft sich die des Sinnes für Ordnung und Symetrie, für Harmonie der Farben, der Töne: die Bildung des Geschmackes.

Wir erwähnten schon früher, wie das ganze Fröbel'sche Kindergartensystem darauf gerichtet ist, den Sinn des Kindes für das Gute, Wahre und Schöne zu entwickeln, wie die verschiedenen Spiele desselben mit Bällen, Würfeln, Flechtarbeiten 2c. darauf hinauslaufen, den Form- und Farbensinn zu wecken, die Gesetze der Harmonie zu verkünden und deren Beobachtung den Kindern gewissermaßen zur andern Natur werden zu lassen. Wir schätzen dieses System, wir haben selbst immer dafür Propaganda gemacht und halten die Gründung von Volkskindergärten aller Orten für eine Nothwendigkelt — aber wir wiederholen es, daß dadurch wohl die Erziehungsaufgabe der Mutter erleichtert, aber nicht überflüssig gemacht werden soll. Im Kindergarten wie in der Schule lernt das Kind sich als geselliges Wesen entwickeln, sich fühlen als zu einer Gemeinschaft gehörend, der es sich einzuordnen, für die es zu lernen und auf die es sich vorzubereiten hat; im Hause lerne es sich vertiefen und den Sinn für Häuslichkeit so pflegen und verklären, daß es fähig sei, auch dem Hause sich einzuordnen, ihm seine schönsten

Freuden zu danken und zu geben, wenn daneben auch der Wirkungskreis außer dem Hause noch so groß und reich sich gestalten möge.

So wirkt auch auf das Kind das Beispiel der Eltern am allermeisten, daß sie im Hause geben. Die ganze Atmosphäre, die da herrscht, ist entscheidend für das Wachsthum jedes edeln Triebes.

Dem echten, gebildeten Weibe sind Ordnung, Sauberkeit und Geschmack so zur andern Natur geworden, daß sie im ganzen Hause, dessen innere Einrichtung und Erhaltung doch zumeist von der Hausfrau abhängt, zur Geltung kommen. Die Kinder, zumeist die Mädchen, werden von diesem Beispiele durchdrungen; Worte, Belehrungen, Ermahnungen sind da meist überflüssig, wo Thaten sprechen, wo ein ganzes Leben sich in seinem Wirken und seinen Werken offenbart. Ordnung und Reinlichkeit sind die Grundpfeiler jedes Hauswesens, und darauf hat sich jede Weiblichkeit, jede Wirthschaft zu basiren; aber sie allein genügen keineswegs, ein Haus wirklich angenehm und wohnlich zu machen. Ein Zimmer macht nie allein dadurch einen wohnlichen Eindruck, daß auf keinem Möbel ein Stäubchen, kein Fädchen auf dem Teppiche liegt, daß die Gardinen und Rouleaux blendend weiß sind und jeder Stuhl und Tisch geradlinig an der Wand steht, — sondern es macht ihn durch die sinnige Anordnung alles dessen, was seinen Inhalt bildet, und diese kann so gut fehlen im eleganten Salon der reichen Modedame, die sich jeden Luxus gestatten kann, wie vorhanden sein im bescheidenen Dachstübchen der armen Arbeiterin, die nur über alte Geräthschaften zu verfügen hat.

Und zwischen diesen beiden liegt die ganze große

Classe des Mittelstandes, in welchem die Verhältnisse bald zur äußersten Einfachheit nöthigen, bald dem Wohlstande und von diesem dem Reichthume sich nähernd, die Mittel bieten, sich behaglich und bequem einzurichten und zum Nothwendigen und Nützlichen auch das Angenehme und Schöne zu fügen. Wem aber liegt es denn mehr ob, dies zu thun, als den Frauen? der Hausfrau? und was vermag sie mehr dazu zu befähigen, als eine Bildung, an welche auch der Umgang mit der Kunst die veredelnde Hand gelegt?

Wir wollen in dem Folgenden uns näher mit dem weiblichen Dilettantismus in der Kunst beschäftigen. Durch das, was wir hier vorausschickten, wollten wir nur den Standpunkt klar machen, von dem aus unsere Betrachtungen gehen. Wir sprechen den Frauen das Recht zu, sich auch eine Kunst als Lebensberuf zu erwählen, und wir haben ja auch in allen Zweigen derselben ausgezeichnete Künstlerinnen; — aber es soll hier nur von dem Dilettantismus die Rede sein, also von der Beschäftigung mit der Kunst, dem Erlernen und Ausüben einer solchen Bildung, zum Vergnügen, zur Verschönerung des Lebens für sich selbst und seine Umgebung. Dies fassen wir hier allein in's Auge.

IV. Tonkunst.

Von allen Künsten hat die Musik, obwohl sie gerade die jüngste unter den Schwestern ist, in unserer Zeit bei der weiblichen Erziehung die größte Berücksichtigung gefunden. Und wie sollte sie auch nicht? Ruht sie doch auf den Gesetzen der Harmonie, des Ein- und Zusammenklanges, des Tact- und Maßhaltens; spricht sie doch am

ehesten und zugleich am tiefsten zu dem Gefühle; ist es ihr doch gegeben, durch Töne auszusprechen, wozu ein übervolles Herz so oft keine Worte findet; — ist sie doch geeignet, einsame Stunden zu vertreiben und zu verschönen und zur Erhöhung häuslicher Freuden beizutragen.

Aber mag es auch daher gekommen sein, daß sich die Musik immer mehr in den Familien und in der Gesellschaft eingebürgert hat, so ist leider im Laufe der Zeit vielfach eine Modethorheit daraus geworden, der man eben fröhnt wie jeder andern, ohne höhere Motive und mit Verlust aller edleren Gesichtspunkte.

Weder aus dem pädagogischen Principe, daß die Harmonie des Charakters und Lebens nur gefördert werden kann durch Kenntniß der Gesetze der Harmonie, wie sie der Musik zu Grunde liegen und in ihr sich am schnellsten verdeutlichen und darlegen lassen, noch nach der Erkenntniß, das ein nicht gedankenlos betriebenes Studium schon an und für sich ein Gewinn ist, auch wenn man es später wieder liegen läßt, weil das Gelernte in irgend einer neuen Lebenslage sich nicht praktisch verwerthen läßt, — sondern lediglich aus dem Grunde, weil einmal alle Mädchen, die als gebildet gelten sollen, Musikstunden haben müssen, läßt man ihnen welche ertheilen, und allein aus dem Grunde, nicht im Scheine der Bildung gegen andere zurückzustehen, fügt sich jedes Mädchen in die musikalischen Unterrichtsstunden und zwingt sich am Pianoforte zu sitzen, auch wenn nicht im geringsten Neigung und Talent zur Musik vorhanden sind, und die Eltern bezahlen aus keinem anderen Grunde als dem der Eitelkeit die Musikstunden zu hohen und höchsten Preisen, auch wenn es ihnen noch so schwer fallen sollte; lieber schicken

sie die Töchter in keine Fortbildungsschule, um dasselbe Geld auf Musikunterricht bei sehr zweifelhaftem Erfolge verwenden zu können.

Von allem Dilettantismus gilt der auf dem Pianoforte als der unerläßlichste. Das klimpert und tönt und dröhnt in allen Häusern, allen Etagen, allen Zimmern! Während man sich zu Anfang des Jahrhunderts noch mit einer sanften Guitarre, einem bescheidenen Claviere bescheiden begnügte, das weder viel kostete, noch weit gehört ward, aber eben gut genug war, die stillen, einsamen Stunden zu versüßen oder die häuslichen Freuden des Familienkreises zu erhöhen, bedarf man jetzt eines kostbaren und geräuschvollen Pianofortes oder Flügels, an den man gern mehrere Hundert Thaler wendet und ihn dann selbst zu mechanischen Fingerübungen, womöglich bei geöffneten Fenstern, laut erdröhnen läßt, um auf sich und das schöne Instrument aufmerksam zu machen — zum großen Leidwesen aller fleißigen und denkenden Hausbewohner und Straßennachbarn, die dadurch um so mehr in ihrer Ruhe beeinträchtigt werden, als die Unsitte so allgemein ist, daß oft von allen Seiten, und darum sehr wenig harmonisch, die verschiedensten Weisen auf mehreren Pianofortes zugleich vernommen werden. Im Hause selbst aber sind Eltern und Geschwister nicht minder in Verzweiflung, wenn das Töchterchen täglich mehrere Stunden „übt“.

Es ist viel für und wider die gestrengen und wählerischen Hausbesitzer gesagt worden, welche, um sich und ihren andern Hausbewohnern die Ruhe zu sichern, nur an „Leute ohne Kinder und Hunde“ vermiethen, — manche möchten aber noch gern eine dritte Bedingung hinzufügen:

„ohne Pianofortes". Allein dieselben sind so verbreitet, daß es kaum möglich ist, diese Bedingung bei einem Familienlogis zu stellen, welche nur bei Aftermiethen immer häufiger vorkommt.

Wahr ist es, daß die Musik für viele Mädchen unentbehrlich ist zu ihrem Fortkommen in der Welt; die Gesellschafterin, die Lehrerin, bedarf der musikalischen Bildung, und schon manche junge Dame, die früher Musik zu ihrem „Vergnügen" trieb, wie ja leider immer noch ein gut Theil weiblichen Jugendlebens allein auf das Vergnügen hinausläuft, erwirbt sich später ihren Lebensunterhalt durch Ertheilung von Pianoforteunterricht. Man kann die Musik im Allgemeinen nicht für überflüssig erklären, wenn man dabei auch nicht an eine künftige Erwerbsquelle denkt, sondern die Beschäftigung mit der Musik nur als allgemeines und nothwendiges Bildungselement betrachtet. Aber wir möchten, daß sich das Musiktreiben unserer Mädchenwelt auf das richtige Maß zurückführe; daß man es nicht pflege auf Kosten anderer erhebender und nützlicherer Beschäftigungen; daß man ihm nicht huldige mit jener Gedankenlosigkeit, die überall das ergreift, was keine geistige Anstrengung kostet; daß man die Kunst nicht entwürdige zur Modenarrheit, oder, statt ein Mittel zur Bereicherung des eigenen Inneren, zur Verschönerung des häuslichen Lebens in ihr zu sehen, sie mißbrauche, Indolenz und Trägheit dahinter zu verstecken, oder Eitelkeit und Gefallsucht, Prahlerei und Vornehmthuerei damit zu verknüpfen.

Die Kunst des Pianofortespiels hat in den letzten Jahren so große Fortschritte gemacht und es ist in ihr von den Koryphäen derselben so Außerordentliches geleistet, es sind der concertirenden Pianospieler beiderlei Ge-

schlechts so viele geworden, daß auch die Anforderungen der Zuhörerschaft in gleicher Weise gestiegen sind. Dazu kommen die immer größeren Anforderungen, welche durch die Componisten selbst an die technischen Fertigkeiten der Spielenden gemacht werden, so daß schon ein unendlicher Aufwand von Zeit und Geduld dazu gehört, wenn es eine Dame so weit bringen will, im geselligen Kreise sich hören lassen zu können, ohne die Zuhörer zu langweilen, zu ermüden und sich selbst den absprechendsten Urtheilen auszusetzen. Und doch ist es sehr häufig der Zielpunkt eitler Mütter, daß ihre Tochter in der Gesellschaft sich hören lassen könne, daß man sie bewundere, ihr huldige, und die auf diesen Irrweg gedrängte Tochter müht sich alltäglich stundenlang ab, um eine Fertigkeit zu erringen, die meist doch nur ein höchst zweifelhaftes Resultat herbeiführt. Viel öfter noch aber bringen es Mutter und Tochter nicht einmal so weit, um es nur wagen zu können, eine Probe der gehabten Mühe abzulegen; — es genügt, das Factum festzustellen, daß die Tochter bei einer der ersten und gesuchtesten Lehrkräfte Stunde hat, daß sie in einer musikalischen Leihanstalt abonnirt ist und täglich viele Stunden spielt. Wird sie aber ersucht, im geselligen Kreise ein Lied zu begleiten, so ist sie dies nicht im Stande; oder einen Tanz zu spielen, so ist das unter der musikalischen Würde: oder eine kleine Pièce vorzutragen, so kann sie keine auswendig; oder mit jemand vierhändig zu spielen, so will sie auch dazu sich nicht hergeben, wenn vielleicht eine andere Dame Solo gespielt hat u. s. w. Kurz, man bekommt sie nie zu hören, obwohl sie sich — um die Mode mitzumachen — mit dem Nimbus umgiebt, als sei sie sehr „musikalisch“. In

manchen Städten ist es ja — und besonders durch die Damenwelt — dahin gekommen, daß es überhaupt eine der ersten Fragen ist, ob eine Dame musikalisch sei, und daß die Musik im geselligen Leben in einer erschreckenden Weise dominirt. Sie übt eine bedeutende Herrschaft aus, nicht allein durch eine Menge von Concerten, welche immer besucht werden, aber von vielen Damen nur, weil es zum guten Tone gehört, sich dort zu zeigen und später darüber kritisirend zu plaudern, oder gar nur ihre Toiletten zur Schau zu tragen und einen bestimmten Abonnementsplatz zu haben, — sondern auch durch das Musiciren in Gesellschaft. Gewiß schätzt niemand die erhebende und vertiefende Macht der Tonkunst höher als wir selbst; wenn wir uns aber in so manchen Concertsaale umsehen, gewahren wir oft genug selbst bei einem Werke von Beethoven oder Liszt gelangweilte Gesichter und müssen uns sagen, daß viele Zuhörerinnen wirklich aus anderen Motiven kommen, als um an die Macht des Kunstwerkes sich rein und voll dahinzugeben. Auch wir wissen einen guten Pianofortevortrag zu schätzen; wenn aber in einer kleinen oder großen Gesellschaft das Musiciren kein Ende nimmt, so wird auf die Länge niemand davon erbaut sein. Man sieht sich nur zum Hören vielleicht von längst Bekanntem und was man schon unzähligemal besser gehört, verurtheilt, während man sich auf eine heitere oder geistreiche, anregende Unterhaltung gefreut hatte; — die Elemente sind vielleicht dazu vorhanden, man sieht Bekannte, mit denen man manches besprechen, Fremde, die man kennen lernen möchte, aber die musikalische Production schneidet alles ab. Die gebildeten Anwesenden heucheln ein Interesse, daß sie selten empfinden, und die ungebil-

deten fangen an, miteinander zu zischeln, und beleidigen dadurch die Vortragenden, wie die Gesellschaft und die Kunst selbst. Ist dann ein solcher Vortrag vorüber, so dominiren — schon aus Artigkeit, noch mehr aber aus der Sucht, sich auf der Höhe musikalischer Bildung zu zeigen — wieder die musikalischen Gespräche mit gelernten und aufgefangenen Floskeln. — Wäre es dann nicht besser, statt mit specifisch musikalischer Bildung zu renommiren, sich im Allgemeinen als harmonisch gebildet zu zeigen?

Der Musikunterricht, den wir keineswegs verbannen wollen, möge sich höhere Ziele setzen, als bloße Fingerfertigkeit und Befriedigung von Eitelkeit und Gefallsucht! Er gründe sich auf Harmonielehre und werde, wo nicht entschiedenes Talent sich zeigt, mehr in der Weise betrieben, daß er einerseits zum musikalischen Verständniß führe und anderseits befähige, sich selbst durch richtige und seelenvolle Ausführung nicht zu schwieriger Stücke das Vergnügen zu verschaffen, welches uns jedes Instrument, das wir zu beherrschen vermögen, für einsame Stunden oder im häuslichen Kreise gewährt.

Der Dilettantismus in der Musik ist an sich eine sehr angenehme Sache, ein sehr edles Bildungselement; er beraubt sich aber seiner weihevollsten Eigenschaften, wenn er als Hauptsache betrachtet wird er mißbraucht zu einem Mittel der Coquetterie, des Sichbefreiens von nützlichen Arbeiten; nur zu oft versteckt sich hinter ihm die Denkfaulheit oder die Sucht einer unklaren Empfindsamkeit, die mit jener häufig Hand in Hand zu gehen pflegt.

Wir schätzen jede musikalische Bildung, welche zu einer gediegenen universalen Bildung sich gesellt und gleichsam

deren Blüthe ist; aber wer nichts zu treiben und zu reden weiß, als was dazu dient, mit musikalischer Bildung zu renommiren, macht sich uns dringend verdächtig, die allgemeine Bildung vernachlässigt zu haben.

VI. Zeichnen und Malen.

Während wir die Beschäftigung mit Musik und Gesang mehr als eine angenehme Zugabe der weiblichen Bildung betrachten, erscheint uns die mit dem Zeichenstift als eine viel nützlichere und nothwendigere.

Glücklicherweise ist der Zeichnenunterricht jetzt wenigstens in den meisten höheren Töchterschulen eingeführt, aber es sollte in Haus und Schule gerade in Bezug auf die Mädchen viel mehr Werth darauf gelegt werden, als zur Zeit noch geschieht.

Wollen wir, daß die weibliche Bildung eine harmonische sei, damit danach auch alles im Hause und in der Familie harmonisch geordnet werde und scheinbar wie von selbst sich so gestalte, so ist es nothwendig, daß der Formen- und Farbensinn früh entwickelt und von dieser Entwickelung selbstthätig Beweis geliefert werde. Auch dies hat Fröbel schon vorbedacht, indem er den Kindern den Baukasten, die Ausstechnadel und Muster dazu und die nach den Farben des Regenbogens angeordneten Bälle gab. Aber diese gute Grundlage der Kindergartenspiele verwischt sich, wenn Schule und Hauserziehung nicht weiter bauen auf dem dort gelegten ersten Fundamente.

Das Zeichnen ist aber ganz speciell für die Mädchen nothwendig als Hilfe und Vorarbeit bei den meisten weiblichen Arbeiten, zur Erleichterung und Verschönerung bei allen häuslichen Einrichtungen, — nur muß es eben auch in rechter Weise gelernt und geübt werden.

Leider wird Zeichnenunterricht auch oft in verkehrter Weise gegeben und genommen. Wir haben schon manche junge Dame gekannt, die als Examenarbeit irgend einen Studienkopf gezeichnet hatte und damit so imponirte, daß man ihm daheim unter Glas und Rahmen einen Ehrenplatz an der Wand anwies; — wenn es sich aber darum handelte, ein Stickmuster auf Stoff auch nur abzuzeichnen, oder vielleicht ein wenig zu verändern, zu verkleinern oder zu vergrößern, es den gegebenen Verhältnissen anzupassen, so war sie dazu durchaus nicht im Stande. Solche Examen- oder Geburtstagsarbeiten zur Ueberraschung der Eltern, zur Befriedigung von deren, wie der eigenen Eitelkeit, sind meist nur Treibhausblüthen, — es bleibt bei der einen rasch hervorgetriebenen Blume, mit ihr geht das ganze Gewächs wieder ein, und weiter ist nichts mit der ganzen Mühe gewonnen.

Es ist aber eben so nützlich als angenehm, zeichnen und malen zu können, — nicht allein zur sinnigen Ausfüllung müssiger Stunden, zu einer an das Haus, das eigene Zimmer fesselnden Beschäftigung, die niemanden stört, wie nur zu oft Singen und Musiciren, sondern auch durch die dadurch zu gewinnenden Resultate und Producte.

Zuerst wird dadurch das Augenmaß geübt und ein richtiges gewonnen. Wer ein solches besitzt, erleichtert sich fast jede Arbeit, — beim Nähen, Schneidern, Sticken, Putzmachen, wenn auch alle diese Fertigkeiten nur für das Haus und den eigenen Bedarf geübt werden, ja sogar in der Küche beim Bereiten und Serviren der Speisen. Ein gutes Augenmaß erspart viel zeitraubendes Messen, Berechnen, Abwiegen u. s. w., fördert dadurch jede Arbeit

und sichert ihr den besten Erfolg. So z. B. auch in jeder häuslichen Einrichtung. Wer ein richtiges Augenmaß und Kenntniß der perspectivischen Gesetze besitzt, wird auch bei dem Arrangement der Zimmerausstattung im Vortheil sein. Kein weibliches Wesen wird dann im Zimmer schiefhängende Bilder oder sonst unsymetrisch geordnete Gegenstände dulden, und die anmuthige Harmonie, die jedes Gemach, sei es ein kleines bescheidenes Zimmer oder ein eleganter Salon, erst wohnlich erscheinen läßt, wenn sie nicht allein aus den Einzelheiten desselben, sondern aus der ganzen Anordnung spricht, wird in der Regel nur gewonnen und gewahrt, wenn die darin wohnenden und waltenden Frauen jenen zur anderen Natur gewordenen Geschmack besitzen, der gleichwohl keine bloße Naturgabe ist, sondern erworben wird durch allseitige Bildung und gleichsam die Blüte derselben, wie jeder Dilettantismus ist.

Aber wenn es nützlich ist, zu zeichnen, um Stickereivorlagen für den eigenen Bedarf entweder selbst zu entwerfen oder auf den Stoff zu übertragen, — denn alle Stickereien werden unendlich vertheuert und erschwert, wenn man damit erst einem Vorzeichner in die Hände fällt, der sich nicht allein die Arbeit gut bezahlen, sondern auch häufig lange darauf warten läßt, — so ist es um so angenehmer dem Zeichnen auch das Malen folgen zu lassen und an Stelle mancher Canevas- oder anderer Buntstickerei gemalte Gegenstände zu Geschenken oder eigenem Zimmerschmuck zu fertigen. Da ist denn nun das Malen von Blumen und Früchten, Vögeln, Schmetterlingen 2c. in Wasser- oder Deckfarben oder in Öl eine Kunst, mit der wir uns selbst und anderen die größten Freuden

schaffen können. Die Beschäftigung selbst, besonders wenn man sich auch hier nur vom bloßen Copiren — das allerdings vorhergehen muß — emancipirt, wenn man die Blumen nach der Natur malt, selbst zusammenstellt, das Ganze selbstständig entwirft und naturtreu ausführt, — diese Beschäftigung ist an sich ein Vergnügen für jede Blumenfreundin; es ist aber auch ein Vergnügen, etwas schaffen zu können und dabei nach möglichster Vollendung zu streben. Und hat man es in dieser Kunst durch den Ernst und Fleiß, ohne welche keine Arbeit wahrhaft gelingt, zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, wie lassen sich dann nicht durch das Malen auf Grundpapier, das man durch Glas schützt, oder auf Holz, Marmor, Porcellan ꝛc. die reizendsten und nützlichsten Gegenstände anfertigen, die dann auch als Geschenke immer einen größeren Werth haben und doch dauerhafter und billiger sind als Stickereien, sicher aber nicht im gleichen Grade der Mode unterworfen.

Das Landschaft- und Figuren-Zeichnen und Malen erfordert schon einen höheren Grad des Studiums und der Ausbildung, wie auch das Malen in Öl einen größeren Apparat, auch wird letzteres schon durch die damit verbundenen starken Gerüche für das Familienleben leichter unbequem. Ist aber das Talent und die Liebe zur Sache vorhanden, erlauben die häuslichen Einrichtungen und Mittel, sich mit ihr zu beschäftigen, so liegt auch hierin eine Quelle edeln und erhebenden Vergnügens, die wir jedem Frauenleben gönnen, das, indem es sich daran erquickt, keine höhere Pflicht versäumt.

Wie aber die rechte Beschäftigung mit der Musik dadurch den größten Gewinn bietet, daß man „hören lernt“,

d. h. ein musikalisches Werk verstehen, richtig beurtheilen und dadurch doppelt genießen und würdigen, so nützt auch die Beschäftigung mit der Malerei dadurch, daß man „sehen lernt", ein Gemälde richtig betrachten, verstehen, die Stümperarbeit unterscheiden von dem Kunstwerk.

Natürlich hassen wir, wie bei der Musik, auch bei der Malerei jenen sich breit machenden und für Kunst sich ausgebenden Dilettantismus, der sich dadurch bemerklich und wichtig machen und hervorthun will, daß er bei jedem Kunstwerk, sei's im Concert, sei's im Museum, eine absprechende, geringschätzende Miene annimmt oder sein Urtheil doch in lauten, mit technischen Ausdrücken gewürzten Anmerkungen mit der Miene der Kunstkennerschaft abzugeben sucht. Wem sind nicht auf Reisen und in großstädtischen Gemäldegalerien Damen begegnet, die vor berühmten Gemälden die Brocken auffangen, die sie den Aeußerungen eines Malers, an den sie sich drängten, abgewinnen können, und nachher vor anderen mit denselben Ausdrücken renommiren, als wären es ihre eigenen? — Damen, die sich nicht in das Kunstwerk vertiefen, um es ganz und voll in sich aufzunehmen, sondern die nur glücklich sind, wenn sie davor und davon schwatzen können von „Manier" und „Colorit" und durch die Säle rennen, nur um sagen zu können, daß sie darin alles gesehen und daß sie überhaupt schon viel berühmtere Sachen und Sammlungen sahen und wie viel sie darin vermissen. Ein solches Gebahren — bei Männern und Frauen in der Gegenwart, die es ja überhaupt liebt, „nichts zu bewundern", gleich üblich und gleich widerwärtig — kennzeichnet gerade den Dilettantismus nach seiner schädlich-

sten Seite: indeß er auf ein edles Gemüth veredelnd wirkt, das bescheidene noch bescheidener macht, indem das Nähertreten an das Kunstgebiet ihm dieses in seiner ganzen Größe und Würde zeigt, — macht er einen eitlen Sinn nur noch eitler und eingebildeter. Wer keine Ehrfurcht mitbringt zum Dienste der Kunst, keine Weihe, selbst auf der untersten Stufe des Dilettantismus, betrachtet dann nur die eigene Leistung selbstgefällig durch ein Vergrößerungsglas; anderen und der Kunst gegenüber kehrt er es aber um und freut sich, dies Alles nun so sehr verkleinert zu erblicken, daß er es überblicken kann, — wie der Hochmuth meint. Auf diese Gefahr, durch welche die Dilettanten sich selbst richten im sittlichen und ethischen Sinne, wollten wir die Leserinnen besonders aufmerksam machen.

VIII. Rhetorische und dramatische Kunst.

Es handelt sich hier um ein Gebiet, das sehr wichtig ist, das aber, wie ja auch dasjenige der Tonkunst in vielen Fällen, nicht allein zur eigenen Unterhaltung betreten werden soll und kann, sondern das der Geselligkeit, sei es auch nur im Familienkreise, gehört.

Ehe man singen lernt, soll man sprechen lernen. Nach dem Sprechen folgt das Vortragen, und dann mag man, wenn man will, sich auch bis zum Liebhabertheater versteigen.

Alles, was wir unter jenen vier Fertigkeiten verstehen, wird zwar jetzt allmählich in die höheren Töchterschulen eingeführt; — aber da wir uns hier nicht an diese, sondern an das Haus und an die weibliche Jugend selbst wenden, müssen wir es als wünschenswerth erklären, daß

dieselben auch später nicht vernachlässigt, sondern in den Mußestunden geübt werden.

Gewiß ist das Vorlesen, wenn auch nur im Familienkreise, ebenso angenehm als vortheilhaft. Wie angenehm ist es für die älteren Familienglieder, deren Augen vielleicht, wenigstens am Abend, nicht mehr so gut oder nur mit Anstrengung und schlimmen Folgen zum Sehen ausreichen, wenn dann die Tochter, Nichte oder Enkelin ihnen gut vorzulesen versteht; oder wenn dies Schwestern und Freundinnen untereinander abwechselnd thun und, während sie so sich an langen Winterabenden bei der traulichen Lampe oder an schwülen Sommernachmittagen in der schattigen Veranda interessant und bildend geistig unterhalten, auch daneben noch allerlei nützliche und nothwendige Handarbeiten vornehmen können, die um so mehr gefördert werden, wenn dabei kein Moment der Langenweile aufkommen kann. Es ist nicht etwa nothwendig, daß dann mit Pathos und aller Aufwendung vom Stimm-Material und declamatorischen Effecthaschereien gelesen werde, — im Gegentheil: beim längeren Vorlesen wirkt nichts auf die Zuhörenden so abspannend oder nervös aufregend und darum unangenehm, als wenn jemand mit forcirter Stimme, Affect und Phatos liest und statt des ruhigen Tones der Erzählung oder Berichterstattung in einen pathetischen oder theatralischen verfällt. Aber gerade darin liegt die Kunst: einfach und natürlich vorzulesen, ohne eintönig und langweilig zu werden; verständlich und sinnig vorzutragen, dem Inhalte gemäß und ohne Affectation, — sei's nach der Seite des Sentimentalen, Weinerlichen, oder nach der emphatischer Begeisterung und Exaltation.

Die Leseabende oder geselligen Lesekränzchen, — sei es, daß sie allein von jungen Mädchen, denen sie sich vorzüglich zur Übung empfehlen, oder überhaupt von Damen allein oder im Vereine mit Herren gehalten werden, sind gewiß ein ebenso angenehmes und anregendes Bildungs- als Unterhaltungsmittel und haben dabei noch einen indirekten Nutzen: sie leiten ab von dem faden Geschwätz, das nur zu leicht in solchen Kreisen herrscht und in Ermangelung anderer Themata sich so gern in spöttelnder Weise mit abwesenden Bekannten und Unbekannten beschäftigt, wahrlich so wenig zu deren Vortheil wie zu dem eigenen. In solchen Kränzchen liest man gern Theaterstücke mit vertheilten Rollen, was jedenfalls sehr zur Erhöhung des gemeinsamen Genusses beiträgt. Gewöhnlich wählt man dazu die Werke der deutschen Classiker, sowohl um ihrer unvergänglichen, immer neu wirkenden Schönheit, als auch um des praktischen Grundes willen: weil man sicher ist, von Schiller, Goethe, Lessing die nöthige Zahl Exemplare zur Hand zu haben, während es schwerer hält bei den neueren Dichtern. Auch ist man ja mit den classischen Gestalten vertraut und weiß sie taditionell aufzufassen, indeß man sich in unbekanntere Dichtungen erst einzuleben suchen muß. In kleineren Städten, deren Bewohner sich entweder gar keines Theaters oder nur seltener und oft zweifelhafter Vorstellungen erfreuen, mag es gerade sehr angenehm sein, sich durch gemeinschaftliche Lectüre mit den neueren Bühnenstücken bekannt zu machen, sich dadurch in den Bühneninteressen auf dem Laufenden zu erhalten, wenn sich solche Stücke, die überall gefallen, ihrem Leserepertoire einreihen könnten, Wir möchten hier bei den Besitzern von Leihbibliotheken

und Sortimentsbuchhändlern den Antrag stellen, von derartigen Stücken, wie z. B. „Stiftungsfest“, „Epidemisch“ u. a., so viel Exemplare anzuschaffen, als Hauptrollen darin vorkommen, und dies bekannt zu machen; es wäre dies sicher kein schlechtes Geschäft und günstig für Autoren wie für Theaterfreunde in kleinen Städten, die sie sich ja dann könnten aus der Großstadt — wir denken an unser Leipzig — kommen lassen.

Der Dilettantismus bleibt oft nicht nur beim Lesen stehen, — er schwingt sich bis zum Liebhabertheater empor. Die Manie, die einmal früher auf diesem Gebiete herrschte, ist zwar glücklicherweise verschwunden, seit es überall eine Unzahl von Theatern giebt und man eingesehen hat, daß Dilettantenleistungen gerade hier immer weit zurückbleiben hinter den Leistungen selbst der allermittelmäßigsten Schauspieler von Fach, — und wir möchten, daß sich dies unsere Leserinnen recht klar machten, ehe sie sich zur Betheiligung bei dieser gefährlichen Liebhaberei entschließen. In der Regel sind dabei die Proben die Hauptsache, weil das Hauptvergnügen, und als dramatisches Talent gilt meist schon, wer ohne Verlegenheit auftreten, sich bewegen und richtig sprechen kann bei äußerer Anmuth und Grazie. Oefter als zum wirklichen Theaterspiel sehen sich junge Damen veranlaßt, bei den üblichen Polterabendaufführungen mitzuwirken, — daß ist ungleich harmloser und fordert als Gelegenheitswerk und im Familienkreise die Kritik nicht heraus. Aber eben um solcher kleiner Freundschaftsdienste willen sollte im weiblichen Dilettantenthum der Poesievortrag, das Declamiren nicht so sehr vernachlässigt werden, wie es meist geschieht.

Wie oft stehen nicht die klügsten und liebenswürdigsten jungen Damen linkisch und mit niedergeschlagenen Augen da, wenn sie ein Gedicht sprechen sollen. Sie beginnen mit zitternder Stimme, mit stockendem Odem und sprechen meist so leise, daß kein Mensch ein Wort davon versteht, oder so schnell, daß sich dabei die Worte überstürzen und man den Eindruck hat, als wollten sie nur um jeden Preis mit ihrer Aufgabe zu Ende kommen. Es bedarf auch hier keines pathetischen, mit schauspielerischer Effecthascherei verbundenen Vortrags, — aber doch der edeln Ruhe, die jeder ans Kunstgebiet streifenden Leistung zu Grunde liegen muß, der würdigen Sicherheit, die das auch wirklich den anderen vermittelt, was einmal übernommen worden. Man hält der mädchenhaften Schüchternheit viel zu gute, aber es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man jemand zittern sieht und stottern hört, — und derselbe wirkt sogar komisch, weil im übrigen die Schüchternheit so ziemlich aus dem Mädchenleben — nicht immer zum Vortheil desselben — verschwunden ist, also hier nicht als eine Folge natürlicher Bescheidenheit und tiefen Gefühls, sondern in der That nur der Unbeholfenheit und Stümperei erscheint.

Der Mangel an Gewöhnung aber trägt die Schuld daran. Man übe sich darum nicht allein vor sich selbst im Vorlesen und Declamiren, sondern auch vor anderen, man übe sich auch in der freien Rede, im Vortrag.

Bis etwa vor einem Vierteljahrhundert konnten selbst von den deutschen Männern, Schriftstellern, Gelehrten, Juristen u. s. w. nur wenige frei und öffentlich sprechen: es gab eben keine Gelegenheit zum Redenhalten und Vortragen, außer vom Katheder — Es wurde alles schriftlich vermittelt, man schrieb, man las ab allenfalls, aber

man sprach nicht. Jetzt ist es umgekehrt, jetzt wird mehr gesprochen und vorgetragen, als geschrieben und gelesen. Auch an die Frauenwelt tritt mehr und mehr die Nothwendigkeit heran, die Kunst des Vortrags sich anzueignen, nicht allein über Gedanken, sondern auch über den rhetorischen Ausdruck derselben zu verfügen. In den Schulen wird wenigstens jetzt insofern damit der Anfang gemacht, daß sich die Lehrenden das Vorgetragene von den Schülern in fließender freier Rede wiedergeben lassen, und wir kommen damit auf das zurück, wovon wir ausgingen: Es wäre besser, sich im Schreiben und im Sprechen und Vortragen eigener Gedanken zu üben, als nur im gedankenlosen Musiciren und Singen.

IX. Poesie.

Daß die Frauen vorzugsweise wie zu Hüterinnen der Sitte auch zur Hüterinnen der Poesie berufen sind, — wer möchte es leugnen? Wenn es aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gefährlich sein konnte, sie an diese Pflicht zu mahnen, da sie derselben damals nicht allein eifrig oblagen, sondern sich dabei zu so mancher Sentimentalität, Ueberspanntheit und Ueberschwänglichkeit verleiten ließen in dem Cultus der Dichter und der Dichtkunst, — so ist in unserer heutigen nüchtern und realistisch gewordenen Zeit dergleichen nicht mehr zu fürchten. Jetzt sind es eben andere Gefahren, denen unsere junge Mädchenwelt ausgesetzt ist, als die der Verhimmelung und Schwärmerei, die bei einer früheren Generation auf der Tagesordnung standen.

Unstreitig hat die weibliche Schulbildung im Allgemeinen die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Unsere Mädchenschulen und Pensionate stehen auf einer viel höheren Stufe als früher; der Unterricht wird nicht mehr

wie sonst mit dem erreichten vierzehnten Jahre und der Confirmation abgeschlossen; die Fortbildungsschule erschließt der gereifteren Jugend eine Fülle von Lehrgegenständen und Kenntnissen und entwickelt die geistigen Fähigkeiten in einer Weise, wie sie früher nur von besonders begabten Naturen oder in bevorzugten Verhältnissen als Ausnahme erreicht werden konnte. Es ist mithin unseren jungen Mädchen viel leichter gemacht, sich in ihren Mußestunden geistig, wissenschaftlich wie poetisch zu beschäftigen. Dennoch geschieht dies viel weniger als früher, — besonders hat, wie schon erwähnt, ein oft gedankenloses Musiktreiben dagegen die Vor- und Oberhand gewonnen.

Während früher die gebildete weibliche Welt sich darin gefiel, sich ein Tagebuch zu halten oder in enthusiastischen Briefwechseln mit Freundinnen und Freunden die Ansichten über Erlebtes, Gedachtes, Empfundenes oder Gelesenes auszutauschen, aus dem letzteren Excerpte zu machen, in Gedichten das eigene Herz zu erleichtern, sich an ein anderes zu wenden, — ist von alledem jetzt keine Spur mehr zu finden. Wir wollen sie nicht etwa wieder erwecken, jene Tagebücher, die häufig nur der Selbstbespiegelung dienten und in der Beschäftigung mit dem eigenen lieben Ich oft genug zur maßlosesten Subjectivität, zur nervösesten Gereiztheit und Aufgeregtheit führten; wir finden es eben so natürlich, daß in einer Zeit, wo die Eisenbahn die Entfernungen und Trennungen zusammenschrumpfen läßt, auch die Briefe zu Correspondenzkarten und Telegrammen oder doch zu gleicher Kürze zusammenschrumpfen, und daß, seit die Literatur billig geworden durch Zeitungsmassen und classische Groschenbibliotheken, sich niemand mehr ein geschriebenes Schatzkästlein anlegt, — aber es lag in alledem sonst immer

hin ein gewisses Streben nach Vertiefung, eine Keuschheit, Innerlichkeit und Begeisterung im Dienste der Musen, die auch in der Poesie einen Dilettantismus schufen, der dem stillsten Frauenleben Befriedigung und schöne Stunden gewährte, wie sie in der Gegenwart abhanden gekommen sind. Denn diejenigen, die heutzutage sich mit der Feder beschäftigen, einen fließenden Stil, ein wohlklingendes Gedicht schreiben, möchten dann auch gleich Schriftstellerin und Dichterin heißen, möchten sich gedruckt und glänzend honorirt sehen. Die Selbstbespiegelung aus der Zeit der Tagebücher im stillen Kämmerlein genügt nicht mehr, — die Zeitschrift soll den Spiegel halten, die Welt das Geleistete bewundern; was einst stilles Vergnügen war, soll bezahlt werden. Die Selbstüberschätzung, das Sichvordrängen, das Profitable ist die Signatur unserer Zeit, — wie sollte nicht auch der weibliche Dilettantismus sie tragen?

Wir sind gewiß am meisten über den Fortschritt erfreut, der es den Frauen leicht macht, auch für die Öffentlichkeit zu schreiben und ohne die Kämpfe der früheren Zeit auf diese Weise, auch wenn sie sich nicht ausschließlich dem Schriftstellerthum widmen, die Genugthuung zu haben, ihre Ansichten zu verbreiten und etwas durch eigene Arbeit zu erwerben; — aber wir beklagen die Dilettantinnen, welche ihre Gedichte, die im Familienkreise oder einer Freundin gefielen, nun auch gleich in einer Zeitung gedruckt und bezahlt oder als zierlichen Band vor sich liegen sehen möchte. Hunderte von ihnen erleben es, daß ihre Gedichte bei den Redactionen im Papierkorbe verschwinden, daß ein Verleger nach dem andern die Sammlungen höflich zurückschickt u. s. w.; — dann beklagen sich diese Damen über Ungerechtigkeit und Parteilichkeit;

— und wie die frühere Generation nur daran krankte, sich „unverstanden“ zu fühlen und sich in stiller Wehmuth sensitiv in sich selbst zurückzog, so wird die heutige gereizt und aufgebracht, begreift nicht, daß ihr Talent nicht über das von Tausenden hinausging und daß die Welt von heute allerdings mehr zu thun hat, als nur immer die ähnlichen individuellen Ergüsse und alten Phrasen schöner Seelen wieder zu lesen.

Wen sein innerstes Bedürfniß zum Dichten treibt; wen die Empfindungen gleichsam unabweislich zum Liede überströmen: der dichte doch ja; singe, wie das Vöglein singt, weil es nicht anders kann, weil dies die schönsten Momente sind; dichte, die Angehörigen zu erfreuen, die Feier eines Festes zu erhöhen, Glückwünschen und Tröstungen den höheren Ausdruck zu geben; dichte in stillen Weihestunden, wie man betet, den Drang der Erhebung zu befriedigen; dichte, um dem Blumenkranz zum Angebinde die sinnige Deutung zu geben. — Das ist der liebenswürdigste Dilettantismus, und neben der geheimen Selbstfreude am Schaffen belohnt ihn die Nachfreude und der Dank der Lieben. Aber zu beklagen ist, wer nach dem freundlichen Erfolg im Privatkreise noch einen solchen bei dem großen Publikum sucht, oder, weil eine Polterabendscene gelang, sich zum dramatischen Schaffen für die Bühne berufen hält. Unendliche Kränkungen und Täuschungen sind im Gefolge einer solchen Ueberhebung.

Vor all' solcher Überhebung kann heutzutage nicht genug gewarnt werden. Weil die Bildung verallgemeinert worden und ein Grad derselben, der sonst noch eine Ausnahme war, jetzt schon eine Regel ist, und sich Viele doch gern mit der ihrigen hervorthun wollen, indem sie nicht begreifen, daß andere gerade so viel gelernt haben wie sie

bekunden diese Überhebungen einen um so höheren Grad von Arroganz und der Sucht, sich bemerklich zu machen. Früher war die Schöngeisterei Mode, die sich, wie erwähnt, mit Pietät, mit Bewunderung der Geistesheroen und ihrer Werke vertrug, — jetzt aber ist das vorbei und die Freude daran ist der Sucht: abzusprechen und zu kritisiren, gewichen.

Es ist guter Ton, sich von nichts mehr enthusiasmiren zu lassen, gelegentlich selbst nicht einmal mehr von Schiller und Goethe, bei den neueren Dichtern aber eher nach Tadel als nach Lob sich umzusehen und es kaum einzugestehen, wenn eine Dichtung wirklich einmal das Innere ergriffen hat. Wir wollen hoffen, daß auch dies eine vorübergehende Mode ist, und daß man einmal nicht mehr nur schön ausgestattete, illustrirte und durch Photographie und Buntdruck werthvoll gemachte Bücher auf den Lesetisch des Salons legt, damit im Momente der Langeweile, des Wartens nachlässig darin geblättert werden kann, sondern daß man sich auch wieder in Poesie vertiefe und sie würdige. Die Zeit, die man ihr widmet, ist wahrlich edler angewandt als die beim Nachsinnen über immer neue Toilettenraffinements oder beim gedankenlosen Pianofortedreschen oder beim Flaniren durch die Stadtstraßen und dem Haltmachen vor ihren Schaufenstern verschwendete. An der Schule und an den Müttern ist es, die heranwachsenden Mädchen ebensowohl für die Charaktervertiefung wie für die Praxis des Lebens zu erziehen; — ein poesie- und pietätloses Geschlecht ist immer in Gefahr, sittlich zu Grunde zu gehen.

Zukunft.

Ein Prolog.

Es ist erwähnt worden, wie im Jahre 1865 am 18. Oct. in Leipzig der Allgemeine deutsche Frauenverein gegründet ward.

Schon am 24 Februar desselben Jahres waren in Leipzig eine Anzahl Frauen zusammengetreten und hatten daselbst einen Frauenbildungsverein gegründet. Es war der erste Frauenverein, der sich nicht mit Wohlthätigkeit oder Gründung wohlthätiger Anstalten u. s. w. beschäftigte, sondern die weibliche Bildung, so wohl zur Befähigung des Erwerbes uud der damit verknüpften Selbstständigkeit, als überhaupt einer würdigeren Frauenstellung zu seinem Zwecke wählte, die Existenz einer Frauenfrage anerkannte, wie die Nothwendigkeit dieselbe in Frauenkreisen in's Auge zu fassen und sich zur weiblichen Selbstständigkeit zu erheben.

Der Verein gründete zuerst belehrende und bildende Abendunterhaltungen mit lauter weiblichen Kräften für unbemittelte Frauen, eine Fortbildungsschule für unbemittelte Mädchen, daran knüpften sich, wie von selbst unentgeltliche Stellenvermittlung, Bibliothek u. s. w.

Heute schon scheint es unglaublich, daß die sich so vereinenden Frauen dazu ein gutes Theil Muth und und Vorurtheilslosigkeit nöthig, daß sie noch viel mehr

Vorurtheilen entgegenzutreten und viele Kämpfe zu bestehen hatten und daß, als zuerst der Vorschlag an sie herantrat durch Einberufung eines deutschen Frauentags mit Frauen und Männern andrer deutscher Städte die Frauenfrage zu erörtern, kaum drei oder vier unter ihnen waren, die von einem solchen nicht nur als gewagt, sondern auch was bedenklicher als Alles! als lächerlich bezeichneten Schritt sich einen Erfolg versprochen hätten.

Als wir nun im vorigen Jahre das zehnjährige Stiftungsfest des Leipziger Frauenbildungvereins im Kreise von ein paar hundert Frauen feierten, trugen die Schülerinnen der Schule desselben die folgende von mir verfaßte Dichtung vor, welche denn auch hier unsre Blicke in die Zukunft einleiten möge.

Drei Jahre.

1865. 1875. 1965.

(Alle drei zusammen.)

Drei Schwestern treten wir in Eure Mitte
Zum Stiftungsfest Euch freudig zu begrüßen;
Wir Jahre nah'n und geh'n mit schnellem Schrite
Als hätten Flügel wir an unsern Füßen.
Und so, aus hundert Jahren auserkoren
Drei Jahre sich bei Eurem Fest vereinen.

1875.

Ich bin das Jahr, das noch nicht lang geboren
Und dessen Sterne heute Euch bescheinen,
Die Schwester hier hat damals zugeschaut,
Als ihr zum Erstenmale Euch erhoben,

Auf Gott und eure eigne Kraft vertraut
Ein festes Band um Hunderte gewoben.
Und jene dort, die noch von ferne steht,
Kommt erst in Zeiten, wie wir kaum sie ahnen
Wenn man das erste Säculum begeht
Der Frauen Einigung auf neuen Bahnen.

1965.

Wohl bin ich fern, doch heute komm ich doch
Vom Reich der Zukunft einen Gruß zu bringen,
Wo wie ein Märchen scheint das alte Joch,
In dem noch heute alle Frauen ringen.
Daß ich den Glauben an die Zukunft stärke
Grüß ich Euch heut zum zehenjährgen Werke.
Doch mögen erst die andern Schwestern reden
Die zaghaft Euer Streben aufgenommen;
Ich bin im Dienst von kühneren Propheten,
Der Sonne, die dem Morgenroth entklommen.

1865.

Wie Morgenroth — ja, so war mir's zu Muthe,
Als mit dem Thauwind, fast zum Erstenmal
Die Eiseslast — die drückend auf mir ruhte
Hinwegschmolz in der Sonne warmen Strahl!
Ein Weckruf ging an Euch, an Leipzigs Frauen:
„Vereinigt Euch" und prüft das Frauenloos
Und wagt es auf die innre Stimme trauen
Legt nicht die Hände müssig in den Schooß,
Weiht Eure Kraft dem eigenen Geschlecht!
Der Wahlspruch lautet: „Arbeit, Bildung, Recht!"

Die Einen lächelten, die Andern lachten,
Doch Manchen klang solch Wort gar wohl bekannt,
Die lernten auf des Herzens Stimme achten
Und reichten sich zum neuen Bund die Hand.
Und durch das Wort, daß Leben — Streben sei,
Vor Hunderten von Frauenmund gesprochen
War kühn des alten Bannes Macht gebrochen —
Zwar nicht das Weib, doch ward sein Kampfplatz frei!
Bescheiden, schüchtern und im kleinen Kreise
Ward da das neue Werk mit Muth gepflegt
Wohl kam der Kampf, der Hohn, bald laut und leise
Der Gegner Drohn, es fand Euch unentwegt,
Es drängt Euch nur nach Größeren zu streben
Und alle deutsche Frauen aufzurufen,
Daß sie zu gleichem Zweck sich miterheben
Und einen allgemeinen Bund sich schufen.
Und wie der Februar Euch hier verbunden,
Sah der October schon — ein Flügelschlag
Der neuen Zeit, wie selten er gefunden —
In Leipzig auch den ersten Frauentag.
Und ruhig konnte ich von hinnen scheiden
Sah ich Euch doch auf „neuen Bahnen" schreiten.

1875.

Zehn Jahre sind seid jener Zeit erschienen,
Verschwunden in das Meer der Ewigkeit;
Sie mußten all der Frauenfrage dienen,
Dem Kampfe dienen, dem Ihr Euch geweiht. —
Es kam der Krieg, — das Eisen nur regierte,
Es kam die neue Zeit — das deutsche Reich —
Es kam der Sieg — und mit ihm die Begierde
Nach Gold und des Genusses Zauberzweig;

Doch immer rief dazwischen Euer Mahnen:
Es ziemt der Frauenhand mit Friedensfahnen
Zu winken in das sturmbewegte Treiben,
Doch nimmer ziemt's der Frau zurückzubleiben!
Da, wo es gilt nach edlen Zielen streben,
Muß sie sich selbst und ihr Geschlecht erheben.
Und so geschah's. Hier seid ihr treu geblieben
Dem kleinen Kreis, hier herrscht im Schwesternbunde
Ein rastlos Schaffen und ein dankbar Lieben! —
Wohl Manche fehlen aus der ersten Runde,
Doch segnend blickt vielleicht von bessern Sternen
Ihr Geist herab aus hohen Himmelsfernen.
Doch die in ird'sche Fernen nur gegangen
Noch fest am alten trauten Bunde hangen.
Denn was einst eine kleine Zahl erkannt
Von einer Frauenfrage leis gesprochen —
Das pflanzte weiter sich von Land zu Land
Auf einer Bahn, die muthig Ihr gebrochen,
Und mehr als damals nur zu denken war,
Das stellt sich heute als erreicht schon dar!

1965.

Schon als erreicht — und doch, wenn Euch schon heute
Zehn Jahre später das Erreichte freute,
Wie würde dann es Euch zu Muthe werden,
Wärt Ihr, wenn ich dereinstens hier erscheine
In neunzig, hundert Jahren noch auf Erden?
Dann giebts nicht Frauenfrage. noch Vereine,
Die für das Frauenrecht wie ihr erglüh'n
Dann wär's ein thöricht kindisches Bemüh'n,

Für etwas kämpfen das Niemand versagt.
Das spätere Geschlecht wird kaum verstehen,
Daß Ihr einst kämpftet, daß Ihr viel gewagt.
Denn keine Schranken wird es um sich sehen.
Und wo Ihr jetzt erst ängstlich schüchtern fragt,
Da wird das Leben längst die Antwort haben:
Verschieden theilt der Schöpfer seine Gaben,
Doch was der Mensch erreichen will und kann
Das kommt ihm zu, sei er ein Weib, ein Mann.

1875.

Doch nun genug! verrathe nicht zu viel!
Noch gilt es Kampf, noch sind wir nicht am Ziel.

(Zusammen.)

So waren als drei Jahre wir gesendet —
Doch jetzt nehmt unser Aller Dank und Gruß,
Für all' den Segen, den Ihr uns gespendet
Und unsern Glückwunsch zu des Festes Schluß!

Zukunftshoffnungen.

Obwohl die alten Germanen bei den Frauen, wenigstens bei den Priesterinnen, Prophetengaben voraussetzten und obwohl Viele der Neueren, die, zwar nicht einmal mehr den Thieren, aber doch den Frauen immer noch „Instinkt“ zuschreiben und sie also damit noch unter das Thier classifizieren, dennoch aber glauben ihnen damit eine Schmeichelei zu sagen und sie mit einem schnell zu Ruf gelangten Philosophen durch die ihnen zuerkannte „Unbewußtheit“ zugleich scheinbar erheben, in Wahrheit aber erniedrigen — so bin ich doch weit davon entfernt, für mich selbst Prophetengabe in Anspruch nehmen zu wollen.

Auch weiß ich: Jede geistige Weissagung erblaßt ihrer Erfüllung gegenüber. Was Einzelne des vorangegangenen Geschlechts, sei es in logischer Schlußfolgerung, sei es ahnungsvoll hier und da mit kühnen Worten aufgestellt, das wird immer von den Fortschritten der Zeit überholt. Kaum begreift dann noch Jemand, wie man einst leben konnte, ohne diese oder jene Einrichtung, Erfindung, Berechtigung, viel weniger aber glaubt man, daß Diejenigen, welche die Einführung dieses oder jenes Fortschrittes befürworteten, hofften, an ihn glaubten, ihn prophezeiten, wie man es nennen will, von ihren Zeitgenossen, wenn nicht zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung gemacht, dafür belächelt, als schwärmerische,

sanguinische, überspannte oder leichtgläubige Köpfe bezeichnet wurden — je nachdem.

Man will behaupten das Alter mache conservativ, reactionair, es sei dem Fortschritt und dem Neuen feindlich, leugne daß es mit der Menschheit vorwärts gehe, verliere den Glauben an sie —: ich meinerseits finde je älter man wird, je öfter ist Einem ja der Glaube schon, — es mit einer Alltagsredensart zu bezeichnen — in die Hände gekommen: daß es vorwärts geht, trotz aller Hemmungen, daß möglich wird, was unmöglich schien und aus dem Wunderbaren ein Alltägliches.

Wir brauchen uns doch nur daran zu erinnern, welche Umwandlungen wir selbst erlebt haben — und dazu sollten meine Blicke in eine selbsterlebte Vergangenheit anregen.

Wer vor funfzig bis sechzig Jahren gesagt hätte, daß jedes Kind mittelst eines kleinen Hölzchens Licht machen könne, hätte nur Gelächter hervorgerufen.

Wer vor dreißig bis vierzig Jahren beim Anblick der ersten Locomotive und des ersten Schraubendampfers die Behauptung aufgestellt, daß man mit beiden werde bald in achtzig bis neunzig Tagen um die Erde fahren können, hätte für einen Witzbold gegolten. Vergnügungsreisen von Damen ohne männlichen Schutz kamen nur als Ausnahmen vor.

Wer vor zwanzig bis dreißig Jahren gesagt, daß in unsern Wohnungen das Wasser in jede Etage gewissermassen „von allein“ heraufkomme und kein Dienstmädchen es mehr heraufzutragen brauche, daß wir kochen könnten bei Gas und Petroleum, ohne Holz und Kohlen u. s. w.,

dem hätte man nachgesagt, daß er Märchen aus dem Schlaraffenland erzähle. —

Wer vor zehn und zwanzig Jahren an die Stelle der zierlichen Nähtischchens eine Nähmaschine setzte, eine Waschmaschine in das Waschhaus, ward dafür mit Achselzucken betrachtet —

Es sind dies Reformen, Revolutionen auf wirthschaftlichem Gebiet, die unzählige kleinere und größere im Gefolge haben und — so geht es weiter — immer weiter!

Die Veränderungen in unsern Häusern und Küchen mußten Veränderungen im ganzen Frauenleben herbeiführen, die Arbeitskraft, die für die Familie überflüssig geworden, muß sich darum andere Gebiete suchen.

Daß Mädchen turnen, schwimmen, schlittschuhlaufen lernten, wäre vor dreißig Jahren noch Niemanden im Traume eingefallen, das blieb den Knaben und Männern überlassen. Ueberhaupt mußten die Mädchen hübsch zu Hause und fern von solchen Leibesübungen bleiben, sie galten für unweiblich, der Grazie und Anmuth schädlich. Nur zu tanzen, in Tanzstunden und dann auf Bällen ganze Nächte hindurch, war erlaubt. Dort war auch jede Freiheit des Verkehrs zwischen Mädchen und Männern gestattet — sie durften, und dürfen noch heute sich von ihnen umfassen und im heißen Wirbel athemlos drehen lassen — aber mit Männern im Verkehr des Geschäftslebens oder des Reiselebens ohne eine Aufsicht zusammenzutreffen, ließ die Mädchen erröthen und galt mindestens bei einer gewissen Sorte von Männern als gute Gelegenheit, wo nicht als Aufforderung sich gegen sie Alles erlauben zu dürfen. Wer da gesagt hätte, daß in Geschäften,

auf Büreaus u. s. w. auch junge Mädchen und Männer zusammenarbeiten würden, ohne zarte Interessen oder sinnliche Aufregungen damit zu verbinden und wenn nicht die Moral doch die Schicklichkeit zu verletzen — der wäre über seine Begriffe von Sitte und Sittlichkeit schon arg verketzert worden.

Noch vor zehn und zwölf Jahren, als wir den ersten deutschen Frauentag hielten, galt eine öffentliche von Frauen geleitete Versammlung als ein kühnes Unternehmen, das man gern als komisch bezeichnet hätte — wäre es nur nicht so würdig und bei jeder Wiederholung würdiger ausgefallen, sodaß jetzt auch dergleichen nichts Außergewöhnliches mehr ist.

War es ein Ereigniß als etwa vor dreißig Jahren die ersten Lehrerinnenseminare gegründet wurden und ein zweites als man dann Lehrerinnen, die bisher nur an Privatanstalten oder in Familien gewirkt hatten, auch seitens des Staates und der Städte anstellte an öffentlichen Schulen, noch ein andres Ereigniß, als man „höhere Töchterschulen“ und für diese wieder Fortbildungsclassen bis zum 18. Jahre gründete — warum sollte es da nicht wahrscheinlich sein, daß es einmal auch eine gleiche Zahl von Lehrerinnen wie Lehrern geben wird und zwar in allen weiblichen Schulen und daß sie nach ihren Leistungen auch den Lehrern vollständig gleichgestellt werden? Warum sollte der Staat nicht auch für seine Töchter gleiche Bildungsanstalten gründen, wie für seine Söhne ähnlich den jetzigen Gymnasien und Universitäten — natürlich mit andern, nicht allein der Weiblichkeit, sondern überhaupt den Fortschritten der Zukunft mehr entsprechenden Einrichtungen — denn wenn wir uns auch hier nicht

weiter darauf einlassen können, gehört doch auch eine Umgestaltung dieser höheren Bildungsanstalten mit zu den brennenden Tagesfragen.

Wenn es jetzt schon einzelnen Frauen gelungen ist, akademische Bildung und Doctorenwürde zu erlangen — warum sollte es nicht einst vielen gelingen und schließlich Alles darauf eingerichtet werden, daß es ihnen gelingen könne? Wenn es schon jetzt einige weibliche Aerzte giebt, welche ihren männlichen Collegen Achtung abnöthigen und nicht hinter ihnen zurückstehen — warum sollte es nicht einmal so viele geben, daß keine Frau mehr nöthig hätte, sich von einem Manne behandeln zu lassen und daß diese Überwindung des natürlichen weiblichen Schamgefühls nie mehr gefordert und wo sie noch vorkäme als „unverschämt“ bezeichnet würde, weil sie nicht mehr wie jetzt eine Nothwendigkeit wäre? Warum sollte es nicht dahin kommen, daß auch an den höchsten Bildungsanstalten Frauen für Frauen neben den Männern lehrten und vortrügen, damit auch hierbei jede jetzt noch unausbleibliche Verletzung des weiblichen Zart- und Scham- und Schicklichkeitsgefühles wegfiele? Ob dann in dieser Zukunft die Frauen Doctoren und Professoren hießen oder nicht, das ist sehr gleichgültig, sobald sie nur dieselbe Gelegenheit hatten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, wie die Männer und dieselben Rechte, sie auszuüben, so ist das Ziel, das uns vorschwebt ja erreicht.

Ich habe in diesem ganzen Buche der politischen Zustände wenig gedacht — Erinnerungen selbsterlebter politischer Zustände und Kämpfe zu schreiben — dazu hätte der enge Raum dieses Buches nicht ausgereicht und ich habe sie auch darum hier nicht eingeflochten, um

diesem Buch nicht eine andere Parteifarbe zu geben als die einer weiblichen Fortschrittspartei: Denn so sonderbar es ist: diese Partei hat unter allen politischen und socialistischen Parteien ihre Freunde und ihre Gegner und das ist vielleicht auch ein Beweis dafür, daß sie eben die größte Reformfrage der Zeit ist und daß sie auf jenem reinmenschlichem Gebiete der alles besiegenden Humanität steht, deren Herrschaft zuletzt doch das ersehnte Endziel Aller ist, die nicht aus selbstsüchtigen Nebenzwecken in den Dienst irgend einer Partei sich begeben haben.

Dies Ziel muß dasselbe sein, wenn auch die Wege verschieden sind: das Ziel ist die Harmonie der Menschheit und diese ist so lange nicht hergestellt, so lange noch ein Mensch daran gesetzlich oder gesellschaftlich gehindert ist, sich selbst mit sich und seiner Umgebung in Harmonie zu setzen und er ist daran gehindert, so lange es ihm nicht möglich oder doch von andern Menschen erschwert wird, sich selbst und seine Fähigkeiten zu entfalten und zu benutzen im Interesse seiner selbst in freier Selbstbestimmung, wie des Allgemeinen in freiwilliger Unterordnung und Hingebung.

So soll denn auch hier mit dem Blick in die Zukunft auf dem politischen und humanen Gebiet kein specielles politisches Glaubensbekenntniß aufgestellt werden und nur einige der Verse aus dem „Schlußgesang“ meiner „Lieder eines deutschen Mädchens“ führe ich an, die 1847 erschienen und der also noch „vormärzlich“ gedichtet und gedruckt war — also auch eine Prophezeihung, die vor fast 30 Jahren ein junges Mädchen wagte — noch heute gern wiederholt:

Einst wird's geschehn! es wird ein Tag erscheinen,
Wo alle Völker frei und stolz sich heben,
Zu gleichem Ruf, zu gleichem Thun sich einen:
Sei jedem Volk sein heilig Recht gegeben!
Das Recht der Sprachen und der heimschen Sitten
Wie sie die Weltgeschichte Jedem lehrt,
Nichts Fremdes sei im Vaterland gelitten!
Doch auch kein Thun, das nicht die Menschheit ehrt.
Ein heilig Erbtheil von Natur empfangen
Sei jeglichem die eigne Nation:
Wohl mögen herrlich ihre Säulen prangen
Doch hat die Menschheit einen höhern Thron
Vor diesen Thron soll'n sich die Völker neigen,
Als Brüder, Schwestern sich die Hände reichen.
Das ist der Menschheit neu errungnes Eden,
Das Reich des Herrn, um das wir täglich beten.

Ich weiß, nicht werd ich diesen Tag erleben
Wo zu der Liebe kehrt sich jeder Sinn,
Wo sich ihr Reich alleinig wird erheben,
Doch fühl ich mich als dessen Bürgerin.
Dem Reich der Liebe will ich Bürger werben,
Als Priesterin ihm leben und ihm sterben!

Bis jetzt hat sich diese Prophezeihung erst im Interesse unsrer deutschen Nation erfüllt! Und wenn wir vor und in und nach jener begeisterungsvollen Märzerhebung mit all unsern Denken und Thun eingetreten sind für die deutsche Einheit und Freiheit und jetzt doch die ersten errungen sehen, unser deutsches Vaterland einig und groß und mindestens von römischer Herrschaft sich frei machend: so ist das auch wieder unendlich mehr, als damals der

größere Theil unsrer Zeitgenossen für erreichbar hielt und wofür ein anderer Theil zu Märtyrern ward in Kerkern, in Verbannung, durch Pulver und Blei. — Wer es in den Zeiten der schmachvollen Reaction von 1850 — 1860 (man kann sagen: die große Schillerfeier vom November 1859 ward zum segensreichen Wendepunkt, wo die Nation an ihrem Dichter sich begeisternd, wieder an ideale Ziele glauben und danach ringen lernte) gesagt hätte, daß nach aber zehn Jahren Deutschland ein einziges Reich sein würde verbunden mit Elsaß-Lothringen, ein Reich mit einem Reichstag mit einer Heeresführung, mit Freizügigkeit und ohne Paß- und ähnliche Quälereien, ein Staat der die Kirche überwunden, der die Klöster aufgehoben, die Jesuiten verjagt, die er erst gern gehegt, Roms Macht gebrochen, auf die er sich erst so lange gestützt, die Civilehe geboten, die ihm erst als unchristlich, als Concubinat gegolten — wer das prophezeiht hätte: was anders wäre ihm als Antwort geworden als Hohngelächter, oder auch, je nach der Form der Prophezeiung, den Hochverrathsprozeß mit Gefängniß?

So haben sich die Zeiten geändert! So ermuthigen sie uns an neue Aenderungen zu glauben, neuen Prophezeiungen zu lauschen — oder sie auch selbst auszusprechen. Die Weissagungen der Einheit Deutschlands, eines einigen deutschen Reichs und stolzen Glanzes seines Namens sind verblaßt der Erfüllung der Gegenwart gegenüber — warum soll, ja muß es nicht mit andern auf das Princip stetigen Fortschreitens zu den höchsten Zielen menschlicher und menschheitlicher Vollendung gegründeten eben so ergehen?

Ein auf die Spitze des Schwertes gestellter Friede,

ein Volk in Waffen, ein Volk, das zumeist nach Gewinn und Genuß trachtet und dessen eine Hälfte ausgeschlossen ist von den meisten Bildungsmitteln und bürgerlichen Rechten — : das alles sind doch keine Zustände, welche dem Ideal von der Harmonie der Menschheit entsprechen — und darum haben sie keinen Anspruch auf eine ewige, nicht einmal auf eine lange Dauer.

Warum sollen wir da nicht prophezeihen können, daß eine Zeit kommt, wo die ganze unselige und unmenschliche Kriegswirthschaft aufhört mit all ihrer Barberei und all ihrem Jammer? wo die Völker friedlich nebeneinander wohnen und wo etwaige Streitigkeiten, die bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, ja wohl auch bei fortschreitender Civilisation noch immer vorkommen können, durch Völkerschiedsgerichte, nicht aber durch das rohe Faustrecht entschieden werden?

Hat bisher die Weltgeschichte gezeigt, wie weit oder vielmehr wie *wenig* weit es die Menschheit gebracht hat in ihrer Entwickelung, ins besondere in der Entwickelung *Allen* zu Gute kommender humaner Zustände, *ohne* die selbstbewußte und gesetzliche Mitwirkung der Frauen — : warum sollte nicht einmal der Versuch gemacht werden zu sehen: *wie weit man mit ihr komme*?

Aber es handelt sich gar nicht einmal mehr dieses Versuches und dieses Zieles willen um die Beachtung und Mitwirkung der Frauen — es handelt sich darum ganz einfach im Namen ihres *Menschenrechtes*.

Was kann uns denn den obigen Erfahrungen gegenüber das Achselzucken und Hohngelächter noch sonderlich kümmern, mit dem uns vielleicht jetzt geantwortet wird, wenn wir ganz ruhig und fest unsere Überzeugung dahin

aussprechen, daß, und vielleicht nicht gar so fern, als man glaubt, eine Zeit vor uns liegt in welcher man es gar nicht mehr für möglich halten wird, daß man einst vom „Volk“ gesprochen und „für das Volk“ gearbeitet und sich gemüht, aber darunter nur die Männer verstanden hat? Wo man sich breit gemacht hat mit der Forderung und Ertheilung eines „allgemeinen Stimmrechtes“, wie der Ausdruck lautete, und doch die eine Hälfte des Volkes dabei hat leer ausgehen lassen, ja, sich gar nicht einmal nur die Mühe genommen hat wie bei andern Gesetzesparagraphen beizufügen: „Frauen und Minderjährige“ sind ausgeschlossen! Es war dies ja eben „selbstverständlich.“ Jetzt erst, wo man in England und Amerika schon lange um dieses Recht seitens der Frauen kämpft, im letzteren Lande es in einzelnen Staaten bereits errungen, im ersteren bei einer immer kleiner werdenden Minorität des Parlaments der betreffenden Bill gegenüber, jedenfalls bald erringen wird — jetzt erst wird es auch in Deutschland, aber natürlich nur mit aller möglichen Reserve hier und da einmal — aber noch lange nicht etwa in einer gesetzgebenden Versammlung zur Sprache gebracht. Die socialdemokratische Partei hat es mit in ihr Programm aufgenommen, aber unter allen andern Parteien sind es nur einzelne weitblickende und human gesinnte Männer, welche „eine Beleidigung des Jahrhunderts“ darin erkennen, daß man die Frauen nicht gleichberechtigt neben die Männer stellt, aber noch steht in keinen ihrer Parteiprogramme dieser Satz. Natürlich! Es giebt eben noch der Männer so wenige, die ihn unterschreiben würden und darum schweigt man über eine Sache, welche die im Uebrigen einige Partei vielleicht decimiren würde. Wir

dürfen darüber nicht klagen, denn es ist dies auch die Taktik der für den weiblichen Fortschritt kämpfenden Frauenvereine. Auch sie setzten und setzen diese Frage noch nicht auf ihre Tagesordnung, um die nur für näher liegende Ziele mitwirkenden Frauen nicht zu beirren und andrerseits um erst Bildung, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit unter den Frauen so weit zu fördern, daß sie dann ganz von selbst den Muth und die Einsicht gewinnen werden, welche erforderlich sind, um auch politische Rechte sich selbst zu erkämpfen und die damit zusammenhängenden Pflichten in würdiger Weise auszuüben. Es wird auch hierbei von den Frauen nach demselben Grundsatz gehandelt, der eben durch die niederdrückenden Verhältnisse, unter denen sie gelebt in der Praxis sich eingeführt. Die Frau muß erst durch ihre Leistung und ihr ganzes Verhalten die Beweise beibringen, daß sie zur Uebernahme dieser oder jener Arbeit, dieser Pflicht und dieses Rechtes geeignet ist, was Alles beim Mann als selbstverständlich vorausgesetzt wird — leistet dann der Mann nicht, was er soll, so ist er mit seiner persönlichen Unfähigkeit dafür verantwortlich, bei der Frau aber kommt die persönliche Unfähigkeit auf Rechnung ihres ganzen Geschlechtes. Und daher die Angst und der Eifer und die Pflicht jeder Frau in einem selten von Frauen ergriffenem Fach auch gut zu bestehen, weil man sonst — freilich für sie selbst bequem genug! — sagen würde: es ist kein Fach für eine Frau. Es steht eben von diesen vorwärtsstrebenden Frauen keine für sich, sondern: Jede für Alle. —

Als jetzt, beim Kampf um die obligatorische Civilehe, Viele darin eine bedenkliche Neuerung sahen und viele Frauen besonders dieselbe für unchristlich nahmen und

Christenthum, Religion und Sitte dadurch beeinträchtigt wähnten, wurden sie meist beruhigt, wenn sie erfuhren, daß die kirchliche Einsegnung der Ehe in den ersten christlichen Zeiten nirgend stattfand, daß sie erst im achten Jahrhundert aufkam und es in Germanien noch viel länger währte, ehe sie für nöthig erachtet ward, ja, daß nicht einmal Luther sie unbedingt forderte. Sollte denn nun nicht die Forderung des Frauenstimmrechtes gerade in Deutschland um so berechtigter sein, wenn man erfährt, daß dies ein uraltgermanisches Recht war, das den Frauen nur im achten Jahrhundert entzogen ward und daß es nun nicht eben eine so ungeheuere Forderung ist, wenn die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts nur wieder haben wollen, was sie bis vor tausend Jahren besaßen? Bei den alten Germanen waren die Frauen nicht allein Priesterinnen und Seherinnen und Schlachtenjungfrauen und als solche geehrt — auch jede Frau und Hausfrau hatte das Recht, in den Gemeindeverhandlungen mitzuerscheinen, mitzusprechen, mitzustimmen. Vor Allen durfte kein Krieg beschlossen werden, ohne Zustimmung der Frauen. Nicht aus Germanien — : aus Rom stammt der alberne Spruch, den man auf Latein uns immer vorgehalten: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ Kann der noch uns fortgesetzt aufgetischt werden in den Zeiten des Culturkampfes? Es ist eine Beschimpfung deutscher Art und unsrer deutschen Vorfahren, wenn man es als modernes Gelüste bezeichnet, wenn einmal vom weiblichen Wahlrecht — und zwar vom activen, wie vom passiven die Rede ist. Denn auch vom letzteren weiß das deutsche Reich zu erzählen. Auf den deutschen Reichstagen hatte die gefürstete Aebtissin Sitz und Stimme

gleich dem gefürsteten Abt — und darunter litt die Würde der Versammlung am Wenigsten.

Vielleicht klingt es nun etwas weniger fremd — komisch oder gewagt, je nachdem man unsre „Prophezeiungen" aufnehmen will, wenn wir sagen, daß in Zukunft die Frauen wohl eine Stimme haben werden in der Gemeinde, der sie steuern, persönliche Betheiligung an allen den Dingen, die sie am nächsten angehen, wie in der Einrichtung und Beaufsichtigung und Führung von allen Anstalten für kleine Kinder, dann in den Mädchenschulen, in allen Rettungshäusern, Gefängnissen, Kranken- und Irrenhäusern, in denen sich weibliche Insassen befinden, bei der Armenpflege (wenn dieselbe in besseren Zeiten immer noch nöthig) u. s. w., kurz bei allen Anstalten, in denen weibliche Anordnung und Hilfe unbedingt natürlicher, sittlicher und entsprechender ist, als männliche Art und Weise. Und zwar dies Alles gerade deshalb, weil die Frauen der Zukunft nicht etwa sich befleißigen werden, das Thun der Männer nachzuahmen, sondern weil sie sich zu einer edlen Weiblichkeit durchgearbeitet haben werden, welche in der That bestimmt ist den Mann zu erheben, statt das, was man jetzt unter Weiblichkeit versteht sich nur zu oft als niederziehendes Bleigewicht an seine Füße hängt und sein Fortschreiten hemmt.

Und wie dann auch der Wahlmodus für spätere gesetzgebende und gesetzhütende Versammlungen sein mag, es wird kein anderer sein, als ein für Männer und Frauen ganz gleicher. Es wird wohl nicht allzulanger Zeit mehr bedürfen bis man den Frauen begreiflich gemacht hat, daß gerade je mehr es sich darum handelt ihre weibliche Würde in allen Punkten gewahrt zu sehen, sie auch

befähigt sein müssen, ihren weiblichen Ansichten, ihren weiblichen Willen zur gesetzlichen Geltung zu bringen neben dem männlichen, das allein ist eines auf die Principien des Menschheitsideals gegründeten Staates würdig. Wir sagen zur gesetzlichen Geltung, denn auf ungesetzliche Weise durch Beherrschung des Mannes mit den Mitteln der Heuchelei und Schmeichelei ihren Willen, besonders im persönlichen Interesse durchzusetzen, ist noch selten eine Frau in Verlegenheit gewesen. Dies letztre hat dann zu jenem unwürdigen Weiberregiment geführt, das von den schlechteren des Geschlechts geübt wird, die meist auch nur darum schlecht geworden, weil sie kein andres Mittel fanden, sich geltend zu machen — und dies Streben liegt so gut im Charakter des Weibes, wie in dem des Mannes.

Wie in den Gemeindeversammlungen werden in den gesetzgebenden Versammlungen Frauen neben den Männern tagen, je nachdem das Vertrauen ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen ihnen sich zuwendet. Verdienen sie dies nicht — nun so wird man sie nicht wählen!

Der von Frauen und neben den Männern beeinflußte Staat wird den Frauen gleiche Rechte und also auch gleiche Bildungsmittel gewähren, wie den Männern. In den höheren Schulen, mag man sie nun Gymnasien und Universitäten oder wie man sonst will, nennen, wird man solche Einrichtungen treffen, welche von Frauen für Frauen als die ersprießlichsten erachtet werden und so wenig, wie je Frauen sich unterfangen möchten zu sagen: so weit geht die Lern- und Leistungsfähigkeit des Mannes und nicht weiter, so wenig werden Frauen sich künftig das Gleiche von den Männern, ohne

vorhergegangene Probe vorschreiben lassen können. Darüber werden eben erst Versuche entscheiden, wie sie bisher noch niemals gemacht worden sind. — In jenen Lehranstalten werden dann eben in der Anatomie, wie in allen jenen Punkten, welche das weibliche Zart- und Schamgefühl verletzen, sobald sie von und vor Männern ihnen auseinandergesetzt werden, Frauen den Frauen vortragen und weibliche Aerzte werden das künftige Frauengeschlecht allein behandeln.

So wird es wohl auch weibliche Rechtsanwalte geben denen eine Frau sich ganz vertrauen kann, wenigstens in Ehesachen und mit ihren Mutterrechten — auch wo es sich um Vertheidigung ihrer Vergehen und Fehltritte handelt — und auch weibliche Geschworne werden mit unter Denen sein, die ihr Urtheil sprechen. Durch dies Alles werden Weiblichkeit und weibliche Würde ungleich besser gewahrt und ihnen Rechnung getragen sein, als jetzt, wo man die Frauen von allen diesen Aemtern ausschließt.

Alles, was wir von der Gegenwart fordern und von der Zukunft hoffen, fordern und hoffen wir nicht in der thörichten Voraussetzung, es bestehe kein Unterschied zwischen Frauen und Männern, nicht allein physisch, sondern auch psychisch, noch viel weniger fordern und hoffen wir es, damit das Weib die ihm endlich gegebene Freiheit gebrauche, sich der Familie und ihren Pflichten zu entziehen, sondern vielmehr, um dieselben um so reiner und treuer üben zu können. Wir fordern und hoffen eine solche höhere und vielseitigere Entwicklung des weiblichen Wirkens nicht allein im Inieresse der Frauen, sondern ebenso im In-

teresse der Männer, des Volkes, des Vaterlandes, der ganzen Menschheit.

Wir sind überzeugt, daß, wenn den Frauen Gelegenheit gegeben wird, sich auszubilden und alle ihre Fähigkeiten zu entfalten in einem denselben entsprechenden Wirkungskreis und in der Möglichkeit sich selbst erhalten und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein zu können, mit Einemmale sehr viel Noth, Unglück, Verbrechen aus der Welt geschafft sind und daß dadurch der weibliche Charakter von vielen der schlechten Eigenschaften gereinigt wird, die jetzt nur eine Folge der niederdrückenden Verhältnisse sind, unter welchen die Frauen auferzogen werden.

So lange man für die Frauen Liebe und Ehe nicht wie für den Mann als Verherrlichung und Vollendung des eignen Wesens betrachtet, sondern als den Hauptzweck ihres Daseins, die Liebe zum süßen Spiel, die Ehe zur Versorgungsanstalt entwürdigt — so lange nährt man in den Frauen nur Eitelkeit und Gefallsucht, Berechnung und Profanirung des heiligsten Gefühls. Sind ihre Interessen auf ernste Dinge gerichtet, sind sie sich bewußt, selbstständig ihren Weg durchs Leben gehen und für sich wie für Andere arbeitend leben, streben und nützen zu können — : so werden sie sich nicht in thörichter Sehnsucht nach Liebe verzehren und noch weniger in unwürdiger Weise nach einem Freier ausschauen und sich elend und unnütz fühlen, wenn derselbe ausbleibt — : aber ein solches Mädchen würde sich freudig hingeben an den Mann, mit dem es jede Sympathie vereint und es wird dies doppelten Werth haben. Doppelt schön ist eine Ehe, in der sich zwei gleichstehende, gleichberechtigte Wesen

in freier Wahl zusammenfinden, ohne berechnende Nebenabsichten und wenn Liebe und Seelensympathie den Bund geschlossen, wird ein gemeinsames Weiterstreben eine neue Quelle des Glückes für das Paar sein. Gern wird ein liebendes Weib als ihre nächste Pflicht, die gegen ihre Familie betrachten und ein geistig hochstehendes wird sie, sei es gegen Eltern oder Kinder um so schöner erfüllen.

Die Familie wird um so herrlicher dastehen in der Zukunft als ihre Glieder nur durch Liebe, nicht durch den Zwang der Verhältnisse aufeinander angewiesen sind und nicht ein Theil von dem andern sich durch das Herkommen unterdrückt und übervortheilt sieht. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander wird ein um so reineres und edleres werden, als sie nicht nur im geselligen Verkehr, wo Jeder bestrebt ist sich von der vortheilhaftesten Seite zu geben, sondern im gesellschaftlichen, im collegialischen, im politischen Verkehr des öffentlichen Lebens einander kennen lernen. Es wird sich dann nicht bei jeder Gelegenheit das erotische Element einmischen, wenn weibliche und männliche Seelen in Wissenschaft oder Kunst, in Politik oder Religion miteinander harmoniren, sich in ihrer geistigen Entwicklung gegenseitig fördern oder nach einem gemeinsamen Ziele streben und es wird auch das dazu beitragen, beide Geschlechter zu fördern und das Leben edler zu gestalten. Man wird dann auch nicht mehr begreifen, wie es einst eine Zeit gab, wo die meisten Männer die Frauen zu weiter nichts gut hielten, als zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit und die Mädchen theils selbst zitterten, wenn sie einmal einen Mann allein begegneten, theils sich verdächtigt sahen, wenn sie sich eifrig mit ihm unterhielten. Wie viel weniger Täuschungen aber wird

es in Liebe und Ehe geben, wenn beide Geschlechter einander besser kennen gelernt und wie viel ungesuchter und ungefälschter wird sich Seele zur Seele finden.

Nur gewinnen kann in der Zukunft das Leben in allen seinen Theilen! Das junge Mädchen verträumt die Zeit nicht mehr müssig, es hat seine Lern- und Vorbereitungsjahre, es macht sich nützlich und nur die Liebe führt es zum Traualter und damit in einen neuen Pflichtenkreis, mit dem es oft auch noch den früheren Beruf verbinden kann, wie der Mann den seinen. Die Hausfrau, die auf eine genützte Jugend zurückblicken kann, macht nun ihr Haus zum Tempel der Zufriedenheit und des Schönen, die Mutter erzieht ihre Kinder für das Vaterland und die Menschheit und pflegt jedes Ideal in ihnen — die Unvermählte, die Wittwe, die ältere Frau: sie alle sind nicht unbefriedigt; sie haben einen Wirkungskreis, entweder in einem Beruf, der sie zugleich ernährt oder doch in der Gemeinde, im Staatsleben. Unter allen Einwänden, welche man gegen die Betheiligung der Frauen, z. B. an den Wahlen und an sonstigen Gemeinde- oder politischen und sozialen Angelegenheiten vorbringt, ist nämlich der der allerlächerlichste: die Hausfrauen, die Mütter würden keine Zeit dazu finden! Als wenn nicht jetzt die bloßen geselligen Pflichten und Gewohnheiten, diese Besuche, Kaffees, Thees mit allen dazu nöthigen Toilettenkram gerade so viel Zeit in Anspruch nähmen und die Frau gewisser Stände noch weit mehr aus dem Hause führten, als dies auch die eifrigste Betheiligung am Gemeindeleben mit sich bringen würde! Diese Betheiligung macht sie noch außerdem zur Gefährtin des Gatten, jene entfremdet sie ihm eher.

Doch, wir wollen uns den Blick in die Zukunft am Schluße unsres Buches nicht mit Eingehen auf solche Lächerlichkeiten trüben. Genug, daß wir wissen: **Die Zukunft ist unser!**

Wie sie sich gestalten, wie weit sie unsere Prophezeiungen erfüllen wird, wiebald oder wie spät, wer möchte es sagen wollen? Aber, wir wissen, daß, wo es sich um den Fortschritt der Menschheit handelt die Erfüllung jede Vorhersagung immer weit übertrifft. Darauf vertrauen auch wir!

Wie wenig auch bisher den Frauen Gelegenheit geboten ihre Fähigkeiten zu entfalten, wie noch seltner einzelnen vergönnt war, aus den Verborgenheiten des Wirkens im Familienkreis herauszutreten auf einen größeren Schauplatz, und wie immer nur von den Wenigsten auf sie Rücksicht genommen und ihrer gedacht ward: die Geschichte hat uns dennoch den Namen vieler Frauen aufbewahrt, die Großes geleistet haben. Man hat sie wohl hoch geprießen und bewundernd anerkannt: aber man hat sie als **Ausnahmen** ihres Geschlechtes betrachtet — man hat ihren „männlichen" Charakter, „männlichen" Geist u. s. w. gerühmt.

Wir aber hoffen, daß wenn die Zukunft den Frauen, die **gleichen Rechte**, wie den Männern auf Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Anlagen und auf uneingeschränkte Bethätigung derselben gewährt haben wird, sehr wohl was einstens „Ausnahme" war, sich verallgemeinern kann und dann das Beiwort „männlich" nicht mehr als das höchste Lob für weibliche Charakterstärke und Thatkraft gilt. Wir wagen nicht zu glauben, daß die Menschen jemals über alle Unvollkommenheiten und Mängel er=

haben sein werden, — aber wir sind überzeugt, daß ma
dieselben künftig nicht nur den Frauen wird zuschreibe
dürfen, daß vielmehr gerade sie berufen sein werden, ei
neues Zeitalter heraufzuführen, darin sie als Hüterinne
und Priesterinnen des Ideals den Männern helfen i
allen Bestrebungen, welche das Heil der Menschheit be
zwecken.

So schließen wir mit der Wiederholung unsres vorige
Spruches:

Verschieden theilt der Schöpfer seine Gaben —
Doch was der Mensch erreichen will und kann,
Das kommt ihm zu — sei er ein Weib, ein Mann.

Leipzig-Reudnitz. H. Bachmann.